

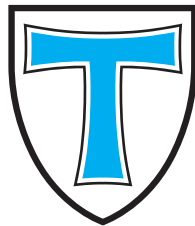
Jahrgang 53 | 2020

Gießener Universitätsblätter



Jahrgang 53 | 2020

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft e.V.**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrte Leserschaft bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: *Autoteile Wobst*
 Menges Immobilien
 Sparkasse Gießen
 Fonds und mehr
 Artikum
 RA Sven Köppe
 Stadtwerke Gießen

Umschlaggestaltung: Das Liebig-Laboratorium zu Liebigs Zeiten. (Zeichnung von J. M. Bayrer, 1841, im Besitz der Justus Liebig-Gesellschaft zu Gießen e. V.)
Siehe den Beitrag von Franziska Müller „Das Liebig-Laboratorium als Erinnerungsort und sein Potential zum UNESCO-Weltkulturerbe“, S. 103 ff.

<i>Herausgeber</i>	Gießener Hochschulgesellschaft e.V.
<i>Schriftleitung</i>	Prof. Dr. Joachim Jacob Institut für Germanistik Justus-Liebig-Universität Gießen Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10B 35394 Gießen Telefon 0641 9929070 joachim.jacob@germanistik.uni-giessen.de
<i>Redaktion</i>	Dr. Angelika Müller-Scherf Postfach: Ludwigstraße 23 35392 Gießen Telefon 06409 804312 dr@angelika-mueller-scherf.de
<i>Druck und Verlag</i>	Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen
ISSN	0533-8689

Inhalt

I. Aus Universität und Stadt

Ehrentafel	6
Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft.....	7
Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft: Rückblick 2019	11
<i>Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen:</i>	
Rede zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen am 29. November 2019	13
<i>Angela Dorn, Staatsministerin für Wissenschaft und Kunst:</i>	
„Wissenschaft in Zeiten gesellschaftlicher Spaltung“ Festvortrag anlässlich des Akademischen Festaktes der Justus Liebig-Universität Gießen am 29. November 2019.....	21
<i>Die Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen:</i>	
Wissenschaft und Politik in der Krise – ein gelingender, zukunftsfähiger Weg	25

II. Themen und Thesen

LANDWIRTSCHAFT AM LIMIT – WELTERNÄHRUNG IM WANDEL

Ringvorlesung des Präsidenten Vorwort	29
<i>Maria Krautzberger, Präsidentin des Umweltbundesamtes, Berlin,</i>	
<i>Knut Ehlers, Fachgebietsleiter „Landwirtschaft“ Umweltbundesamt, Dessau-Roßlau:</i> „Stickstoff – zu viel des Guten?“	31
<i>Thorsten Schäfer-Gümbel,</i>	
<i>Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ), Eschborn:</i> Ernährungssicherung in Entwicklungsländern: Welche Potenziale bietet die Landwirtschaft?	43
<i>Julia Klöckner, Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft, Berlin</i>	
„Smarte Anwendungen im Stall und auf dem Feld – Landwirtschaft als Vorreiter bei der Digitalisierung“	53

III. Fächer, Forschung, Perspektiven

<i>Sigrid Ruby:</i>	
„Empfangsräume. Entwurf einer Poetik“	59
<i>Dagmar Klein:</i>	
Die Anfänge der Säuglingsfürsorge in Gießen. Zum Doppeljubiläum in 2019: 120 Jahre Kinderpoliklinik mit Mütterberatung und 110 Jahre Großherzogliche Zentrale für Mütter- und Säuglingsfürsorge	77
<i>Alissa Theiß:</i>	
Die Sammlungen der Universität Gießen	85
<i>Franziska Müller:</i>	
Das Liebig-Laboratorium als Erinnerungsort und sein Potential zum UNESCO-Weltkulturerbe	103
<i>Bernhard Hartmann:</i>	
Mehr als nur Arbeit am Wort. Vom Zugesein und den Aufgaben des Übersetzers	113

Inhalt (Fortsetzung)

V. Aktuelle Forschungsprojekte

Mathilde Hennig, Nilüfer Cakmak-Niesen, Philipp Meisner:

DFG-Langfristvorhaben an der JLU Gießen:

Syntaktische Grundstrukturen des Neuhochdeutschen.

Zur grammatischen Fundierung eines Referenzkorpus Neuhochdeutsch 125

Peter v. Möllendorff:

Schönes Hören. Theorie und Praxis literarischen Hörens in der Antike 137

VI. Berichte aus geförderten Projekten

Katrin Dolle, Semjon Aron Dreiling:

Die homerische Irrfahrt in Bildkünsten und Populärkultur.

Interdisziplinäre Tagung der Institute für Kunstgeschichte und Klassische Philologie ... 145

Sarah Angelow:

Nach den Sternen greifen 147

Leonie Kopineck, Greta Katharina Klein:

Sachbericht Theatermaschine 2019 149

Matthea Schmale:

Theater- und Konferenzreise zum Kolloquium der Société internationale pour l'étude

du théâtre médiéval (SITM) in Genua..... 151

Eva Holling:

Performance-Festival IN/BETWEEN 155

Matthias Höher:

"Post-War Land Use Change in Colombia" 159

Elena Xoplaki:

Summer School "Climate Change Impacts on the MED-Agro-Food Chain" 161

Benjamin Hoesch:

UNA SOLO bei „Musik im Pausenraum“ im Gießener Rathaus 163

Li Lorian:

Only If I Have Nothing to Cite, I Dance 165

Maria Obermeier, Helena Waldvogel, Calendal Klose,

Paula Trummer, Laura Schilling:

Diskurs-Festival "never again" 169

Oliver Klaassen, Cathérine Ludwig-Ockenfels, Jana Tiborra,

Prof. Dr. Ansgar Schnurr (beratend), Katharina Wolf:

Interdisziplinäre Konferenz: Renegotiating Minoritarian In_Visibilities 173

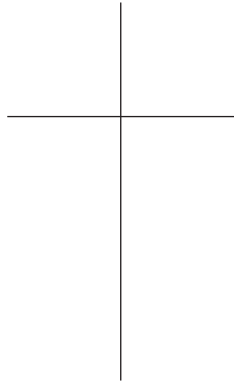
VI. Dissertationsauszeichnungen 2019 179

VII. Personalia 189

VIII. Biographische Notizen 193

I. Aus Universität und Stadt





EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Helmut Berding

Prof. Dr. theol. Hermann Joseph (Gerhard) Dautzenberg

Prof. Dr. Franz Dietzel

Ivar Günther

Prof. Dr. Erwin Leibfried

Prof. Dr. Gertrud Rehner

Dr. Hermann Schülling

Prof. Dr. Heinhard Steiger

Günther Wackermann

Prof. Dr. Norbert Werner

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft

Liebe Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft,

gefangen in der permanenten Nachrichtenflut zu einer uns alle betreffenden Pandemie, kann man sich kaum innerlich frei machen, um über das vergangene Jahr in und mit der GHG nach zu denken. Und selbst wenn es gelingt, steht doch ganz



präsent vor Augen, dass vor der jetzigen biologischen Virussituation, unsere *Alma Mater* zum Jahreswechsel 2019/2020 von einer ganz anderen Virussituation betroffen war, dem Cyberangriff auf die JLU. Beides wird, wie so viele Herausforderungen an unsere Universität, aber auch die Stadt Gießen, bewältigt werden können, aber auch unsere kleine GHG-Welt ist eine andere Welt geworden durch die Ereignisse des letzten halben Jahres und es wird noch eine ganze Weile dauern, bis wieder das da ist, was einst so normal und selbstverständlich erschien. Aber, Herausforderungen zu begegnen heißt ja auch, dass es eine Perspektive gibt, ansonsten könnten wir auch einfach alles sein lassen. Die Perspektive ist es, die jetzt unsere Arbeit in der GHG betrifft, und zwar im Sinne einer Utopie, nicht einer Dystopie. Noch sehen wir nicht den Termin im Kalender, an dem wir wieder gemeinsam der Musik des Universitätsorchesters lauschen dürfen, aber wir sehen schon jetzt den Weg, den wir gehen müssen, damit unser Förderprojekt „Konzertzimmer“ dann erfolgreich erreicht ist, wenn wir uns wieder miteinander, ohne Maske oder Videokonferenz, persönlich begegnen können.

Noch sehen wir das Schild „Geschlossen“ am Faculty Club, dem Ort, an dem wir uns im vergangenen Jahr mehr als dreißig Mal treffen durften, um miteinander zu reden, zu lachen, ein Glas Wein zu trinken, aber auch miteinander über Dinge zu reden, die uns traurig machen. 55 Mitglieder



sind neu bei uns, aber andere, liebgewordene Menschen sind von uns gegangen. Menschen an die wir denken, von deren Erfahrung wir in der Gesellschaft bereichert sind, aber eben auch Menschen, die neu mit ihren Erfahrungen zu uns kommen, ein Schatz, den zu heben es sich lohnt, voller Vorfreude darauf zu warten, dass der Faculty Club wieder öffnet. Eine schöne Perspektive, finden Sie nicht auch?

2019 war ein reiches, wertvolles Jahr für die GHG. Viele Treffen, Feste, Konzerte. Höhepunkte sicherlich das Universitätssommerfest, an das wir uns umso dankbarer erinnern sollten, als das diesjährige Fest ja leider ebenso ausfallen muss wie das Benefizkonzert für unser Förderprojekt „Konzertzimmer“, aber auch der akademische Festakt, an dem die von uns finanzierten Dissertationspreise zwar für geleistete Arbeiten vergeben werden, aber doch in die Zukunft leuchten für den jeweiligen akademischen Weg der Promovierten. Für uns sind auch in jedem Jahr die Vergabe der Deutschlandstipendien ein wichtiger Termin, an dem wir unsere gesellschaftliche Aufgabe in der Schnittmenge von universitärem und städtischem Engage-



Die Preisträgerinnen und Preisträger der Dissertationspreise (ab 2. von links: Dr. Suzanne Robin Jacobs, Dr. Elisa-Maria Hiemer, Dr. Tamara Muñoz Caro, Dr. Mario Kompauer, Dr. Nabila Abbas, Dr. Priscilla Sarai Kraft) mit dem JLU-Vizepräsidenten Prof. Dr. Dr. Peter Kämpfer (links) und dem GHG-Vorsitzenden Prof. Dr. Volker Wissemann (rechts).

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

ment ganz handfest in die Förderung junger Menschen an der JLU und in Gießen umsetzen. Wie wichtig solche Förderungen sind, sehen wir jetzt, wo für viele Studierende Hilfe notwendig ist, weil ihre Möglichkeiten, den Lebensunterhalt zu verdienen, von heute auf morgen, unvorhersehbar in Beginn und Dauer, verloren gegangen sind.

Aus unserer Sicht birgt jedoch jede Krise auch die Möglichkeit, verändert und vielleicht auch gestärkt, aus ihr heraus zu kommen. Vielleicht lesen Sie in diesem Geist den vorliegenden Band, den Herr Prof. Jacob und Frau Dr. Müller-Scherf wieder so liebevoll und professionell für uns zusammengestellt haben. Was war es für ein reiches akademisches Jahr, über das wir hier lesen können. Was war es für eine Freude, dass wir an den allermeisten der Termine teilnehmen konnten als Mitglieder der GHG. Und was war es für ein Glück, dass wir dies gemeinsam erleben durften und Erinnerungen sammeln konnten, für die Zeit jetzt, wo es guttut, von Erinnerungen an Gemeinsames zehren zu

können. Ein wenig ist es jetzt wie mit der Maus Frederick im Buch von Leo Lionni. Sie genießt im Sommer die Wärme, die Sonnenstrahlen und wird von den anderen Mäusen gescholten, weil sie zu wenig arbeitet. Aber, als im Winter allen Mäusen langweilig und kalt ist, da kann Frederick von der Sonne erzählen, von den wärmenden Strahlen, so intensiv, so lebendig, dass den anderen Mäusen warm wird und sie die Dauer der Kälte überstehen. Und so ist es jetzt. Wie Frederick erzählen uns die Gießener Universitätsblätter von einer Zeit, die wir uns wieder herbeiwünschen, es ist ein Erinnerungsschatz, der hilft, noch ein wenig zu warten, voller Vorfreude.

Aber, das „Innehaltenmüssen“ verschafft uns auch die Zeit, darüber nachzudenken, ob es denn so weiter gehen soll wie vorher? Im letzten GHG-Aktuell haben wir von den „Wegen“ gesprochen, um die es 2020 in der GHG gehen sollte. „Wege des Miteinanders, Wege des Neuen, aber auch des Bewährten, es geht aber auch um das Begradigen von Wegen, das Ent-

fernen von Steinen, die im Weg liegen, das Umwandern von Hindernissen und Bedenken, das Verbreitern frischer Pfade zu einem Weg, neue Ziele mit einem Weg zu erschließen, damit wir alle hinkommen zu diesem Ziel, gemeinsam und ohne die Gefahr, dass jemand nicht dem Weg folgen kann.“

Nun haben sie uns eingeholt, die neuen Wege, und manch einer und eine sieht im Moment mehr Wege, auf denen „Betreten-verbo-

ten“-Schilder als „Herzlich-Willkommen“-Schilder stehen. Ja, 2020 wird für die GHG eine Herausforderung und ein Jahr des Wegebbaus, um Sie alle zu erreichen. Es hilft unserer Gesellschaft sehr, wenn Sie von Ihrer Seite auch schon einmal anfangen, den Weg zu uns vorzubereiten, dann treffen wir uns schneller. Und so wünschen wir Ihnen ein gutes Jahr 2020 mit den Worten von Klaus Peter Hertzsch: „Vertraut den neuen Wegen und wandert in die Zeit“.

Mit herzlichen Grüßen

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Vorstands

Dr. Rainer Langner
Präsident des Verwaltungsrats

Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft: Rückblick 2019

Die in 2007 gegründete Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft kann auf ein erfolgreiches Jahr 2019 zurückblicken. Unser Dank gilt Ihnen, den Stiftern und Stifterinnen. Sie haben in den vergangenen Jahren und auch aktuell mit 1250 € dazu beigetragen, dass sich das Stiftungskapital erhöht und die Erträge für die Vorhaben der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) zur Unterstützung der JLU zur Verfügung gestellt werden konnten. Ein weiterer Dank gilt dem Schatzmeister der GHG und Stiftung, Herrn Uwe Lehmann. Seit mehreren Jahren verwaltet er das Stiftungsvermögen und verfolgt in Übereinstimmung mit Beirat und Vorstand eine Anlagestrategie, deren Ziel es ist, dieses stetig zu vermehren. Allerdings bedeutet dieses Ziel immer wieder eine große Herausforderung und erforderliche Wachsamkeit gegenüber den Kapitalmärkten, vergegenwärtigen wir uns die jetzt schon länger anhaltende Niedrigzinspolitik und nun die Kursstürze und Aktienverluste als Folgen der sich weltweit ausgebreiteten SARS-CoV-2-Pandemie.

Eine unmittelbare Folge des in Deutschland ausgebrochenen Corona-Virus waren auch die Präventions- und Schutzmaßnahmen, die

gebotenen Verhaltensweisen, der Corona-Virus-Verbreitung vorzubeugen, entschieden Beiratsvorsitzende und Vorstandsvorsitzender die einmal jährlich stattfindende und für den 16. März 2020 geplante gemeinsame Sitzung von Stiftungsbeirat und Stiftungsvorstand abzusagen. Da zum Zeitpunkt der Stiftungs-Berichterstattung (April 2020) diese Sitzung noch nicht nachgeholt werden konnte, erfolgt die hier kurz skizzierte Stiftungs-Vermögensentwicklung auf der Grundlage der vom Schatzmeister erstellten Rechnungslegung 2019. Aus o.g. Gründen konnte sie nur per Mail weitergeleitet und nicht persönlich erörtert werden. Erforderliche Beschlüsse der Mitglieder und die Entlastung des Vorstands per Antrag werden sobald wie möglich erfolgen. Ausgehend von einem Startkapital von 600.000 € in 2007 entwickelte sich dieses in den darauffolgenden zwölf Jahren bis zu einem Anlagevermögen in Höhe von 782.200 € (Stand 31. Dezember 2019). Gemessen am vorjährigen Stand verbesserte sich das Anlagevermögen um 48.632 €. Grund hierfür ist die im Vergleich zum Jahr 2018 zu beobachtende außerordentliche positive Kursveränderung. Sie schlägt sich in einem in 2019 erzielten Kursgewinn von knapp 50.000 € nieder.

Die aus dem Stiftungskapital erwirtschafteten Erträge lagen bei 23.018 €; bezogen auf das erreichte Stiftungskapital von 760.787 lag somit die Rendite – wie etwa in den Vorjahren – bei

3,3 %. Der Wertpapierertrag ermöglicht es dem Stiftungszweck entsprechend 25.000 € an den gemeinnützigen Verein Gießener Hochschulgesellschaft in 2019 auszuschütten. Diese Entscheidung basiert auf der in der

Bankverbindung für Zustiftungen:

Begünstigter:	Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft
IBAN:	DE41 5135 0025 0000 4527 69
BIC:	SKGIDE5F
Verwendungszweck:	Zustiftung

notwendigerweise von Seiten des Bundes und der Länder veranlasst wurden. Aufgrund des am 13. März 2020 von der JLU-Kanzlerin, Frau Susanne Kraus, herausgegebenen Rundschreibens mit entsprechenden Maßnahmen und

Rechnungslegung 2018 vorgelegten Ausschüttungsplanung für 2019. Sie schaffte somit eine zusätzliche Planungssicherheit für solche Vorhaben, die die Gießener Hochschulgemeinschaft „traditionell“ Jahr für Jahr der Justus-Liebig-Universität Gießen zugutekommen lässt.

Prof. i.R. Dr. Ingrid-Ute Leonhäuser
Vorsitzende des Stiftungsbeirats

Beirat und Vorstand sind sich einig, dass sie die vom ersten und bisherigen Beiratsvorsitzenden, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Bernd Hoffmann, initiierten Aktivitäten und wertvollen Erfahrungen weiterhin verstärkt nutzen werden, kontinuierlich Zustiftungen zu gewinnen, um das Stiftungsvermögen nach und nach anwachsen zu lassen.

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Stiftungsvorstands

Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Rede zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen am 29. November 2019

Sehr geehrte Mitglieder des Deutschen Bundestags und des Hessischen Landtags,
verehrte Frau Staatsministerin Dorn,
verehrte Frau Oberbürgermeisterin,
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter befreundeter Hochschulen und Einrichtungen,
verehrte Preisträgerinnen und Preisträger,
verehrte Stifterinnen und Stifter,
meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste,

im Namen des gesamten Präsidiums der Justus-Liebig-Universität Gießen heiße ich Sie herzlich willkommen zu unserem diesjährigen Akademischen Festakt. An diesem wichtigsten Tag im akademischen Jahreslauf an der JLU ehren wir herausragende Leistungen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Viele von Ihnen, verehrte Preisträgerinnen und Preisträger, werden zukünftig Führungspositionen in der Wissenschaft und darüber hinaus bekleiden. Ihnen gilt an diesem höchsten Feiertag der JLU unsere besondere Wertschätzung. Ich freue mich sehr darüber, dass Sie, Frau Staatsministerin Dorn, es sich nicht haben nehmen lassen, in diesem Jahr den festlichen Rahmen hier bei uns mitzugestalten. Der Zufall will es im Übrigen, dass am heutigen Tag der 70. Geburtstag meines Amtsvorgängers Stefan Hormuth wäre, der viel zu früh – unmittelbar nach der Amtsübergabe Ende 2009 – im Alter von 60 Jahren verstorben ist. Von dieser Amtsübergabe vor zehn Jahren ist ein Bild überliefert, das Sie – Frau Ministerin Dorn – als frisch gewählte Abgeordnete in der zweiten Reihe zeigt, wie Sie mit uns allen in dieser auch damals vollen Aula Herrn Hormuth nach seiner Abschiedsrede *standing ovations* bereiten. Vielleicht auch vor diesem Hintergrund eine besondere Fügung für Sie selbst, heute – genau zehn Jahre später, und diesmal als Festrednerin in der ersten Reihe – wieder bei uns zu sein ...

Das Thema Ihres Festvortrags, Frau Ministerin – „Wissenschaft in Zeiten gesellschaftlicher Spannung“ –, ist der Ausgangspunkt für meinen Rückblick auf das vergangene Jahr und den Ausblick auf das kommende Jahr und die 2020er Jahre. Zweifelsohne leben wir in Zeiten gesellschaftlicher Spannung, und es ist unsere



Universitätspräsident Joybrato Mukherjee während seiner Rede zum Festakt am 29. November 2019 in der Aula der Justus-Liebig-Universität Gießen.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)



Musikalisch umrahmt wurde der Festakt von Mitgliedern des Universitätsorchesters.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

Aufgabe an der JLU Gießen, unsere Rolle als größte landesfinanzierte Bildungseinrichtung in der Region und als zweitgrößte Hochschule des Landes vollumfänglich wahrzunehmen. Dazu gehört neben der Forschung und der Lehre eben auch die Transferfunktion, die "third mission", die wir verfolgen. Im Sinne des Wissenschaftsrates und seiner Empfehlungen ist unser Transferbegriff dabei ein sehr breiter: neben der Transfersäule „Anwenden und Verwerten von Erkenntnissen“ sind für uns die beiden Säulen „Kommunizieren“ und „Beraten“ mindestens genauso wichtig für unsere "third mission". Gerade im vergangenen Jahr hat diese Mission viele Aktivitäten an der JLU Gießen geprägt – einige wenige Beispiele will ich hier nennen:

- Wer in der vergangenen Woche bei dem Vortrag von Herrn Dr. Anton Hofreiter zur Landwirtschaft im Zeichen der Klimakrise hier in der ebenso vollen Aula war, wer die Wortbeiträge der Landwirte aus der Region verfolgt hat, wer das lebhaft und kontroverse Ringen um den richtigen Weg in der zukünftigen

Landwirtschaft erlebt hat, der hat einmal mehr gesehen, dass diese Universität Plattformen für eben diese Form der argumentativen Auseinandersetzung bietet. Ich meine, dass dies ein gutes Beispiel dafür war, wozu der Bundespräsident vor 14 Tagen bei der Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz uns alle ermuntert hat: gerade in diesen Zeiten müssen wir Universitäten uns als Orte einer gleichermaßen demokratischen wie leidenschaftlichen „Streitkultur“ verstehen.

- Im Übrigen bin ich – anders als manche meiner Kolleginnen und Kollegen – ausdrücklich nicht der Meinung, dass Positionen politischer Parteien nichts an der Hochschule verloren hätten. Vielmehr gilt laut Art. 21 Grundgesetz: „Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit.“ Damit haben politische Parteien auch an den Hochschulen in entsprechenden Veranstaltungsformaten ihren Platz, wobei es natürlich keine parteipolitische Einseitigkeit geben darf. In der bereits angesprochenen Ringvor-



Akademischer Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen am 29. November 2019. Preisträgerinnen und Preisträger, JLU-Präsidium und Festrednerin Angela Dorn, Hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst. Erste Reihe von links: JLU-Kanzlerin Susanne Kraus, JLU-Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, Dr. des. Nabila Abbas (Dissertationsauszeichnung), JLU-Vizepräsidentin für Lehre und Studium, Verena Dolle, Prof. Dr. Peter Kämpfer, JLU-Vizepräsident für Forschung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses; 2. Reihe von links: Röntgen-Preisträgerin PD Dr. Adriana Pálffy-Buß, Wissenschaftsministerin Dr. Angela Dorn, DAAD-Preisträger Boris Pavlovic, JLU-Vizepräsident für Wissenschaftliche Infrastruktur, Prof. Dr. Michael Lierz; 3. Reihe von links: Dr. Priscilla Sarai Kraft (Dissertationsauszeichnung), Dr. Tamara Munoz Caro (Dissertationsauszeichnung), Dr. Benjamin de Haas (Preis der JLU), Prof. Dr. Alexander Haas (Wolfgang-Mittermaier-Preis); 4. Reihe von links: Dr. Elisa-Maria Hiemer (Dissertationsauszeichnung), Dr. Susanne Robin Jacobs (Dissertationsauszeichnung), Dr. Mario Kompauer (Dissertationsauszeichnung); 5. Reihe von links: Anja Horstmann (Wolfgang-Mittermaier-Preis), Dr. Susanne Martin (Wolfgang-Mittermaier-Preis), Dr. Katrina Richter (Dr.-Herbert-Stolzenberg-Preis), Henning Huchhausen (Dr.-Dieter-und-Sigrun-Neukirch-Preis), Dr. Claudia Schmieder (Dr.-Dieter-und-Sigrun-Neukirch-Preis). (Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

lesung „Landwirtschaft am Limit – Welter-nährung im Wandel“ freue ich mich daher sehr, dass am Ende des Semesters auch Frau Bundesministerin Klöckner über ihre Vorstel-lungen zur Landwirtschaft der Zukunft spre-chen wird.

- Zu unserer “third mission” gehört es ganz wesentlich, dass wir wissenschaftliche Er-kenntnisse vermitteln, ohne die eine rationale Meinungsbildung in der Öffentlichkeit und im politischen Raum nicht möglich ist. So haben sich z.B. in der Feinstaubdebatte die federführenden Gießener Wissenschaftlerin-nen und Wissenschaftler im Deutschen Zen-

trum für Lungenforschung zu Beginn des Jahres deutlich und differenziert positioniert und damit einen wichtigen Beitrag zur Ver-sachlichung und Erhöhung der Wissen-schaftsgeleitetheit dieser Diskussion geleis-tet.

- Auch zu der großen klimapolitischen Debatte unserer Zeit müssen wir als Universität Positi-on beziehen. Ja, wir sind mit der lokalen *Scientists for Future*-Gruppe und der lokalen *Students for Future*-Gruppe der Meinung, dass auch die JLU Gießen eine umfassende Nachhaltigkeitsstrategie entwickeln muss und dass sowohl die Institution als auch die



Dr. Benjamin de Haas (Abteilung für Allgemeine Psychologie der JLU) wurde mit dem mit 5.000 Euro dotierten Preis der Justus-Liebig-Universität Gießen ausgezeichnet. JLU-Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee übergab die Urkunde.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

ternational leben wir in spannungsreichen Zeiten – und auch hier sind wir als JLU Gießen in verschiedenen Kontexten sehr engagiert: Ob in dem wissenschaftlichen Austausch mit Wisconsin im Rahmen der Landespartnerschaft Hessen/Wisconsin, um einen außenwissenschaftspolitischen Gegenpol zu dem allgemeinpolitisch schwierigen Verhältnis zwischen Deutschland und den USA zu schaffen; ob in Kolumbien mit unserer federführenden Rolle im Instituto CAPAZ, um einen Beitrag zur Stabilisierung des höchst volatilen Friedens- und Aussöhnungsprozesses zu leisten; ob in unserer Kooperation mit türkischen Universitäten, um Plattformen für den wissenschaftlichen Austausch für unsere türkischen Partner und Freunde zu erhalten

– überall agieren wir immer auch im Sinne einer *science diplomacy* der Bundesrepublik Deutschland.

35.000 individuellen Mitglieder der JLU ihren Beitrag zu einem nachhaltigen Umgang mit unseren natürlichen Ressourcen leisten müssen. Es sind zum Teil aber schwierige Fragen damit verbunden: Wo können wir im Alltag welche Verhaltensweisen – etwa zur Plastikmüllvermeidung auch in den Laborwissenschaften – ändern? Wie können wir die Zahl dienstlich veranlasster Flugreisen reduzieren, ohne den in der Wissenschaft notwendigen internationalen Austausch einzuschränken? Welche Möglichkeiten bieten hierzu digitale Formate? Wie können wir eine bessere Energie- und CO₂-Bilanz erzielen, wenn wir auch auf absehbare Zeit sehr viele energetisch ungünstige Gebäude betreiben müssen? Wir werden diese und weitere Punkte in unserer Nachhaltigkeitsstrategie adressieren.

– Und schließlich: unsere “third mission” hört nicht an den nationalen Grenzen auf. Auch in

Meine Damen und Herren, die JLU Gießen blickt in ihren beiden Kernmissionen Forschung und Lehre auf ein außerordentlich erfolgreiches Jahr zurück. Lassen Sie mich diese Erfolge anhand von einigen Indikatoren vermessen. Zunächst Auszeichnungen: Erneut haben Mitglieder der JLU höchste – auch internationale – Preise erhalten, so unter anderem Herr Kollege Schreiner den Preis für Physikalisch-Organische Chemie der *Royal Society of Chemistry* und Herr Kollege Seeger den hochdotierten Balzan-Preis 2019. Auch in diesem Jahr gingen zwei der begehrten europäischen ERC Grants an JLU-Mitglieder in der Psychologie und in der Medizin sowie zwei Heisenberg-Förderungen in die Agrarwissenschaft und in die Mathematik. Und auch in die

sem Jahr wurden JLU-Mitglieder in hohe Ämter im Wissenschaftsmanagement und in Fachverbänden gewählt, so z.B. Frau Kollegin Becker zur Präsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft und Herr Kollege Uffelmann zum Nachfolger von Frau Kollegin Wingender als Vorsitzender des Deutschen Slavistenverbandes. Zahlreiche große Verbundprojekte – Sonderforschungsbereiche und Transregios, nationale und internationale Graduiertenkollegs, Forschungsgruppen und Schwerpunktprogramme ebenso wie LOEWE-Zentren und -Schwerpunkte des Landes Hessen sind ganz oder teilweise an der JLU angesiedelt. Gemeinsam mit den vielen Einzelerfolgen Gießener Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bewegen wir uns nunmehr bei etwa 110 Millionen EUR an Forschungsfördermitteln und weiteren eigenen Einnahmen, die wir von außen jährlich einwerben. Im Jahr 2019 ist uns im international maßgeblichen THE-Ranking erneut attestiert worden, weltweit zu den TOP-400-Universitäten zu zählen. Rankings sind zwar stets mit Vorsicht zu genießen, aber sie können einen Anhaltspunkt dafür bieten, wie es um unsere internationale Sichtbarkeit und Wettbewerbsfähigkeit bestellt ist; und wir stehen offenkundig gut da. Dies zeigt sich auch darin, dass zu Beginn des Jahres 2019 die beiden Förderungen für die neu eingeworbenen Exzellenzcluster, an denen die JLU beteiligt ist, begonnen haben: das Exzellenzcluster "Cardio-Pulmonary Institute", das wir als "managing institution" federführend administrieren; und das Exzellenzcluster "Post Lithium Storage" in der Batterieforschung, an dem wir als "participating institution" beteiligt sind. Gleichzeitig haben wir die maximal mögliche Förderung von 13 Jahren für unsere Exzellenzgraduiertenschule in den Kulturwissenschaften erhalten und haben kürzlich die kulturwissenschaftliche Graduiertenförderung wie vorgesehen mit einem Jahresbudget von knapp 1,3 Mill. EUR in die Grundfinanzierung der Universität übernommen.

Aufbauend auf den sehr leistungsfähigen Strukturen unserer insgesamt drei Graduiertenzentren widmen wir uns im Rahmen unseres Personalentwicklungskonzeptes nun auch sehr intensiv den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Postdoc-Phase und im Über-

gang zu ihrer ersten Professur. In diesem Zusammenhang bin ich sehr erfreut darüber, dass wir in diesem Jahr auch in der zweiten Runde des von Bund und Ländern finanzierten Nachwuchspaktprogramms erfolgreich gewesen sind und zusätzlich zu den 11 in der ersten Runde eingeworbenen Professuren 7 weitere neue Tenure-Track-Professuren einrichten können. Die JLU Gießen wächst damit auf Dauer zu einer Universität mit mehr als 400 Professorinnen und Professoren – dies sollte uns mit Blick auf unsere Leistungsstärke in den 2020er Jahren optimistisch stimmen. Allerdings werden wir in den 2020er Jahren in einem härter werdenden wettbewerblichen Umfeld eine noch stärkere Unterstützung des Landes brauchen, wenn es darum geht, internationale Spitzenwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler für sogenannte „Leuchtturmprofessuren“ an der JLU zu gewinnen oder hier zu halten.

In Studium und Lehre haben wir uns ebenfalls sehr erfolgreich entwickelt. Auch in diesem Wintersemester haben uns 6.700 Erstsemester ihr Vertrauen geschenkt, sodass wir in diesem Wintersemester an der JLU insgesamt ca. 28.000 Studierende verzeichnen. Die Zufriedenheit der Studierenden mit den Studienbedingungen ist bereits seit mehreren Jahren auf einem erfreulich hohen Niveau: In nahezu allen Fächerzonen bewegt sie sich bei 70–80 %. Nicht nur die Lehrevaluationen belegen die hohe Studienqualität an der JLU, auch die zahlreichen Preise – wie jüngst für unseren Allgemeinen Hochschulsport, der uns den Titel „Hochschule des Jahres 2019“ eingebracht hat – sowie die zahlreichen Förderungen für lehrbezogene Projekte bestätigen dies. Ich will beispielhaft den Bereich der Lehrerbildung nennen; in unseren Lehramtsstudiengängen studieren knapp ¼ unserer Studierenden, wir beteiligen uns aktiv an dem vom Land Hessen gewünschten Aufwuchs an Studienplätzen, und in der Lehrerbildung sind uns in 2019 erneut zwei große Erfolge gelungen:

- a) Zusätzlich zu den 11 Millionen Fördermitteln für die Gießener Offensive Lehrerbildung hat der Bund in einem wettbewerblichen Verfahren unseren Antrag auf besondere Förderung der Beruflichen Lehrerbildung – abge-

kürzt „GOBeL“ – mit zusätzlichen 2,5 Mill. EUR bewilligt.

- b) Der DAAD hat den Antrag der JLU Gießen mit dem Titel „International Mobility with Partners Abroad for Culturally Competent Teachers“ – abgekürzt IMPACCT – mit weiteren 500.000 EUR zur Verbesserung der internationalen Mobilität der Lehramtsstudierenden bewilligt.

So erfreulich dies ist: wir ruhen uns auf diesen Erfolgen nicht aus. Im Gegenteil: gerade in dieser Phase gilt es, das Studien- und Lehrangebot umfassend zu analysieren und uns für die 2020er Jahre bestmöglich aufzustellen. Dies ist das Ziel unseres strategisch ausgerichteten Review-Prozesses „Studium und Lehre“, den ich vor einem Jahr angekündigt habe und den wir bis Anfang 2020 abgeschlossen haben werden. Die Ergebnisse des Review-Prozesses werden uns unter anderem zeigen, an welchen Stellen wir unsere Studiengänge weiterentwickeln müssen, welche neuen – auch interdisziplinären – Studiengänge wir einrichten wollen, wie wir den Bereich der Fort- und Weiterbildung zu gestalten haben, wie wir in der Breite aller Studiengänge digitale Schlüsselkompetenzen vermitteln wollen und wie wir unser internationales Netzwerk noch zielgerichteter zur Rekrutierung talentierter internationaler Studierender nutzen wollen. Für Letzteres werden unsere drei internationalen Büros („JLU Information Points“), die wir an drei Partneruniversitäten in Australien, Kolumbien und Polen eröffnet haben bzw. in Kürze eröffnen werden, eine besondere strategische Rolle spielen.

Es ist absehbar, dass wir bei verschiedenen Herausforderungen im Bereich Studium und Lehre die besondere Unterstützung des Landes benötigen werden: das gilt z.B. für die Einführung des eigenständigen Psychotherapiestudiengangs, für die Umsetzung des Masterplans Medizin 2020 und insbesondere für die Bewältigung der neuen Studienplatzkapazitäten in der Medizin, die mit der Errichtung des Campus Kerckhoff in Bad Nauheim perspektivisch entstehen werden und eine gute Möglichkeit bieten, auch dem Ärztemangel im ländlichen

Raum zu begegnen. Bei all diesen Herausforderungen ist es, Frau Ministerin, unser gemeinsames Ziel, nach einem Jahrzehnt des enormen quantitativen Aufwuchses nun den Fokus auf die weitere Verbesserung der qualitativen Aspekte, insbesondere der Betreuungsrelation zu legen. Hier können die laut Koalitionsvertrag zusätzlich einzurichtenden 300 Professuren einen wesentlichen Beitrag leisten, wenn man diese an den richtigen Positionen mit einer schlüssigen Gesamtstrategie einrichtet.

Meine Damen und Herren, wir feiern in diesem Jahr 70 Jahre Grundgesetz, in dem es in Artikel 3 heißt: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.“ Als landesfinanzierte staatliche Einrichtung, aber auch als diejenige Universität mit dem bundesweit höchsten Studentinnenanteil von 62 % ist es uns an der JLU seit vielen Jahren ein Anliegen, die Unterrepräsentanz von Frauen auf den höheren Qualifikationsstufen abzubauen. Daher freue ich mich, dass wir in diesem Jahr die 30%-Marke beim Professorinnenanteil „geknackt“ haben. Damit ist uns, wie viele empirische Studien belegen, ein Meilenstein bei der Überwindung der strukturellen Benachteiligung von Frauen in der Wissenschaft gelungen – auch wenn noch ein längerer Weg vor uns liegt. Diesen Weg werden wir auch mit den hohen Fördersummen, die wir aus dem Professorinnenprogramm erhalten, konsequent weitergehen.

Meine Damen und Herren, Sie sehen: wir sind erfolgreich und engagiert unterwegs und nutzen in diesen Tagen den Rückenwind unseres Erfolgs, um uns strategisch auf die Herausforderungen der 2020er Jahre vorzubereiten: Dies tun wir mit den anderen Hochschulen und dem Ministerium in den aktuell laufenden Hochschulpaktverhandlungen, in dem es nicht zuletzt um die finanziellen Rahmenbedingungen für die Jahre 2021–25 geht. Dies tun wir als JLU mit Blick auf einzelne Handlungsfelder; so finalisieren wir derzeit unsere neue Digitalisierungsstrategie und unsere neue

Transferstrategie und bereiten unsere Nachhaltigkeitsstrategie vor. Die darin enthaltenen grundsätzlichen Ziele fließen in unseren neuen Entwicklungsplan „JLU 2030“ ein, den wir in diesem Wintersemester in den universitären Gremien erörtern. Wie in den vergangenen Jahren wird dabei der Ausbau unserer Kooperationen hier in Mittelhessen und in der Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main sowie die Stärkung unserer nationalen und internationalen Netzwerke eine zentrale Rolle spielen, denn wir wissen: Nur im Verbund mit starken Partnern können wir unsere Potentiale vollständig aktivieren.

Es gilt aber auch: Nur mit einer Fortführung der baulichen Erneuerung der JLU Gießen, wie Sie vom Land Hessen vor zehn Jahren mit dem HEUREKA-Programm initiiert wurde, werden wir in den 2020er Jahren in einem immer härter werdenden wettbewerblichen Umfeld bestehen können. Trotz aller Spatenstiche und Grundsteinlegungen, Richtfeste und Einweihungen in den vergangenen Jahren – und auch jüngst im Philosophikum und im Botanischen Garten – ist es aufgrund unserer Bausubstanz so, dass nach wie vor 60 % unserer Flächen erneuerungs- oder sanierungsbedürftig, mitunter baulich abgängig sind. Daher hoffe ich darauf, dass die bauinvestive Dyna-

mik an unserer Universität auch in den 2020er Jahren erhalten bleibt und wir damit die bauliche Substanz unseres gesamten Fächerportfolios erhalten können – und damit auch unsere Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit.

Meine Damen und Herren, mein Vorgänger Stefan Hormuth sprach Anfang 2008 zu Recht davon, dass mit dem Jubiläumsjahr 2007 an der JLU Gießen ein umfassender Aufbruch gelungen sei. Und wenn wir ein Jahrzehnt später die Entwicklung der JLU seit 2008 Revue passieren lassen, so können wir – so meine ich – mit Fug und Recht sagen, dass wir diesen Aufbruch konsequent genutzt haben und dass die JLU heute in vielerlei Hinsicht ausgesprochen erfolgreich dasteht. Hierfür gilt mein Dank all unseren Mitgliedern und Angehörigen, den vielen Freunden und Förderern unserer Universität – darunter natürlich auch und vor allem dem Land Hessen, unserem Eigentümer, und der Universitätsstadt Gießen, unserer nach uns benannten Heimatstadt – sowie unseren Partnereinrichtungen in der Region und darüber hinaus.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee
Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen

**Angela Dorn,
Staatsministerin für Wissenschaft und Kunst**

„Wissenschaft in Zeiten gesellschaftlicher Spaltung“

**Festvortrag anlässlich des Akademischen Festaktes
der Justus-Liebig-Universität Gießen am 29. November 2019**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Hannah Arendt hat einmal gesagt, es sei ein Fluch, in interessanten Zeiten zu leben. Und dies sind in der Tat interessante Zeiten. Zeiten, in denen nahezu an jedem Tag deutlich wird, wie polarisiert die Gesellschaft inzwischen ist.

Einerseits gehen Menschen, wie beim March for Science oder bei Fridays for Future, für die Anerkennung wissenschaftlicher Erkenntnisse auf die Straße. Andererseits gibt es bis in die Parlamente hinein gesellschaftliche Gruppen, die Wissenschaft und demokratische Politik ablehnen. Und die Facebook-Gruppe „Fridays for Hubraum“, deren Namen ich zunächst für einen Scherz gehalten habe, hatte innerhalb von drei Tagen mehr als eine halbe Million Mitglieder.

Da ist es nur richtig und gut, dass wir in diesen unübersichtlichen Zeiten über die Rollen der Universität und der Wissenschaft in diesem Gefüge sprechen. Sie sind schließlich der Ort, dessen Wesen es ist, ständig zu verifizieren und zu falsifizieren. Sie sind die Ideenwerkstatt der Moderne, indem sie Technologien und Theorien entwickeln, die am Ende das Zusammenleben aller prägen. Universität im besten Sinne ist der Ort, an dem wir – ebenfalls nach Hannah Arendt – *„denken können, ohne Geländer“*.

An dem wir voneinander und miteinander lernen und ohne Scheuklappen neugierig sein dürfen auf das Ergebnis des tätigen Geistes. Die Wege, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu ihren Erkenntnissen führen, mögen verschlungen sein und durch heftige Debatten gekennzeichnet. Aber am Ende wissenschaftlicher Diskurse steht eine mindestens näherungsweise korrekte Analyse eines Problems.

Und diese wiederum steht am Anfang jeder Beschreibung eines politischen Prozesses. Es ist

schließlich die Essenz des Politischen, Probleme zu lösen und die Realitäten zu verändern. Und wer die Realitäten verändern will, der muss sie zunächst kennen. So wie es keine gute Wissenschaft ohne Fakten gibt, gibt es keine gute Politik ohne Wissen. Politik bedeutet schließlich, Lösungen zu finden, Entscheidungen zu treffen. Und informierte Entscheidungen sind nur möglich, wenn sie auf zutreffenden Informationen beruhen. Dem Sich-entscheiden-müssen steht das Sich-entscheiden-können voran.

Und Demokratie ist das, was entsteht, wenn die Politik über die Lösungen von Problemen, den Ausweg aus Krisen oder die Interpretation von Fakten miteinander ringt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

es ist kein Zufall, dass die Revolutionäre von 1848, die Väter der Verfassung von Weimar und schließlich die Väter und Mütter des Grundgesetzes in durchaus seltener Eintracht die Wissenschafts- und Meinungsfreiheit für die wesentlichen Freiheiten einer demokratischen Gesellschaft, für ein Bollwerk gegen Willkür und Totalitarismus hielten.

Denn zu Zeiten des Nationalsozialismus war die Wissenschaft eines eben nicht: Frei.

Sie hatte vielmehr einen Auftrag – Martin Heidegger hat ihn in seiner berühmten Rektoratsrede 1933 hinreichend umschrieben. Wissenschaft mit politischem Auftrag ist aber das genaue Gegenteil von frei. Sie ist irreleitend und irregeleitet. Das Ende dieses Kapitels deutscher Geschichte, das sicher kein



Staatsministerin Angela Dorn während ihrer Rede.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

„Vogelschiss“ ist, ist bekannt: Die Nationalsozialisten konnten ihre Massensterben mit pseudowissenschaftlicher Ideologie unterfüttern und ungeheuerliche Verbrechen anrichten.

Dies sollten wir nicht vergessen, wenn Politikerinnen und Politiker den Universitäten, den Kultureinrichtungen oder dem Rundfunk wieder politische Aufträge erteilen wollen.

Dabei ist Wissen natürlich nie unpolitisch. Im Gegenteil: Die häufigen Angriffe auf die Wissenschaft, auf rationales Wissen, auf das Aushalten von Komplexität – sie zeigen ja gerade die politische Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit. Und selbstverständlich gehört Diskurs zur Meinungsfreiheit ebenso, wie er zur Wissenschaftsfreiheit gehört.

Ihn zu lenken, ja sein Ende vorwegnehmen zu wollen oder es abzuqualifizieren, weil es den eigenen Argumenten nicht entspricht, ist jedoch ein Anschlag auf unsere Demokratie. In Wissenschaft wie in Gesellschaft darf jeder sprechen. Nur: Aus dem Recht, die eigene Meinung zu äußern ergibt sich nicht das Recht, für die eigenen Aussagen keinen Widerspruch oder gar ungeheilten Zuspruch zu ernten. Wie Bundespräsi-

dent Steinmeier es bei seiner Rede zur Hochschulrektorenkonferenz schon sagte:

„Wer sich aber öffentlich äußert, muss natürlich mit der Überprüfung seiner Aussage rechnen – und mit dem Widerspruch. Dem ‚Das wird man ja wohl noch sagen dürfen‘ folgt eben gern ein ‚Da wird man ja wohl auch widersprechen dürfen‘. Und das nenne ich nicht Mainstream, das nenne ich nicht Tugendterror – das nenne ich Demokratie.“

Es ist ein bedrohliches Phänomen, dass Menschen den Tabubruch, das „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“ mehr schätzen, als die differenzierte Argumentation.

Diese Strategie der neuen Rechten ist bei den Medien in Zeiten der Aufmerksamkeitsökonomie höchst erfolgreich. Zumal in Zeiten, in denen auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk als neutraler Vermittler von Wissen immer weiter unter Druck gerät. Hier mahnt umso mehr das, was der ehemalige Verfassungsrichter Ernst-Wolf-



Musikalische Umrahmung des Festaktes durch ein Trio des Universitätsorchesters.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

gang Böckenförde postuliert hat: *„Der liberale, säkulare Rechtsstaat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“*

Ein starker, sicher auch nicht unumstrittener Satz, der hier nur als Erinnerung dafür dienen soll, dass die Grundlagen unserer Demokratie jeden Tag aufs Neue entschlossen erkämpft und verteidigt sein müssen.

An dieser Stelle muss uns aber auch eindeutig klar sein: In der demokratischen Auseinandersetzung darf es keine Absolutheitsansprüche geben. Denn das Recht auf freie Meinungsäußerung garantiert die Freiheit der Rede. Auch, wenn das gesagte manchmal wehtut.

Oder, um es auf den Punkt zu bringen: Auch liberale Studierende müssen sich die Positionen eines ihnen politisch eventuell nicht genehmen Professors anhören – sofern dieser sich auf dem Boden des Grundgesetzes bewegt. Sie haben kein Recht, einen Menschen an der Ausübung seiner Rechte als Bürger dieses Landes und Professor einer Universität zu hindern, indem sie die Durchführung der Veranstaltung verhindern.

Sie haben aber sehr wohl das Recht und, wo die Werte des Grundgesetzes in Gefahr sind, auch

die Pflicht, überall dort zu widersprechen, wo es ihnen möglich ist. Im konkreten Fall übrigens in der Veranstaltung selbst.

Offensichtlich aber sind die Fronten verhärtet. Während die Einen sich als Opfer sehen, weil sie angeblich ihre Meinung nicht mehr äußern dürfen, fühlen die Anderen sich von der geäußerten Meinung bedroht. Das ist brandgefährlich, weil es die zentrale Aufgabe der Politik unmöglich macht: Zusammenführen. Nehmen wir den Klimawandel: Hier muss uns ein schnelles, gesamtgesellschaftlich akzeptiertes Umsteuern gelingen. Und zwar, weil alles andere im wahrsten Sinne des Wortes existenzbedrohend wäre. So eine Lösung, die alle Bürgerinnen und Bürger mitnimmt, kann jedoch nur gelingen, wenn sie unabhängig von ihrer individuellen Meinung zu diesem Thema miteinander in einen Dialog treten. Schließlich kann die Lösung dieses Problems nur durch die gesamte Gesellschaft erfolgen. Durch eine konzentrierte Kraftanstrengung aller Beteiligten.

Sie haben ausdrücklich Recht, sehr geehrter Professor Mukherjee, wenn Sie in einem jüngst erschienenen Interview betonten, diesen Kampf

um die Demokratie würden wir nicht im Schlafwagen gewinnen. Was also ist zu tun?

Zunächst: Es gibt im Kampf um das Vertrauen der Menschen für beide, für Wissenschaft und Politik, wichtige Rollen. Die Politik muss den Menschen mehr Halt und Orientierung geben. Sie muss einerseits Visionen formulieren und andererseits eine offene Debatte in den Parteien über die eigenen Pläne und Ziele zulassen. Die Menschen müssen sich mit ihren Fragen und Sorgen in der politischen Debatte wiederfinden können. Andererseits müssen Politikerinnen und Politiker aller demokratischen Parteien sich davor hüten, den Konflikt um des Konfliktes Willen zu suchen. Vielmehr müssen sie – bei allem notwendigen inhaltlichen Streit – immer zu erkennen geben, dass die Lösung am Ende immer in einem Kompromiss liegen wird.

Debatten, die auf die vollständige menschliche Niederlage des Gesprächspartners abzielen, müssen wir ächten. Außerdem muss die Politik gerade bei den komplexen Fragen der Gegenwart die Expertise der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beachten und sie eher mehr einbinden, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Sehr geehrte Damen und Herren,

aber selbstverständlich hat auch die Wissenschaft einen Auftrag. Sie muss, um in Ihrem Bild zu bleiben, Professor Mukherjee, ebenso aus dem Schlafwagen in die Lokomotive wechseln. Jedenfalls muss auch die Wissenschaft sich verändern. Die Bedeutung von Wissenschaftskommunikation hat in den letzten Jahren spürbar zugenommen.

Denn es ist das Eine, wissenschaftliche Erkenntnisse voranzutreiben. Das Andere ist es, diese auf eine Art und Weise in die Breite zu tragen, dass die Menschen da draußen sich interessieren, sie verstehen und annehmen wollen.

Die Universitäten müssen das Wissen, das in ihren Reihen schlummert, zugänglich machen. Dazu muss sich vielleicht die Sprache wandeln, in denen wissenschaftliche Ergebnisse präsentiert werden. Und vielleicht auch die Formate, in denen sie dargelegt werden. Es müssen jedenfalls Formate gefunden werden, die Menschen erreichen und begeistern. Die Universi-

täten müssen neue Zielgruppen erreichen – auch wenn dies bedeutet, manche althergebrachte Einstellung zu verändern. Für all dies gibt es bereits gute Beispiele.

Etwa Kinderuniversitäten, wissenschaftliche Museen wie das Mathematikum oder Ringvorlesungen. Oder, indem wir Open Access fördern. Da passiert schon eine Menge; Ich will sie allerdings an dieser Stelle ausdrücklich ermutigen, auf diesem Weg weiterzugehen, noch weiter zu denken und zu schauen, was noch getan werden kann.

Als Wissenschaftsministerin will ich selbst meinen Beitrag dazu leisten, indem ich als erstes Experiment Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit dem sprichwörtlichen Stammtisch zusammenbringe – zum inzwischen dritten Mal nun nächste Woche in Fulda. Das Format habe ich übrigens bewusst provokant „Die Stunde der Wahrheit“ genannt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist meine feste Überzeugung, dass Wissenschaft und Politik – beide in ihren jeweiligen Rollen – dafür Verantwortung tragen, dass in der gesamten Gesellschaft ein Dialog organisiert wird, der wissenschaftliche Erkenntnisse den Bürgerinnen und Bürgern näherbringt.

Die Anstrengungen, die Akzeptanz von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit dauerhaft zu sichern, werden jedoch scheitern, wenn wir nur das akademische Publikum und seinen Nachwuchs in den Blick nehmen.

Weil wir eine gesellschaftliche Spaltung überwinden wollen, die über die Fragen von Einkommen, Bildungsstand und Geschlecht hinausgeht, müssen wir die gesamte Gesellschaft in den Blick nehmen. Und sie auf Augenhöhe einbinden. Das mag eine Herausforderung sein. Es mag uns aus unseren Komfortzonen holen. Aber wenn es uns gelingt, dann haben wir – Politik und Wissenschaft – gemeinsam und doch in unseren jeweiligen Rollen dafür gesorgt, dass unsere Gesellschaft handlungs- und zukunftsfähig bleibt. Lassen Sie uns also gemeinsam loslegen!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Die Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

Wissenschaft und Politik in der Krise – ein gelingender, zukunftsfähiger Weg

“Maybe our biggest strength in Germany,” said Professor Kräusslich, “is the rational decision-making at the highest level of government combined with the trust the government enjoys in the population.”

Über dieses Zitat in dem Bericht “A German Exception? Why the Country’s Coronavirus Death Rate Is Low” der New York Times zu Beginn des Monats April konnte man, musste man stolpern – und nachdenken.



Es ist die dritte Woche nach dem Corona-bedingten Shut-down unseres gesellschaftlichen Lebens. Die Welt wundert sich darüber, warum Deutschland viele Infizierte, aber im Vergleich mit anderen Ländern, in dem das Virus wütet, bislang weniger Todesfälle hat. Die Erklärungen sind, so die Wissenschaftler, durchaus vielfältig: es wird hier mehr getestet. Die Zahl der Intensivbetten war vor der Krise schon höher als in anderen Ländern und ist seitdem nochmals gewachsen; besonders auch an unserem Universitätsklinikum Gießen, das in der „NYT“ extra positiv erwähnt wird. Die medizinische Betreuung ist in Deutschland, im Vergleich zu den USA, durch unser Krankenversicherungssystem für jeden quasi kostenlos möglich. All das hilft, hat bisher geholfen. Wir hoffen, dass es so bleibt und die Kurve weiter abflacht.

Was aber würde all das helfen, wenn die Bevölkerung dabei nicht mitmachen würde? Was, wenn die “Social distancing guidelines”, unsere Abstandsgebote und Kontaktbeschränkungen, nicht eingehalten würden? “Flatten

the curve” ohne aktive Mitwirkung der Menschen, ohne immense Disziplin wäre unmöglich.

Wie aber gelingt das in einem Land, besonders vielleicht auch in einer Stadt wie Gießen, deren Einwohner/innen zum großen Teil gewohnt sind, staatliche Entscheidungen stets und zu Recht zu hinterfragen und die auch angesichts des eigenen Selbstverständnisses und Selbstbestimmungsrechts Einengungen ihrer Freiheiten nicht ohne Widerspruch hinnehmen?

Gießenerinnen und Gießener, die zudem in der Mehrheit wohl nicht zu den engeren Risikogruppen gehören (Gießen ist mit einem Durchschnittsalter von 38 Jahren die jüngste Stadt Hessens)? Derzeit – in der 3. Woche nach den weitgehendsten Beschränkungen – klappt das erfreulicherweise sehr gut. Die allermeisten Menschen halten sich an die Vorgaben und Empfehlungen und bleiben zu Hause. Prof. Kräusslich, der eingangs zitierte Virologe aus Heidelberg, hat für dieses Phänomen, das uns heute und auch für die Zukunft Hoffnung macht, vielleicht die entscheidende Erklärung: Alle Regelungen, die wir als Staat, als Politik in Bund, Land und Kommunen getroffen haben, basieren letztlich trotz des Primats der Politik auf den Ratschlägen der Wissenschaft. Wissenschaft wird ernst genommen. Ihre Methoden sind anerkannt. Ihre Forschungen werden unterstützt, ihr Rat führt – auch in der Vielfalt – zu einem rationalen Diskussions- und Erkenntnisprozess, der wiederum in Entscheidungen mündet.

Und: Entscheidungen werden auch so begründet – sachlich, nachvollziehbar, vorsichtig tastend je nach Erkenntnis, auf Sicht ausgerichtet und nicht – wie man bisweilen in politischen Debatten erleben muss – mit Blick auf Imagegewinn oder das Gewinnen von Wählergunst einzelner Handelnder.

Vertrauen in die Wissenschaft – ohne natürlich das Ruder den Virologen alleine zu überlassen – scheint ein Mittel zu sein, das überzeugt. Rationalität können Menschen nachvollziehen, verstehen, akzeptieren.

Die „deutsche Stärke“, wie sie sich heute darstellt, ist also eine Stärke, die sich aus dem fruchtbaren Zusammenwirken von Wissenschaft und Politik ergibt.

Ich wünsche mir, dass dies auch in Zukunft Bestand hat. Denken wir an die Klimakrise, muss uns diese Erfahrung leiten und mutig machen für die Zukunft. Besonders in der Wissenschaftsstadt, der Universitätsstadt Gießen ist dafür heute und künftig ein fruchtbarer Boden. Nicht nur, dass sich auf einen entsprechenden Aufruf hin hunderte Studierende freiwillig in unserem UKGM engagieren und den Mediziner/innen und Pflegekräften unter die Arme greifen, wo dies geht; sich auch engagieren bei den Gießener Hilfsorganisationen, um Bedürftige zu versorgen; oder als Kreativunternehmer Mundschutz-Ausrüstungen herstellen.

Wir waren und sind in unserem Tun und Denken, in unserem Erleben und Handeln als Gießener/innen vor allem jetzt spürbar eine echte Stadt der Wissenschaft. In dieser Krise wird jeder Tag derzeit zu einer zuhause erlebten „Straße der Experimente“, in der Wissenschaft und ihre Erkenntnisse uns neugierig machen, lernen lassen und uns leiten.

Das werden wir uns bewahren.

Vielleicht wird darüber irgendwann die „Gießen Strenght“ bekannt, die die Geschichte unserer Stadt von jeher begleitet: Wir sind und wurden stark, weil in Gießen der Weg von der wissenschaftlichen zur gesellschaftlichen Erkenntnis und von da aus zur Umsetzung eben nicht so lang und weit ist. Das sollte uns Hoffnung und Zuversicht geben in diesen schwierigen Zeiten.

Dietlind Grabe-Bolz
Oberbürgermeisterin

Gießen, im April 2020

II. Themen und Thesen

LANDWIRTSCHAFT AM LIMIT – WELTERNÄHRUNG IM WANDEL

Ringvorlesung des Präsidenten





Fotos: Uppal Barua (links) / iStockphoto

28.10.2019, 19:15 Uhr (Montag)

Marlehn Thieme | Präsidentin der Welthungerhilfe, Bonn
In einer gerechten Welt gibt es keinen Hunger

21.11.2019, 19:15 Uhr ▶ (Donnerstag)

Dr. Anton Hofreiter, MdB | Vorsitzender der Bundestagsfraktion von
BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN, Berlin
Landwirtschaft im Zeichen der Klimakrise

02.12.2019, 19:15 Uhr (Montag)

Maria Krautzberger | Präsidentin des Umweltbundesamtes, Berlin
Stickstoff – zu viel des Guten?

16.12.2019, 19:15 Uhr (Montag)

Thorsten Schäfer-Gümbel | Mitglied des Vorstands (ab Okt. 2019), Deutsche
Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH, Bonn/Eschborn
*Ernährungssicherung in Entwicklungsländern: Welche Potentiale bietet die
Landwirtschaft?*

20.01.2020, 19:15 Uhr (Montag)

Prof. Dr. Dr. h.c. Volker Mosbrugger | Generaldirektor des Forschungsinstituts
und des Naturmuseums Senckenberg, Frankfurt am Main
Biologische Vielfalt und Landwirtschaft

03.02.2020, 19:15 Uhr (Montag)

Prof. Dr. Dirk Messner | Institute for Environment and Human Security
(Universität der Vereinten Nationen), Bonn
Menschliche Entwicklung im Anthropozän – die Rolle der Vereinten Nationen

10.02.2020, ▶ 18:15 Uhr (Montag)

Julia Klöckner | Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft, Berlin
Landwirtschaft Quo Vadis?

LANDWIRTSCHAFT AM LIMIT WELTERNÄHRUNG IM WANDEL

RINGVORLESUNG DES PRÄSIDENTEN WINTERSEMESTER 2019/20

19 Uhr c.t.

Aula der Justus-Liebig-Universität Gießen
Ludwigstraße 23 | 35390 Gießen



Landwirtschaft am Limit – Welternährung im Wandel

Der Klimawandel, die wachsende Weltbevölkerung und der Verlust der Artenvielfalt sind die prägenden Rahmenbedingungen der Landwirtschaft im 21. Jahrhundert. Die Vorlesungsreihe des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) im Wintersemester 2019/20 befasste sich unter dem Titel „Landwirtschaft am Limit – Welternährung im Wandel“ mit verschiedenen Aspekten der Landwirtschaft in einer globalisierten Welt. Den Auftakt zu der Veranstaltung machte Marlehn Thieme, Präsidentin der Welthungerhilfe, mit dem Beitrag *„In einer gerechten Welt gibt es keinen Hunger“*. – Es folgte ein intensiv diskutierter Vortrag von Dr. Anton Hofreiter, dem Vorsitzenden der Bundestagsfraktion von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN, der

sich mit der *„Landwirtschaft im Zeichen der Klimakrise“* beschäftigte. Es sollte nicht der letzte Beitrag sein, in dem auch die landwirtschaftlichen Akteure aller Couleur mit Treckern, Transparenten und Protesten ein deutliches Interesse an der Ringvorlesung zeigten. Die Präsidentin des Umweltbundesamtes, Maria Krautzberger, richtete anschließend den Fokus auf den Stickstoffverbrauch in der Landwirtschaft unter dem Motto *„Stickstoff – zu viel des Guten?“*. – Es folgte ein Blick auf die *„Ernährungssicherung in Entwicklungsländern: Welche Potentiale bietet die Landwirtschaft?“* von Thorsten Schäfer-Gümbel, Arbeitsdirektor und Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit.



Prof. Dr. Lutz Breuer, Koordinator der Ringvorlesung des Präsidenten, bei seiner Einführungsrede.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

Anschließend beleuchtete Prof. Dr. Dr. h.c. Volker Mosbrugger, Professor für Paläontologie und Historische Geologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Generaldirektor der Senckenberg-Gesellschaft für Naturforschung, das Thema „*Biologische Vielfalt und Landwirtschaft*“. – Prof. Dr. Dirk Messner, Politikwissenschaftler und ehemaliger Direktor des Institute for Environment and Human Security an der Universität der Vereinten Nationen in Bonn (seit 2020 Präsident des Umweltbundesamtes), erläuterte seine Sichtweise über die „*Menschliche Entwicklung im Anthropozän – die Rolle der Vereinten Nationen*“.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee

Zum Abschluss der Vorlesungsreihe richtete die Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft, Julia Klöckner, unter dem Titel „*Landwirtschaft quo vadis?*“ ihren Blick in die Zukunft. Auch hier zeigte sich wieder das lebhafteste Interesse des Publikums an der Veranstaltung und die ganz unterschiedlichen Auffassungen, die teilweise leidenschaftlich vorgetragen wurden. Die Stärke der Ringvorlesung lag in der Möglichkeit, kontroverse Ansichten zu äußern und im Streitgespräch zu beleuchten. Einige der Vortragenden haben ihren jeweiligen Beitrag zur Ringvorlesung in schriftlicher Form aufbereitet und für dieses Jahreshaft zur Verfügung gestellt. Herzlichen Dank!

Prof. Dr. Lutz Breuer

Maria Krautzberger, Knut Ehlers

„Stickstoff – zu viel des Guten?“

Ich weiß sehr wohl: An der Universität Gießen über Stickstoff in der Landwirtschaft zu sprechen, ist wie Eulen nach Athen zu tragen. Nicht nur ist der Namensgeber der Universität – Justus Liebig – einer der Gründer der modernen Pflanzendüngung, vor allem sind Liebig's geistige Erben auch heute noch an der Universität aktiv, und sie leisten einen wichtigen Beitrag zur richtigen Düngung und damit auch zum Umweltweltschutz.

Warum ist Justus Liebig so bedeutsam, wenn man über Stickstoff spricht? Ich lasse ihn das gern selbst begründen. Er schrieb in seinem 1840 veröffentlichten Buch „Agriculturchemie“: „Als Prinzip des Ackerbaus muss angenommen werden, dass der Boden in vollem Maße wiedererhalten muss, was ihm genommen wird, ...“. Darin steckt eine auch heute noch zentrale Erkenntnis des Ackerbaus. Pflanzen nehmen Nährstoffe auf, die sie zum Wachstum brauchen. Einige entnehmen sie dem Boden. Und diese Nährstoffe, die die Pflanzen dem Boden entnommen haben, müssen dem Boden über Düngungsmaßnahmen wieder zurückgegeben werden. Ein nicht gedüngter Boden verliert sukzessive seine Fruchtbarkeit, er laugt aus und die Erträge schrumpfen.

Justus Liebig erkannte auch einen anderen wichtigen Punkt, der die moderne Düngung heute noch prägt: „Der Ertrag eines Feldes wird von demjenigen Nährstoff begrenzt, der sich im Vergleich zum Bedarf der Pflanzen im Minimum befindet.“

Dieses Liebig'sche „Gesetz des Minimums“ ist im Kern allen bekannt: Wenn man Durst hat, reicht es nicht, viel zu essen. Man braucht etwas zu trinken. Wenn ein Nährstoff fehlt, genügt es nicht, von den anderen Nährstoffen im Überschuss zu haben, denn die anderen Nährstoffe können den fehlenden nicht ersetzen. Es hat insoweit keinen Sinn, die unterschiedlichen Nährstoffe in beliebigen Mengen zu düngen. Wenn man effizient düngen möchte, müssen die Nährstoffe dem Boden in einem ausgewogenen Verhältnis zugeführt werden.

In einem Punkt aber irrte Justus Liebig lange Zeit. Er war der Ansicht, dass Stickstoff bei der Düngung keine Rolle spielt. Wie kam er zu dieser Ansicht? Liebig bezweifelte nicht, dass Pflanzen den Nährstoff Stickstoff aufnehmen. Er war aber der Ansicht, dass Stickstoff immer und überall in ausreichenden Mengen vorhanden ist. Stickstoff konnte somit nach seiner Auffassung nie im Minimum sein. Folglich machte es auch keinen Sinn, ihn zu düngen. Auf den ersten Blick waren seine Überlegungen durchaus logisch. Es mangelt weltweit keinesfalls an Stickstoff – allein die Luft ist voll davon, sie besteht zu 78 % aus Stickstoff. Doch der Stickstoff in der Luft hat einen Nachteil, der Justus von Liebig nicht bekannt war: er kann von den Pflanzen nicht direkt aufgenommen werden. Stickstoff in der Luft liegt in Form zweier stabil miteinander verbundener Atome vor und er kann von den meisten Lebewesen nicht genutzt werden. Bevor der Stickstoff in der Luft von Pflanzen, Tieren oder Menschen als Nährstoff verwendet werden kann, muss er erst in **reaktiven Stickstoff** umgewandelt werden. Dafür sorgen Mikroorganismen, die frei im Boden, im Wasser oder in Symbiose mit Pflanzen leben. Doch die Mengen, die über diese biologische Stickstofffixierung in reaktiven Stickstoff umgewandelt wurden, sind viel zu gering im Vergleich zu den Mengen, die die Pflanzen brauchen. Stickstoff war also lange Zeit tatsächlich im Minimum, es war der Nährstoff, der am häufigsten die Erträge auf dem Acker begrenzte. Die einzige Möglichkeit, ihn dem Boden in nennenswerten Mengen zuzuführen,



Maria Krautzberger am Rednerpult während ihres Vortrags.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

war entweder über die biologische Stickstofffixierung oder indem der reaktive Stickstoff im Kreislauf gehalten wurde. Zum Beispiel indem man Gülle und Mist aus den Ställen wieder zurück auf den Boden brachte und die Pflanzen den darin enthaltenen Stickstoff wieder aufnehmen konnten. Die Kreislaufwirtschaft, insbesondere die Verbindung von Tierhaltung und Ackerbau, aber auch der stetige Mangel an reaktivem Stickstoff und somit begrenzte Erträge waren über Jahrtausende prägende Merkmale der Landwirtschaft.

Dies galt so lange, bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Chemiker Fritz Haber und Carl Bosch das Haber-Bosch-Verfahren entwickelten. Von nun an war es möglich, den Stickstoff der Atmosphäre in großen Mengen in reaktiven Stickstoff umzuwandeln. Dieser Prozess stellte einen Quantensprung in der landwirtschaftlichen Entwicklung dar. Das, was bisher im Mangel gewesen war, gab es nun säckeweise zu kaufen. Zusammen mit anderen mineralischen Düngerkomponenten wie Phosphor und Kalium machte dieser neue Mineraldünger auch Gülle und Mist verzichtbar. Somit war nicht nur

der Grundstein für die Intensivierung der Landwirtschaft gelegt. Durch Verwendung von Düngemitteln und den Einsatz der ebenfalls aufkommenden **synthetischen Pflanzenschutzmittel** sowie durch Verwendung neuerer ertragsreicher **Sorten** konnte deutlich mehr auf jedem Acker geerntet werden. Die Betriebe begannen sich zu spezialisieren: da die Kunstdünger Gülle und Mist ersetzen konnten, mussten Pflanzenbau und Tierhaltung nicht mehr zwangsläufig gekoppelt werden. Dies sparte Kosten, machte den Erwerb von Spezialwissen möglich und die Betriebe konnten die Stärken ihres jeweiligen Standortes besser ausspielen.

Der Stickstoffdünger trug also maßgeblich dazu bei, dass in der Landwirtschaft immer mehr und immer günstiger produziert werden konnte. So haben sich die Weizenerträge pro Hektar in den letzten hundert Jahren vervierfacht. Zugleich wurden die Kosten für unsere Nahrungsmittel immer geringer. Wurde vor hundert Jahren noch rund die Hälfte der Nettoeinkommen für Nahrungsmittel ausgegeben, sind es heute **nur noch 10 %** unserer Konsumausgaben.

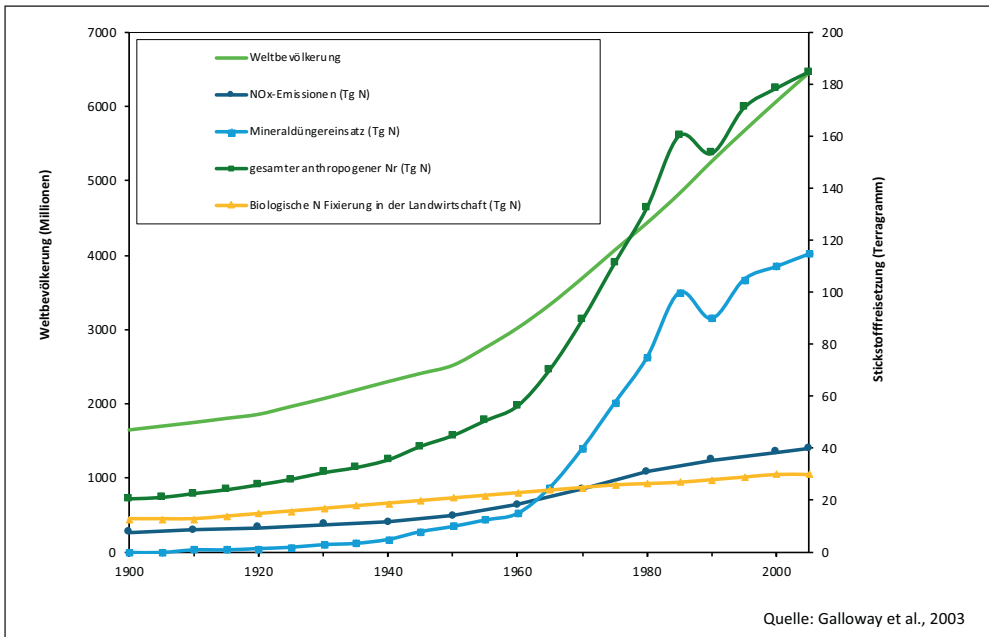


Abb. 1: Stickstoffversorgung seit 1900

Mit steigenden Erträgen war es möglich, nicht mehr primär Nahrungsmittel zum menschlichen Verzehr anzubauen. Der Anbau von Futtermitteln konnte ausgeweitet werden – heute werden rund 60 % der deutschen Ackerflächen und $\frac{1}{3}$ der globalen Ackerflächen dafür verwendet. Durch die sinkenden Preise wurde auch Fleisch deutlich billiger – heute kann man sich die berühmten Sonntagsbraten jeden Tag leisten.

Bis hierhin ist also alles gut und Sie könnten sich fragen, warum sich das Umweltbundesamt damit beschäftigt. Um es auf den Punkt zu bringen: Wir haben es ziemlich übertrieben.

Die Abbildung 1 zeigt, wie sehr sich unsere Welt im Hinblick auf die Stickstoffversorgung seit 1900 verändert hat. Die **gelbe** Linie stellt die biologische Stickstofffixierung in der Landwirtschaft dar. Sie stieg, aber nur linear. Anders ist es bei der **hellblauen** Linie, die den Stickstoffmineraldüngereinsatz darstellt. Sie steigt seit den 1960er Jahren exponentiell. Der gesamte anthropogene reaktive Stickstoff, also der durch Menschen verursachte und von allen Lebewesen verwertbare Stickstoff – dargestellt

durch die **dunkelgrüne** Kurve – stieg folglich ebenfalls exponentiell.

Ähnlich sah die Entwicklung der Weltbevölkerung aus (**hellgrüne** Kurve) – diese zwei Entwicklungen sind sicherlich miteinander in Verbindung zu bringen: Die Ausweitung des Stickstoffeinsatzes vereinfachte das Wachstum der Weltbevölkerung, so wie das Wachstum der Weltbevölkerung den Bedarf an immer mehr reaktivem Stickstoff steigen ließ. Heute gehen wir davon aus, dass in einer Welt ohne mineralische Stickstoffdünger die Erträge auf unseren Äckern um etwa die Hälfte geringer ausfallen würden.

Doch die Produktion von Stickstoffdünger ist energieintensiv und teuer – daher ist die Versorgung mit Stickstoff ausgesprochen ungleich verteilt.

Die Abbildung 2 zeigt, wie ungleich die Landwirtschaft global betrachtet mit Stickstoff versorgt ist. In den orangefarbenen Regionen limitiert die mangelnde Stickstoffversorgung auch heute noch unsere Ernten – wie in Deutschland um 1900. Dagegen sind die grünen Regionen mit Stickstoff übertversorgt – das heißt, hier

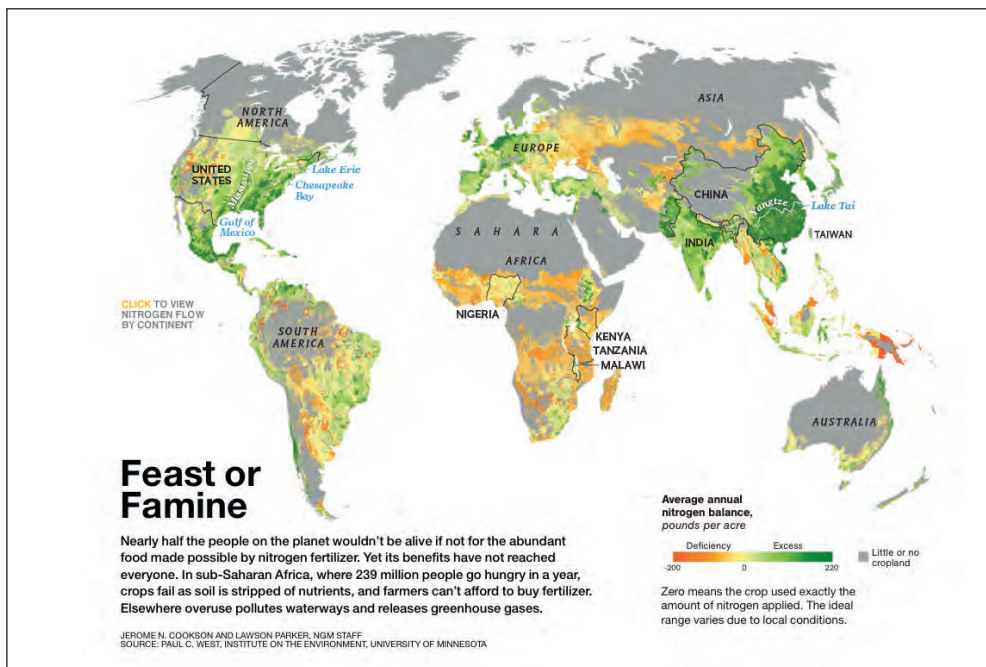


Abb. 2: Defizit und Überfluss

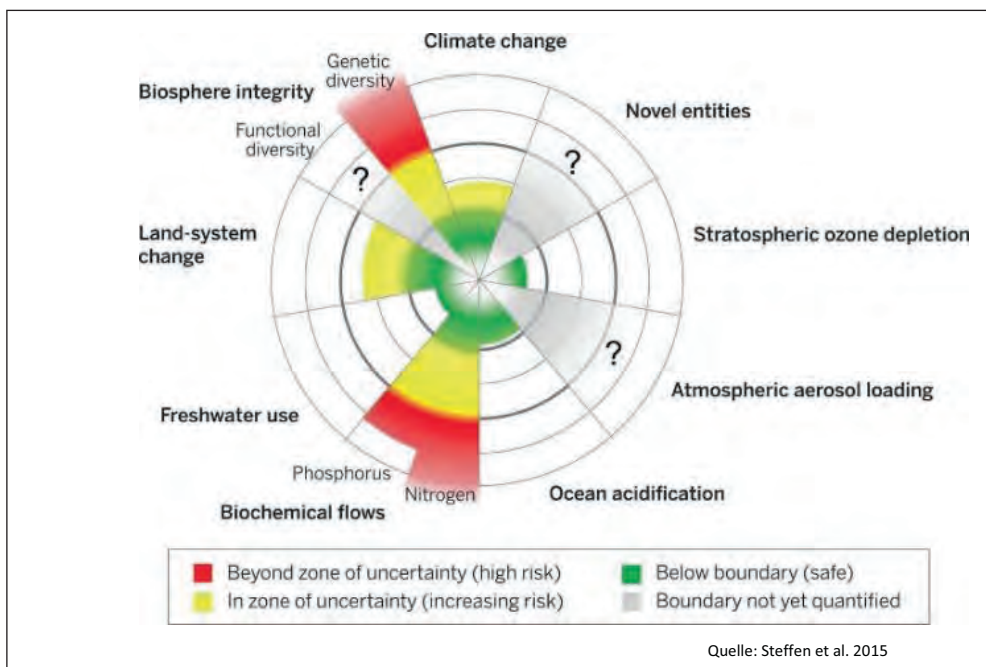


Abb. 3: Planetare Belastungsgrenzen

wird mehr gedüngt als von den Pflanzen aufgenommen wird.

Und dieser überschüssige Stickstoff ist heute eines der größten Umweltprobleme, das die Landwirtschaft zu verantworten hat.

Der Stickstoff, der zu viel ausgebracht wird, hat viele Gesichter, die meisten schaden uns und der Umwelt. Zwar bleibt ein Teil im Boden oder geht als elementarer und damit unschädlicher Stickstoff in die Luft. Doch rund **4 %** tragen in Form des Treibhausgases **Lachgas** zum Klimawandel bei, **3 %** gehen als **Ammoniak** in die Luft und tragen zur gesundheitsschädlichen Feinstaubbildung bei oder sie reduzieren über eine Nährstoffanreicherung in unterschiedlichen Ökosystemen die Artenvielfalt. Ähnliches gilt für die rund **50 %** Stickstoff, die als **Nitrat** die Gewässer belasten. Und damit auch unsere wichtigste Trinkwasserquelle, das Grundwasser. Oder unsere Bäche, Seen und Flüsse, und letztlich auch die Meere.

Die bekannte Abbildung 3 zeigt, in welchen Bereichen die planetaren Grenzen durch menschliches Handeln bereits überschritten sind. Neben dem Verlust an genetischer Diversität, haben insbesondere die Stickstoffflüsse die Belastungsgrenzen der Erde schon weit überschritten und gefährden damit die Lebensgrundlagen der Menschheit.

Auch in Deutschland haben wir das Problem erkannt und beschrieben. Zugleich wurden vielfältige Umweltziele definiert, teilweise gesetzlich verbindlich, um zu einem nachhaltigen Umgang mit dem Stickstoff zurückzufinden. Die meisten dieser Ziele wurden zudem in die Nachhaltigkeitsstrategie der Bundesregierung übernommen, mit der die 2030-Agenda für nachhaltige Entwicklung der UN in Deutschland umgesetzt werden soll. Neben einem konkreten Ziel für die „gesamten landwirtschaftlichen Stickstoffüberschüsse“ werden hier auch Ziele für die einzelnen reaktiven Stickstoffverbindungen und für Stickstoffeinträge in aquatische und terrestrische Ökosysteme festgelegt. Im Folgenden möchte ich kurz auf ausgewählte Indikatoren und Umweltziele eingehen.

Als übergreifender Indikator für die landwirtschaftlichen Stickstoffverluste dient der Überschuss aus der Gesamtbilanz der deutschen

Landwirtschaft – hier die Einzelwerte und der gleitende 5-jährige Mittelwert von 1990 bis 2017 (Abbildung 4). Der Indikator wird berechnet durch das Julius-Kühne-Institut – in Abstimmung mit Ihrer Universität. Der Überschuss beziffert in Kilogramm Stickstoff pro Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche – das gesamte Verlustpotential der Landwirtschaft in Deutschland. Er hat einen rückläufigen Trend, der sich jedoch in den vergangenen zehn Jahren abgeschwächt hat. Wenn die Entwicklung so weitergeht, wird auch das im Jahr 2016 neu festgelegte Ziel von 70 Kilogramm Stickstoff pro Hektar verfehlt werden – genauso wie das erste Ziel des Indikators von 80 Kilogramm Stickstoff pro Hektar bis 2010. Wesentliche Ursachen für den Rückgang sind ein reduzierter Düngemitelein-satz bei gleichzeitig steigenden Erträgen. Aber auch der Abbau der Tierbestände, vor allem in den neuen Bundesländern seit Anfang der 1990er Jahre. Womit auch schon die wesentlichen Treiber von hohen Stickstoffüberschüssen genannt wären.

Wie ein Blick auf die Verteilung der Überschüsse in Deutschland zeigt (Abbildung 5), fallen diese keinesfalls gleichmäßig an. Deutlich zu erkennen sind die Regionen im Nordwesten und Südosten mit deutlich erhöhten Überschüssen. Dies sind Regionen mit teilweise sehr hohen Viehbesatzdichten, in denen große Mengen an Gülle und Gärresten anfallen, die den Bedarf der Pflanzen zum Teil deutlich übersteigen. Deshalb müssen sie schon in angrenzende Regionen transportiert werden. Dadurch kommt es in der Folge auch dort zu einem Anstieg der Überschüsse, da die Düngung mit organischen Düngemitteln wie Gülle immer auch mit Verlusten verbunden ist. Dies ist auch der Grund, warum in reinen Ackerbauregionen wie in Mitteldeutschland die Stickstoffüberschüsse vergleichsweise moderat sind. Denn hier wird hauptsächlich mit mineralischen Düngemitteln gedüngt, die effizienter angewendet werden können – und auch müssen –, da sie Geld kosten. Dennoch sind organische Dünger wie Gülle und Gärreste wertvolle und wichtige Düngemittel, da durch sie die Nährstoffkreisläufe wieder geschlossen werden können und sie sich positiv auf die Bodenfruchtbarkeit auswirken.

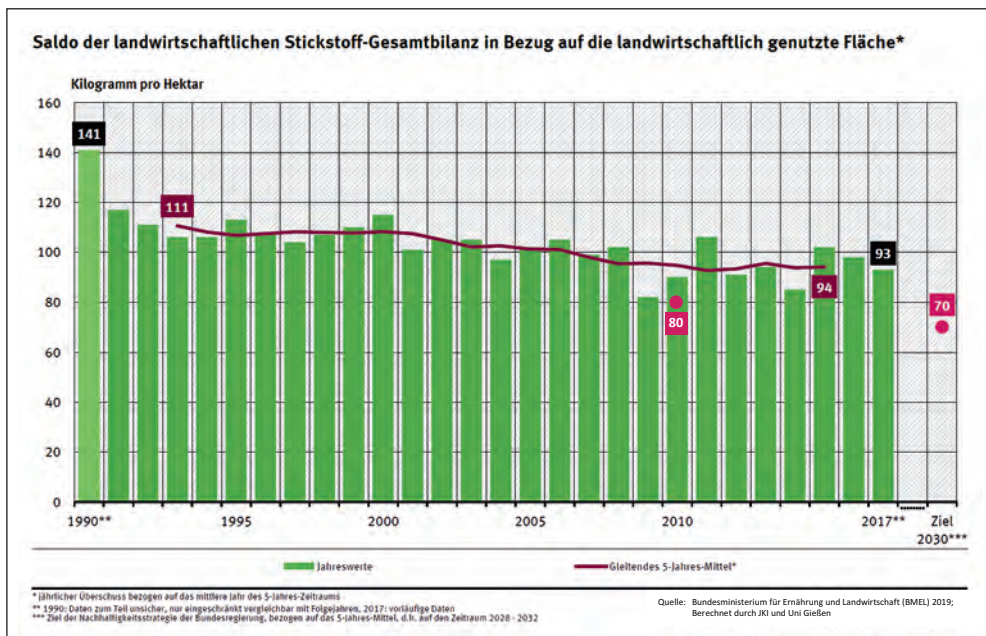


Abb. 4: Stickstoffüberschuss der Landwirtschaft in Deutschland

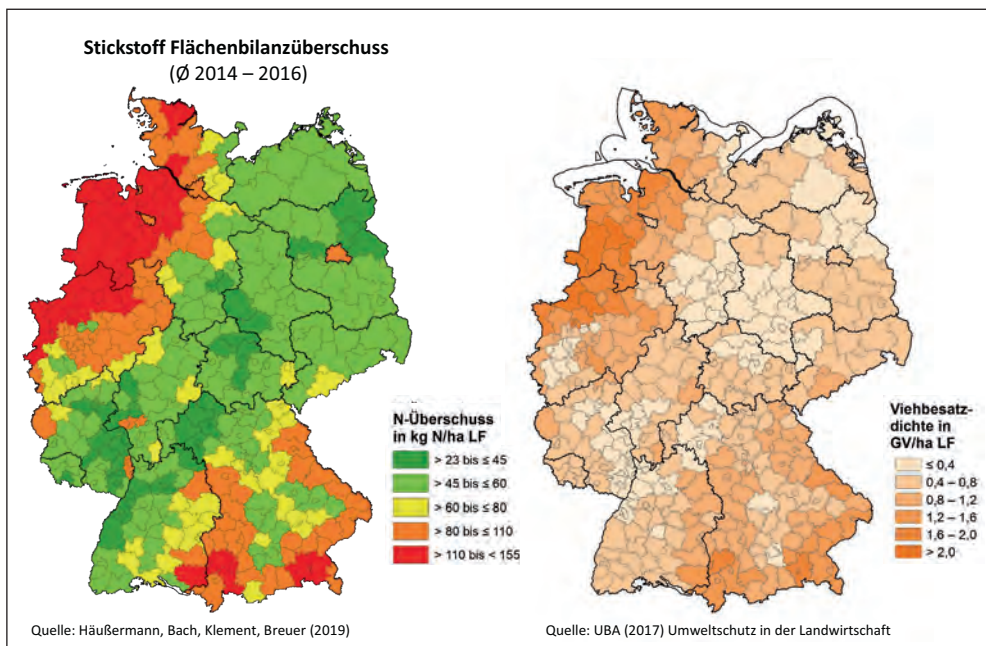


Abb. 5: Regionale Verteilung der Stickstoffüberschüsse

Und durch eine bedarfsgerechte und emissionsarme Ausbringung lassen sich die Verluste in die Umwelt auf ein Mindestmaß reduzieren.

Einer der wichtigsten umweltrelevanten Stickstoffverluste ist die Auswaschung von Nitrat in das Grundwasser. Bei stark belastetem Trinkwasser kann es zu negativen Auswirkungen auf die Gesundheit kommen, und da Grundwasser die Hauptressource für unser Trinkwasser ist, gilt der Schwellenwert von 50 Milligramm Nitrat pro Liter für Trinkwasser wie auch für Grundwasser.

Der Anteil der Grundwassermessstellen in Deutschland, an denen der Schwellenwert überschritten wird, ist auf Abbildung 6 zu sehen. Als Ziel gilt, bis 2030 diesen Schwellenwert an allen Messstellen einzuhalten. Seit 2008 wird der Wert jedoch jedes Jahr an nahezu jeder fünften Messstelle überschritten. Eine signifikante Entwicklung ist trotz zahlreicher Maßnahmen zur Reduzierung der Nitratreinträge nicht zu erkennen. Dies liegt vor allem daran, dass unsere Gesetzgebung dafür nicht ausreichend Sorge getragen hat. Modellrechnungen zeigen, dass knapp 90 % der Nitratauswaschung aus Landwirtschaftsflächen stammt, weshalb hier der größte Handlungsbedarf besteht. Neben den Verlusten von Nitrat in das Grundwasser landen die Stickstoffüberschüsse auch zu einem großen Teil in der Atmosphäre, in Form von Ammoniak in die Atmosphäre.

Die reaktive Stickstoffverbindung **Ammoniak** entweicht als Gas in die Atmosphäre und hat – abhängig von der Konzentration – eine direkte toxische Wirkung auf Blattorgane. Ammoniak ist auch indirekt umweltschädlich durch Nährstoffanreicherung in Ökosystemen und Versauerung. Und es trägt zur Feinstaubbildung bei. Wie der Abbildung 7 zu entnehmen ist, stammen 95 % der Ammoniakemissionen in Deutschland aus der Landwirtschaft – ungefähr 60 % davon sind direkt an die Tierhaltung gekoppelt. Dies sind Emissionen aus dem Stall und aus der Lagerung und Ausbringung von Gülle und Gärresten.

Die Bundesregierung hat sich sowohl in der Nachhaltigkeitsstrategie als auch rechtlich bindend im Rahmen der „Europäischen Richtlinie zu nationalen Emissionshöchstmenge“ für

bestimmte Luftschadstoffe das Ziel gesetzt, die Emissionen bis 2030 um 29 % gegenüber 2005 zu reduzieren. Dies setzt jedoch weitreichende technische und organisatorische Anpassungen voraus. Durch die bisher ergriffenen Maßnahmen ist noch keine Wirkung zu erkennen. Auch wenn einige der noch frischen Maßnahmen sich in den Werten noch nicht abbilden, so ist doch klar, dass weiterhin großer Handlungsbedarf besteht.

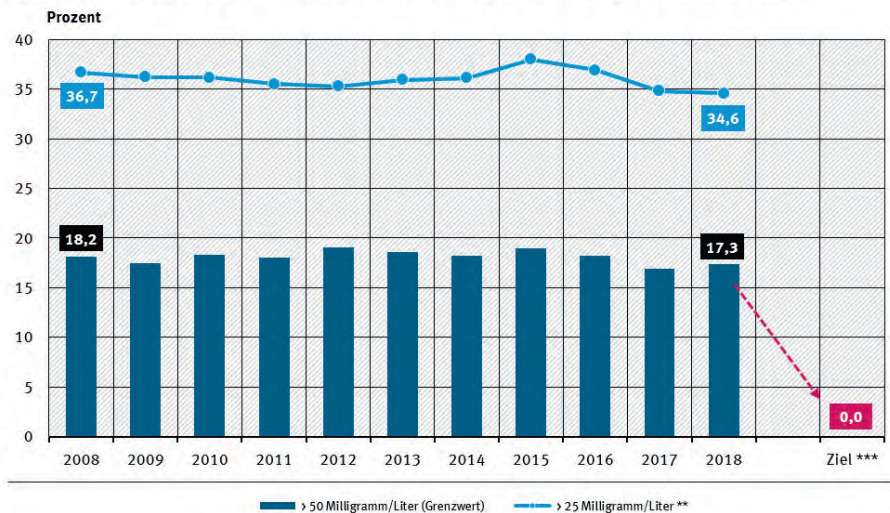
Dies gilt auch bei einer anderen reaktiven Stickstoffverbindung, die wie das Ammoniak zum weitaus größten Teil aus der Landwirtschaft kommt: dem Lachgas oder N_2O , das gasförmig aus landwirtschaftlich genutzten Böden entweicht und ausgesprochen klimaschädlich ist. Auf einen Wirkzeitraum von 100 Jahren betrachtet ist ein Molekül Lachgas etwa 265-mal klimaschädlicher als Kohlenstoffdioxid. Es trägt weltweit zu rund 6 % der Treibhausgasemissionen bei. In Deutschland stammen mittlerweile 80 % des Lachgases aus der Landwirtschaft (Abbildung 8). Die Emissionen aus der Industrie sind mittlerweile stark zurück gegangen, während die landwirtschaftlichen Emissionen nahezu konstant geblieben sind. Die Lachgasemissionen machen über 40 % der Treibhausgasemissionen der Landwirtschaft aus. Dies ist von großer Relevanz für den Klimaschutz und daher hat sich die Bundesregierung im Klimaschutzplan 2050 das Ziel gesetzt, die Treibhausgasemissionen der Landwirtschaft bis 2030 um mehr als 30 % gegenüber 2005 zu senken. Wenn wir dies erreichen wollen, muss insbesondere bei den Stickstoffüberschüssen angesetzt werden. Sie sind wesentliche Treiber für die Lachgasemissionen.

Ein Sondergutachten des Sachverständigenrats für Umweltfragen aus dem Jahr 1985 mit dem Titel „Umweltprobleme der Landwirtschaft“ hat die Situation und die geschilderten Probleme schon vor mehr als 30 Jahren beschrieben. Dieses Gutachten ist leider immer noch sehr aktuell.

An einem Wissensdefizit kann es also nicht liegen.

Wir haben 2015 eine Bilanz zu dem Gutachten von 1985 erstellen lassen (Abbildung 9). Wir wollten wissen: Wie stellt sich die Situation

Anteil der Messstellen mit Überschreitung des Grenzwertes für Nitrat im Grundwasser*



* Basis: ELIA-Messnetz; Grenzwert: 50 Milligramm pro Liter im Jahresmittel

** Der Wert schließt den Anteil der Messstellen mit > 50 mg/l ein.

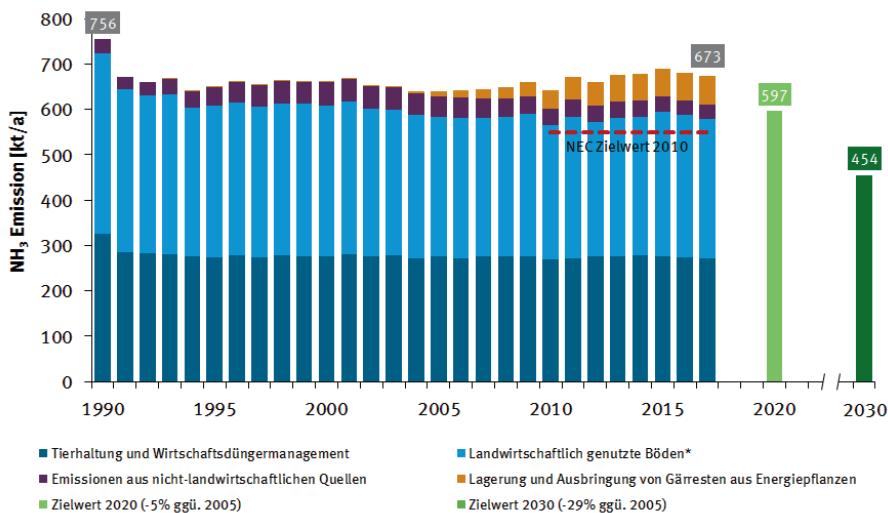
*** Ziel der Nitratrichtlinie sowie der Nachhaltigkeitsstrategie der Bundesregierung

Quelle: Umweltbundesamt und Länderinitiative Kernindikatoren (LIKI) 2019 auf Basis von Daten der Bund-Länder-Arbeitsgemeinschaft Wasser

Abb. 6: Nitrat im Grundwasser

Ammoniak-Emissionen in Deutschland

Schwerpunkt landwirtschaftliche Emissionen und Zielerreichung



* inkl. Ausbringung von Wirtschafts- und Mineraldüngem

Quelle: Umweltbundesamt, Nationale Trendtabellen für die deutsche Berichterstattung atmosphärischer Emissionen seit 1990, Emissionsentwicklung 1990 bis 2017 (Endstand 02/2019)

Abb. 7: Ammoniakemissionen in Deutschland

heute dar und was ist seit 1985 geschehen, um die Probleme zu beseitigen? Die Bilanz ist sehr ernüchternd. Insgesamt haben die Belastungen durch die Landwirtschaft nicht abgenommen. Und dies, obwohl die Politik durchaus eine Reihe von Empfehlungen umgesetzt hat. Warum also ist das Problem nicht gelöst?

Nun: Die landwirtschaftliche Entwicklung ist seit 1985 nicht stehen geblieben. Die Intensivierung und Spezialisierung landwirtschaftlicher Betriebe hat kontinuierlich zugenommen. Am Beispiel der Fleischproduktion kann man das sehr gut veranschaulichen. Deutschland war lange Zeit **Nettoimporteur** von Fleisch. Wir haben mehr Fleisch verbraucht, als wir selber in Deutschland herstellen konnten. Die Nachfrage nach Fleisch blieb weitestgehend stabil, während die Produktion weiter anstieg. So sind wir seit 2007 **Nettoexporteur** von Fleisch. Heute liegt unser Selbstversorgungsgrad bei 115 %. Diese Entwicklung, die für die Umwelt hochproblematisch ist, wurde durch die Agrarumweltpolitik eher gefördert. Steuernd entgegengewirkt wurde ihr nicht. Erst jetzt findet sehr langsam ein Umdenken statt. Viele haben erkannt, dass diese Entwicklung so nicht weitergehen kann. Aber dieses Beispiel steht dafür, dass unsere Agrarumweltpolitik mit den landwirtschaftlichen Trends nicht Schritt gehalten hat. Der Verlust der Kulturartenvielfalt oder der Pflanzenschutzmitteleinsatz sind weitere Beispiele dafür. Die Agrarumweltpolitik reagierte oft zögerlich und abwartend, sie war auch nicht in der Lage, wichtige Entwicklungen vorwegzunehmen. Sie hat vor allem auch keine erkennbar langfristige und nachhaltige Strategie für die Landwirtschaft entwickelt.

Ich möchte dies an einem Beispiel deutlich machen: Seit Jahrzehnten wissen wir, dass wir ein Problem mit Nitrat im Grundwasser haben. Seit 1991 gibt es die Nitratrichtlinie der EU. Sie hat zum Ziel, die Verunreinigung der Gewässer mit Nitrat – vor allem verursacht durch die landwirtschaftliche Düngung – zu verringern. Diese Richtlinie wurde 1996, also mit fünfjähriger Verspätung, in Deutschland umgesetzt – die deutsche Düngeverordnung war geboren. 2013 mahnte die EU-Kommission, dass Deutschland aus ihrer Sicht immer noch nicht ausreichend

handele, um die Ziele der Nitratrichtlinie zu erreichen. Nachdem die Bundesregierung hierauf unzureichend reagierte, verklagte die EU-Kommission Deutschland 2016 vor dem Europäischen Gerichtshof. Erst auf diesen massiven Druck von außen, und weil absehbar war, dass die Klage Erfolg haben würde, reagierte Deutschland und verschärfte 2017 seine Düngeverordnung. Doch auch dies geschah wiederum sehr vorsichtig und zögerlich. So war bereits 2017 absehbar, dass die neue Düngegesetzgebung ebenfalls nicht den Anforderungen gerecht werden würde. 2018 gab der Europäische Gerichtshof der Europäischen Kommission Recht: Deutschland wurde wegen Verstoßes gegen die Nitratrichtlinie verurteilt. Anhand der Urteilsbegründung konnte jeder, der wollte, nachvollziehen, dass auch die Düngeverordnung von 2017 den Anforderungen nicht genügen kann. So steht Deutschland heute in einem wirklichen Dilemma. Zwei Jahre, nachdem die Düngegesetzgebung auf externen Druck hin angepasst wurde, und sich die Landwirtschaft darauf ausgerichtet hat, muss die Verordnung abermals überarbeitet und verschärft werden. Sie soll im kommenden Jahr in Kraft treten. So sehr ich eine Verschärfung unserer Düngegesetzgebung für nötig erachte, so sehr kann ich auch die Landwirte verstehen, die sich über dieses planlose Vorgehen der Politik beklagen. Klare und verlässliche Vorgaben, seien sie auch streng, helfen den Landwirten wahrscheinlich mehr als dieser politische Zickzack.

Meine Kritik geht aber noch weiter: das deutsche Stickstoffproblem hat letztlich agrarstrukturelle Ursachen. Bei der gegenwärtigen Art und Weise, und auch der Menge der landwirtschaftlichen Produktion in Deutschland wird es unmöglich sein, das vielschichtige Stickstoffproblem aufzulösen. Niedrigschwellige und technische Anpassungen werden nichts ausrichten. Der Zufluss von Stickstoff in das System, insbesondere durch die Mineraldüngerproduktion und die Futtermittelimporte, sowie die ungleiche Verteilung der Tierbestände in Deutschland sind die wesentlichen Erschwernisse, den Stickstoffkreislauf stärker zu schließen.

Wir brauchen dringend eine Debatte darüber, wie wir die gewachsenen Agrarstrukturen so

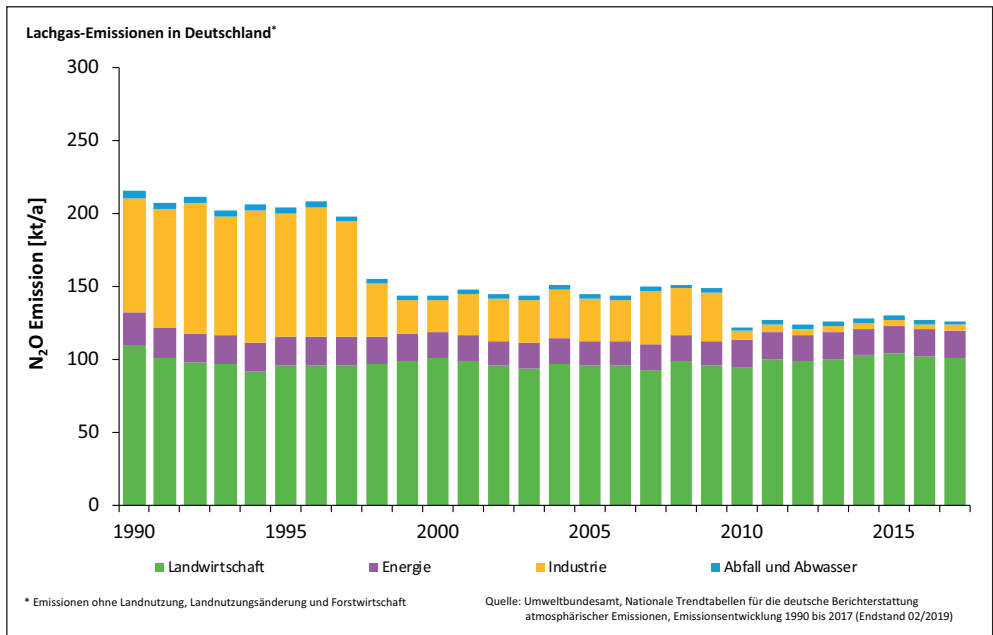


Abb. 8: Lachgasemissionen in Deutschland



Abb. 9: SRU-Sondergutachten: Das Problem ist lange bekannt.

verändern, dass der Tierbestand in Deutschland auf ein nachhaltiges Maß reduziert und die Stickstoffkreisläufe auf regionaler Ebene geschlossen werden können. Dies kann nicht kurzfristig erfolgen, sondern wir benötigen eine Strategie. Diese muss langfristig und vorausschauend sein, und sie muss darlegen, wie wir unsere landwirtschaftliche Praxis strukturell verbessern können: für die Landwirtschaft selbst und für die Umwelt. Stattdessen wird aber heute eher kurzfristig debattiert und gehandelt; mit der Überarbeitung und Verschärfung der Düngeverordnung über eine untergesetzliche Regelung wird Agrarstrukturpolitik durch die Hintertür gemacht. Das stößt zu Recht auf Kritik.

Es muss im Diskurs mit der Agrarseite und Umweltseite gelingen, eine Vision zu entwickeln, wie der Teufelskreis vom „immer mehr zu immer geringeren Preisen“ durchbrochen werden kann. Wir brauchen so dringend eine landwirtschaftliche Produktion, die nicht nur maximiert, sondern ökologisch optimiert. Dies würde langfristig Planungssicherheit geben und es ermöglichen, für die Betriebe neue Perspektiven zu entwickeln.

Letztlich ist die Landwirtschaft heute die logische Folge eines jahrzehntelangen Anpassungsprozesses an politische, ökonomische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen. Dieser Prozess muss neu aufgestellt werden.

Dies kann nicht alleine über das Ordnungsrecht erfolgen. Vor allem geht es darum, dass die Gelder, die wir im Rahmen der Agrarsubventionen verteilen, anders eingesetzt werden. Diese Finanzmittel machen immerhin rund die Hälfte der durchschnittlichen Betriebseinkommen aus und haben eine große steuernde Wirkung. Die Einkommen in der Landwirtschaft werden zu rund 50 % aus Steuergeldern finanziert. Das ist nicht per se verkehrt, sondern kann sogar wirtschaftlich und gesellschaftlich richtig sein. Doch wenn das so ist, dann müssen diese Mittel so eingesetzt werden, dass diejenigen Betriebe am stärksten gefördert werden, die am meisten für die Umwelt und das Tierwohl leisten. Es ist

falsch und ungerecht, den Großteil der Gelder an die Betriebe zu verteilen, die die meiste Fläche bewirtschaften.

Ich komme am Schluss noch zu uns, den Konsumenten. Wir waren die Nutznießer der bisherigen Entwicklung, weil wir Nahrungsmittel zu extrem günstigen Preisen kaufen und unseren Hunger zu vermeintlich geringen Kosten stillen konnten. Heute wissen wir sehr gut, dass diese Kosten nur auf den ersten Blick niedrig sind – Umwelt und das Tierwohl zahlen einen hohen Preis. Jede landwirtschaftliche Produktion kann letzten Endes nur so nachhaltig sein, wie es der Konsum auf der Nachfrageseite zulässt. Indem wir die Ökoeffizienz steigern, also die Umweltwirkungen pro produziertem Kilogramm Weizen oder pro Ei reduzieren, erhöhen wir zwar den Freiheitsgrad auf Nachfrageseite, doch den grundsätzlichen Zusammenhang können wir nicht auflösen. Indem wir

- den Konsum tierischer Nahrungsmittel reduzieren,
 - weniger Nahrungsmittel wegwerfen und
 - bereit sind, für umweltfreundlich hergestellte Produkte wie zum Beispiel Bioprodukte auch einen höheren Preis zu zahlen
- können wir unseren Beitrag leisten für eine nachhaltige Landwirtschaft. Und das trägt letztlich zur Schließung des Stickstoffkreislaufes bei.

Ich habe am Anfang von Justus Liebig gesprochen. Sein Ziel war es, die Landwirtschaft zu verändern. Sie besser zu machen. Auch heute wird in Gießen noch daran gearbeitet. Gerade weil ich vor allem über Stickstoff gesprochen habe, möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass viele der gezeigten Daten und Karten auf die Arbeiten der Professur für Landschafts-, Wasser- und Stoffhaushalt zurückgehen. Die Mitarbeitenden beraten das UBA seit Jahrzehnten, ihr Know-how ist sehr geschätzt. Ihre Arbeit ist gesellschaftlich hochrelevant.

Daher danke ich Ihnen sehr herzlich für ihr Engagement in diesem Bereich.

Rechtsanwalt
Sven Köppe



- Arbeitsrecht
- Verkehrsrecht
- Mietrecht

Greizer Straße 1 • D-35396 Gießen • Tel 06 41-95 26 00 • Fax 06 41-95 26 020
E-Mail ra@svenkoeppe.de • www.kanzlei-mohr.de

**Thorsten Schäfer-Gümbel,
Deutsche Gesellschaft für
Internationale Zusammenarbeit (GIZ)**

Ernährungssicherung in Entwicklungsländern: Welche Potenziale bietet die Landwirtschaft?

Warum ist Ernährungssicherung überhaupt wichtig?

Innerhalb der ersten 1000 Tage, das heißt vom Beginn der Schwangerschaft bis zur Vervollendung des zweiten Lebensjahres, hat eine angemessene Ernährung die größten Wirkungen auf die gesamte körperliche und geistige Entwicklung des Kindes. Deshalb sind Maßnahmen zur Verbesserung des Ernährungsstatus in den ersten 1000 Tagen eines Menschenlebens besonders bedeutend, effektiv und nachhaltig. Andernfalls ist die Chance auf ein gesundes Leben verpasst.

In dieser Zeit kann ein guter Ernährungszustand Entwicklungsstörungen verhindern. Das erhöht die Lebenschancen von Neugeborenen, durchbricht den Teufelskreis von Armut und Unterernährung und trägt dadurch zur Verbesserung der weltweiten Ernährungssituation und Armutsbekämpfung bei.

Investitionen in Ernährung lohnen sich!

Jede Form der Fehlernährung hat nicht nur individuelle, sondern auch ökonomische und gesellschaftliche Konsequenzen:

Eine Gesellschaft, in der viele Menschen wegen ihres schlechten Ernährungszustands eingeschränkt sind, verhindert einerseits persönliche Entwicklungsmöglichkeiten zum Beispiel bei Bildungschancen und verliert andererseits einen bedeutenden Teil ihrer ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungskraft. Gleichzeitig steigen die öffentlichen Gesundheitsausgaben zur Behandlung ernährungsbedingter Krankheiten. Die Kosten von chronischer Unterernährung betragen zum Beispiel circa 6 % des weltweiten Bruttoinland-

sprodukts (BIP).¹ Es wird geschätzt, dass Unterernährung das BIP in Afrika und Asien im Schnitt um 11 % jährlich verringert (Äthiopien 16,5 %; Burkina Faso 7,7%).

Auf der anderen Seite ist Übergewicht der größte Risikofaktor für Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Diabetes und einige Krebserkrankungen; hier liegen die Kosten zur Behandlung von Übergewicht in OECD-Staaten bereits bei 3,3 % und sollen in den nächsten Jahren auf 8,8 % steigen.² In Schwellenländern liegen die Kosten ähnlich hoch wie in den OECD-Ländern. So zum Beispiel in Mexiko, wo Übergewicht zu einer Reduktion von 2,8 % des BIP führt; in Südafrika sind es 3 % des BIP.³

Investitionen in Ernährung führen zu besserer Gesundheit, besserer Entwicklung und besserer schulischer Leistung bei Kindern und Jugendlichen und damit später zu verbesserter Chancen im Erwachsenenleben.

Der Global Nutrition Report 2014 hat aufgezeigt, dass jeder US-Dollar, der zur Vorbeugung von Unterernährung ausgegeben wird, 16 US-Dollar als Return on Investment (1:16) bringt.⁴ Zudem gehören Investitionen in die Prävention von Nährstoffmangel und Unterernährung zu den Top Ten der kostengünstigsten Entwicklungsinvestitionen.⁵

Wenn man sich die Sustainable Development Goals (SDGs) genauer anschaut stellt man fest, dass wir beim Thema Ernährungssicherung nicht nur über das SDG 2 „Den Hunger beenden und eine bessere Ernährung erreichen“ sprechen, sondern mindestens über 12 der 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung sprechen, die Indikatoren zur Rolle der Ernährung für die nachhaltige Entwicklung beinhalten.

Ein guter Ernährungsstatus ist die Voraussetzung für Fortschritte in den Bereichen Gesundheit, Bildung, Beschäftigung, Stärkung der



Thorsten Schäfer-Gümbel während seines Vortrages in der Uniaula.

(Foto: Katrina Frieze)

Frauen sowie Armutsbekämpfung und Ungleichbehandlung. 12 der 17 SDGs können nur erreicht werden, wenn wir alle Formen der Fehlernährung wirksam bekämpfen.

Wie ist die Welternährungslage zurzeit?

Ernährungssicherung gehört zu den größten globalen Herausforderungen. Obwohl der weltweite Anteil der Hungernden an der Gesamtbevölkerung seit 1990 halbiert werden konnte, steigt die weltweite Zahl hungernder Menschen seit 2017 erstmals wieder. Mehr als 800 Millionen Menschen haben nicht genug zu essen. Das betrifft 20 % der Bevölkerung, die in Afrika leben.⁶

Lange Zeit wurde die Diskussion über Ernährungssicherung in Entwicklungsländern vor allem durch das Thema Unterernährung bestimmt, aber Fehlernährung hat viele Gesichter. Der Wandel von Ernährungsmustern hat dazu geführt, dass wir momentan etwa 2 Milliarden Menschen mit Übergewicht zählen – das sind zwei von fünf Erwachsenen (38,9 %). Es ist ein riesiges Problem!

Im Jahr 2018 waren schätzungsweise 5,9 % (40 Millionen) der Kinder unter fünf Jahren von Übergewicht betroffen. Knapp drei Viertel aller übergewichtigen Kinder weltweit leben in Afrika (9,5 Millionen) und Asien (18,8 Millionen). Viele Menschen ernähren sich extrem einseitig, nämlich vorwiegend von Mais, Reis, Hirse oder einem anderen Grundnahrungsmittel. So bekommen sie zwar genug Kalorien, aber zu wenig mancher Makro- und Mikronährstoffe, die der Mensch benötigt. Fehlen zum Beispiel Vitamin A, Jod, Eisen oder andere wichtige Nährstoffe, leidet die Gesundheit insgesamt.

Wenn wir von Fehlernährung sprechen, geht es also um Vieles: Unterernährung, Übergewicht und Fettleibigkeit sowie der Mangel an Vitaminen und Mineralstoffen, dem sogenannten Mikronährstoffmangel. Zudem ist Überernährung nicht mehr nur ein Problem der Industrie- und Schwellenländer! Vor allem Länder in Subsahara-Afrika weisen für alle drei Formen der Fehlernährung kritische Werte auf: Unterernährung, Überernährung und Mikronährstoffdefizite (Mangel an Vitaminen und Mineralstoffen).

Ernährungssicherung im Rahmen der planetarischen Grenzen

Wir sehen, dass es vor dem Hintergrund einer stark wachsenden Weltbevölkerung und sich verändernder Konsummuster, bei gleichzeitig rasch fortschreitendem Klimawandel, es eine enorme Herausforderung ist, die Menschen mit vielfältigen, gesunden und nachhaltig produzierten Lebensmitteln zu versorgen.

Anfang des Jahres 2019 entwarfen Forscher und Forscherinnen der EAT-Lancet-Kommission (ein Konsortium von Wissenschaftlern aus 16 Ländern aus verschiedenen Bereichen, darunter Gesundheit, Landwirtschaft, Politikwissenschaft und ökologische Nachhaltigkeit),⁷ die sogenannte *planetary health diet*, die ermöglichen soll, 10 Milliarden Menschen bis 2050 innerhalb der natürlichen Grenzen unseres Planeten zu ernähren.

Was muss sich ändern?

Die Ergebnisse der Kommission zeigen, dass eine Transformation des gesamten Ernährungssystems notwendig ist, um die wachsende Weltbevölkerung gesund zu ernähren.

Auch der Sonderbericht des Weltklimarats zu Klimawandel und Landnutzung betont, dass Klimaschutzmaßnahmen sowohl die Angebotsseite (Produktion und Lieferketten) als auch die Nachfrageseite (Verzehrgewohnheiten) adressieren müssen.⁸

Veränderung der Verzehrgewohnheiten (regional unterschiedliche Schwerpunkte):

a) In Nordamerika wird zurzeit etwa die sechseinhalbfache Menge der empfohlenen Fleischration gegessen, in Teilen Asiens nur die Hälfte. Alle Länder verzehren zu viel stärkehaltige Nahrungsmittel wie Reis, Weizen, Mais und Kartoffeln. In den Ländern südlich der Sahara ist es gleich siebeneinhalb Mal so viel wie empfohlen. Insgesamt muss der Fleisch- und Zuckerkonsum halbiert, der Verzehr von Obst, Gemüse und Nüssen verdoppelt werden. Fleischkonsum ist jedoch beson-

ders für Kleinkinder und Frauen im gebärfähigen Alter wichtig, da kaum Alternativen existieren und Fleisch wertvolle Mikronährstoffe wie Eisen, Zink und Vitamin B12 liefert und somit u.a. Anämie, Wachstumsverzögerungen und geringes Geburtsgewicht vermindern. Globale Ernährungsempfehlungen, wie aus dem EAT-Lancet-Bericht⁹, müssen daher lokal und kulturell angepasst werden.

- b) **Verbesserte und nachhaltigere Nahrungsmittelproduktions-Systeme**, denn wir produzieren nicht, was wir für eine gesunde Ernährung brauchen. Die Diversifizierung der Nahrungsmittelproduktion (z.B. Einführung integrierter Produktionssysteme) kann die Risiken des Klimawandels verringern. Eine ausgewogene Ernährung mit pflanzlichen Nahrungsmitteln, z.B. auf der Basis von Hülsenfrüchten, Obst und Gemüse, Nüssen und Samen, sowie mit tierischen Nahrungsmitteln, die in widerstandsfähigen, nachhaltigen und treibhausgasarmen Systemen produziert werden, bietet große Chancen für Anpassung und Minderung von Treibhausgasemissionen, während sie gleichzeitig erhebliche Vorteile für die menschliche Gesundheit mit sich bringt.
- c) **Reduktion von Nahrungsmittelverlusten und -verschwendung**. Im Zeitraum 2010–2016 trugen die weltweiten Nahrungsmittelverluste und -verschwendungen zu 8–10 % der gesamten von Menschen verursachten Treibhausgasemissionen bei. Gegenwärtig gehen 25–30 % der gesamten Nahrungsmittelproduktion verloren oder werden verschwendet.

Ernährungssicherung, und wie erreichen wir das?

Strukturelle Ursachen von Hunger und Mangelernährung sind komplex und vielschichtig. Sie können nicht durch Investitionen und Maßnahmen in einem Sektor allein bewältigt werden. Das eine Rezept zur Sicherung der Ernährung gibt es nicht.

Zur nachhaltigen Sicherung der Ernährung müssen unterschiedliche Sektoren einbezogen

werden. Es gilt auch Themen wie sauberes Trinkwasser, eine gute Sanitär- und Abwasserversorgung, Zugang zu qualitativ hochwertigen Gesundheitsdienstleistungen, gute Bildung, insbesondere für Frauen und Mädchen, Steigerung und Diversifizierung von Einkommen, Absicherung von Krisen durch soziale Sicherungssysteme und nicht zuletzt Geschlechtergerechtigkeit zu adressieren.

Eine ganz besondere Rolle kommt hierbei jedoch dem Sektor Landwirtschaft zu, dessen Potentiale enorm sind, um eine nachhaltige Produktion gesunder und hochwertiger Nahrungsmittel zu ermöglichen. Und dabei auch Ernte- und Nachernteverluste zu vermeiden, knappe Ressourcen zu schonen, die Biodiversität zu erhalten, breiten Teilen der Menschheit eine wichtige Einkommensquelle zu bieten und nicht zuletzt auch die Folgen des Klimawandels zu mindern.

Herausforderungen und Potentiale der Landwirtschaft

Die Landwirtschaft ist der Schlüssel zur erfolgreichen Erreichung der Ziele und Bestrebungen, die in den Zielen der nachhaltigen Entwicklung und dem Pariser Übereinkommen über den Klimawandel verankert sind. Landwirtschaft ist auch entscheidend für die Existenzsicherung von Hunderten von Millionen Kleinbauern und ländlichen Gemeinden weltweit. Betrachten wir als Beispiel den afrikanischen Kontinent, wo zweifellos in den kommenden Jahrzehnten die größten Herausforderungen liegen. Während sich das Bevölkerungswachstum in Asien im Laufe des Jahrhunderts bei mehr oder weniger 5 Milliarden Menschen stabilisiert – dies entspricht einem Zuwachs von ca. 10 % –, verdreifacht sich die Bevölkerung Afrikas von derzeit ca. 1,3 Milliarden auf 2,5 Milliarden in 2050 und auf 4,3 Milliarden zur Jahrhundertwende.

Herausforderungen

Bevor wir aber zu all den Potentialen der Landwirtschaft kommen, schauen wir uns einmal die momentanen Probleme der afrikanischen Landwirtschaft an. Der Internationale Fonds für land-

wirtschaftliche Entwicklung (IFAD) beschreibt es folgendermaßen:

Subsahara-Afrika beherbergt fast die Hälfte der weltweit nutzbaren, landwirtschaftlichen Landreserven, aber bisher war der Kontinent nicht in der Lage, diese ungenutzten Flächen, die auf mehr als 202 Millionen Hektar geschätzt werden, zu entwickeln, um die Armut drastisch zu reduzieren und Wachstum, Arbeitsplätze und gemeinsamen Wohlstand zu fördern. 90 % des ländlichen Raumes in Afrika sind nicht bodenrechtlich erfasst, was die Länder sehr anfällig für Landnahme und Enteignung mit schlechter Bezahlung macht. Lediglich 1 % der landwirtschaftlichen Fläche befindet sich im Eigentum von Frauen. Bodendegradierung betrifft 75 % der afrikanischen Böden und verursacht volkswirtschaftliche Schäden in Höhe von 10 % des Inlandsproduktes des Kontinents. Investitionen in Bodenschutz und Erhalt der Bodenfruchtbarkeit vermeiden nicht nur zum Teil irreversiblen Schaden, sondern stabilisieren Erträge und tragen zur Klimaresilienz bei.

Die Landwirtschaft ist Verursacher des Klimawandels und gleichzeitig von dessen Folgen beeinträchtigt. Die Ausschöpfung der Potentiale der begrenzten natürlichen Ressourcen muss deshalb nachhaltig erfolgen – sozial, ökologisch und ökonomisch!

Der Düngemiteleinsatz in Afrika liegt mit durchschnittlich 10–13 kg pro Hektar weit unter den Düngemittelgaben in Asien (ca. 100 kg pro Hektar). Gezielte Düngergaben in kritischen Wachstumsperioden ermöglichen große Ertragszuwächse.

Durch einen insgesamt geringeren Zugang zu Betriebsmitteln und Dienstleistungen liegt das Ertragsniveau von Bäuerinnen um 20–30 % unter dem Ertragsniveau männlicher Betriebsleiter. Nahrungsmittelverluste finden global gesehen an unterschiedlichen Punkten statt. In den entwickelten Ländern erfolgen die Verluste beim Konsumenten. Wir kaufen zu viel ein, konsumieren es nicht, sondern werfen es weg. In den Partnerländern entstehen die Verluste schon in der Produktion und bei der Lagerung von Nahrungsmitteln. Dies ist besonders deutlich in Nordamerika und für Afrika südlich der Sahara zu beobachten.

Ernte- und Nachernteverluste an Nahrungs- und Futtermitteln betragen bis zu 40 % der Produktion. Reduzierte Verluste führen zu einer effizienteren Land- und Wassernutzung sowie positiven Auswirkungen auf den Klimawandel und die Lebensgrundlagen.

Im Jahr 2008 betrugen die Ausgaben für landwirtschaftliche Forschung und Entwicklung der öffentlichen Hand in Subsahara-Afrika nur 3–6 % der Investitionen. Dabei liegt die Kapitalrendite derartiger Investition zwischen 35–70 %. Ähnliches gilt für die landwirtschaftliche Beratung. Derzeit ist im Durchschnitt eine Beraterin/ein Berater für 3.000 Bäuerinnen und Bauern zuständig. Nur 15 % des Beratungspersonals ist weiblich, obwohl Frauen bis zu 70 % der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung ausmachen. Dabei liegt die Rendite von Investitionen in Beratungsdienstleistungen bei 80 % jährlich. Es fehlen dem Kontinent Infrastruktur beim Transport und zur Vermarktung. Für nur 25 % der afrikanischen Betriebe liegt der Marktzugang unter 2 Stunden. In Afrika sind nur 16 % der Straßen geteert.

Wasser ist ein wichtiger Bestandteil der Lebensmittelversorgung – von der Produktion vor Ort bis hin zu allen Stufen der Wertschöpfungskette. Weltweit nutzt die Bewässerungslandwirtschaft durchschnittlich 70 % des Wassers, das aus Oberflächengewässern und dem Grundwasser entnommen wird. In manchen Entwicklungsländern sind es sogar 90 Prozent. Durch den Klimawandel wird Wasser immer knapper. Mehr als 30 Länder, die hauptsächlich von der Landwirtschaft leben, sind von akutem Wassermangel bedroht.

Derzeit halten nur 7 von 49 afrikanischen Staaten ihre Engagements des Maputo-Abkommens ein. Dort wurde vereinbart, mindestens 10 % des Staatshaushaltes zur Entwicklung der Landwirtschaft einzusetzen. Ghana allerdings respektierte die Vereinbarung und konnte den Hunger im Land halbieren.

Potentiale der Landwirtschaft

Durch entsprechende Politiken kann aber auch noch viel Potential ausgeschöpft werden: Die afrikanische Landwirtschaft hat zwar ein nied-

riges Ertragsniveau, denn aktuell liegt der durchschnittliche Ertrag von Getreide bei weniger als der Hälfte des Ertragsniveaus der Industrieländer. Eine Intensivierung des Anbaus auf den derzeit genutzten Flächen könnte 80 % des Nahrungsbedarfs des Kontinents decken.

In Afrika sind nur 6 % der landwirtschaftlichen Flächen bewässert. In Asien liegt der Wert bei über 40 %. Das nicht ausgeschöpfte Bewässerungspotential in Afrika ermöglicht aber Produktionssteigerungen von 50 %. Hierbei ist sogar die Verbesserung der Wassereffizienz noch nicht berücksichtigt. Jährliche Investitionen von 38 Milliarden US-Dollar in Verkehrsinfrastruktur haben das Potential, das jährliche Handelsvolumen um 250 Milliarden US-Dollar zu vergrößern.

Das globale Ernährungssystem steht an einem Scheideweg. Die Landwirtschaft muss sich den Herausforderungen von Hunger und Unterernährung stellen – vor dem Hintergrund des Bevölkerungswachstums, des zunehmenden Drucks auf die natürlichen Ressourcen einschließlich Boden und Wasser, des Verlusts der biologischen Vielfalt und der mit dem Klimawandel verbundenen Unsicherheiten.

Gefordert sind nachhaltigere Ernährungssysteme, die mehr produzieren, mehr sozioökonomische Vorteile bieten und weniger nachteilige Umweltauswirkungen haben.

Landwirtschaft sollte als regenerativer, produktiver Agrarsektor Umweltvorteile und -dienstleistungen erbringen, gleichzeitig ländliche Arbeitsplätze schaffen und die Lebensgrundlagen sichern. Zur Sicherung der Welternährung und zur Vermeidung regionaler Hungerkatastrophen kommt der Steigerung der Nahrungsmittelherzeugung in den Entwicklungsländern größte Bedeutung zu. Die Welt muss bis 2050 schätzungsweise 60 % mehr Nahrungsmittel produzieren, um die globale Versorgung mit Nahrungsmitteln zu gewährleisten, und das bei gleichzeitiger Erhaltung und Verbesserung der natürlichen Ressourcenbasis.

Dabei muss aber auch die Entwicklung der ländlichen Räume stärker berücksichtigt werden, die neben der Steigerung der Agrarproduktion auch die infrastrukturellen, sozialen und ökonomischen Bedingungen für eine Entwicklung des ländlichen Raumes herstellt.

Sechzig Prozent der 1,3 Milliarden Menschen in Afrika sind unter 25. Bei weiterwachsender Bevölkerung drängen jedes Jahr 20 Millionen junge Menschen neu auf den Arbeitsmarkt, davon ca. 10–12 Millionen im ländlichen Raum.¹⁰ Diese demographischen Trends machen Jugendbeschäftigung in der Land- und Ernährungswirtschaft zu einem entwicklungspolitischen Mega-Thema.

Eine vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) initiierte Umfrage unter 10.000 afrikanischen Jugendlichen zeigte, dass durch verbesserte Bildungs- und Beschäftigungsperspektiven und eine bessere soziale und technische Infrastruktur der ländliche Raum für die Mehrheit der jungen Menschen (52 %) attraktiver wird.

Die Agrar- und Ernährungswirtschaft ist nach öffentlichem Dienst der beliebteste Beschäftigungssektor auf dem Land (23 %). Voraussetzung dafür sind Zugang zu Land und modernen Technologien, bessere Arbeitsbedingungen und höhere Rentabilität der Agrarbetriebe sowie konkrete Investitions- und Weiterbildungsmöglichkeiten. Nur so kann der Agrarsektor attraktive Beschäftigungs- und Zukunftsperspektiven für Jugendliche bieten. Kleinbäuerliche Betriebe schaffen zudem deutlich mehr Arbeitsplätze als größere Betriebe, produzieren immer noch die meisten Nahrungsmittel in Afrika und sind durch die engen Verknüpfungen in andere Sektoren ein wichtiger Motor¹¹ für regionales Wachstum. Hier gilt es Potentiale zu heben für Beschäftigungsförderung. Zudem müssten die kleineren und mittleren landwirtschaftlichen Familienbetriebe besser unterstützt werden, da sie einen großen Beitrag zur nachhaltigen Lebensmittelsicherung und Armutsvermeidung leisteten.

Innovative Dienstleistungsangebote bieten neue Chancen für den ländlichen Raum. Insbesondere Dienstleistungen, die auf Basis der Informations- und Kommunikationstechnik und entlang von Wertschöpfungsketten (z.B. digitale Anwendungen im Bereich Bodenfruchtbarkeit, Apps für Farm- und Wertschöpfungsketten-Management, digitale Plattformen für Vermarktung) sowie stärkere Mechanisierung erhöhen die Produktivität, schaf-

fen höher qualifizierte Jobs und bieten neue Perspektiven für die Landwirtschaft.

Eine nachhaltige Praxis, die uns mehr und mehr beschäftigt, ist die Agrarökologie, die von der Food and Agriculture Organization of the United Nations (FAO) wie folgt beschrieben wird: *„(Agrarökologie) basiert auf der Anwendung ökologischer Konzepte und Prinzipien zur Optimierung der Wechselwirkungen zwischen Pflanzen, Tieren, Menschen und der Umwelt unter Berücksichtigung der sozialen Aspekte, die für ein nachhaltiges und faires Ernährungssystem berücksichtigt werden müssen. Durch die Schaffung von Synergien kann die Agrarökologie die Nahrungsmittelproduktion und die Ernährungssicherheit unterstützen und gleichzeitig die Ökosystemdienstleistungen und die biologische Vielfalt wiederherstellen, die für eine nachhaltige Landwirtschaft unerlässlich sind. Die Agrarökologie kann eine wichtige Rolle beim Aufbau von Widerstandsfähigkeit und der Anpassung an den Klimawandel spielen“*.¹²

Diese ganzheitliche Betrachtung der ländlichen Räume findet sich auch im Ansatz zur Restaurierung baumreicher Landschaften. Im Rahmen einer Initiative haben sich 28 afrikanische Staaten zur Wiederherstellung von mehr als 100 Millionen Hektar baumreicher Landschaften verpflichtet. Zu den Prinzipien zählen unter anderem die Wiederherstellung der Funktionalität der Landschaften mit ihren Ökosystemleistungen, der Ausgleich zwischen den lokalen Bedürfnissen und den nationalen und globalen Prioritäten und das Vermeiden von Strategien, die zur Umwandlung natürlicher Ökosysteme führen.

Die Nutzung der zahlreichen Vorteile, die sich aus agroökologischen Ansätzen für die Nachhaltigkeit ergeben, benötigt ein förderndes politisches Umfeld mit angepassten Strategien und Vorgaben, öffentliche Investitionen und Forschungsprioritäten. Die Agrarökologie ist die Grundlage für die Entwicklung von Ernährungssystemen, die in ökologischer, wirtschaftlicher, sozialer und agronomischer Hinsicht gleichermaßen stark sind. Folgendes darf aber auch nicht vergessen werden: wichtigste

Grundlagen der landwirtschaftlichen Produktion sind die natürlichen Ressourcen Boden und Wasser. Ein Bericht der Weltbank deutet darauf hin, *„dass Afrika das große Entwicklungspotential seines landwirtschaftlich nutzbaren Bodens im Laufe des nächsten Jahrzehnts endlich realisieren könnte, indem es:*

- *Reformen und Investitionen zur Dokumentation aller kommunalen und primären Ländereien, die sich im Privatbesitz befinden, vorantreibt, die Besitzrechte von Landbesetzern auf öffentlichem Land in städtischen Slums, in denen 60 % der Stadtbewohner in Afrika leben, vornimmt,*
- *Maßnahmen trifft zur Bekämpfung schlechter Regierungsführung und Korruption, die im Bodenrechtssystem vieler afrikanischer Länder endemisch ist, häufig den Status quo begünstigt und den Interessen der Armen schadet“.*¹³

Dazu braucht es den politischen Willen der afrikanischen Regierungen, sich für diese Landreformen zu engagieren und die politische und finanzielle Beteiligung der internationalen Entwicklungsgemeinschaft zu gewinnen.

Zukunftsfähige Agrarpolitik für Afrika betrachtet dabei, welche agrarpolitischen Strategien sich eignen, Armut zu mindern, ländliche Entwicklung zu fördern und Ernährung zu sichern. Hier spielt die innerafrikanische Verteilung der produzierten und verarbeiteten Nahrungsmittel eine zunehmend große Rolle. Den Rahmen dazu stellen handels- und verkehrspolitische Entscheidungen und die Mobilisierung substanzieller Investitionen. Zusammenfassend heißt das, dass angesichts der geforderten Erhöhung der Nahrungsmittelproduktion eine gemeinsame, weltweit getragene Vision für nachhaltige Ernährung und Landwirtschaft die sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Aspekte berücksichtigen muss, um Nachhaltigkeit zu gewährleisten. Die Vernachlässigung eines Bereichs gefährdet die Erreichung von Nachhaltigkeit in anderen. Die Prinzipien, die den Prozess des Übergangs zu mehr Nachhaltigkeit gemeinsam leiten können, werden zusammengefasst als:

- Steigerung von Produktivität, Beschäftigung und Wertschöpfung in den Ernährungssystemen
- Schutz und Verbesserung der natürlichen Ressourcen
- Verbesserung der Lebensgrundlagen und Förderung eines integrativen Wirtschaftswachstums
- Verbesserung der Widerstandsfähigkeit von Menschen, Gemeinschaften und Ökosystemen
- Anpassung der Regierungsführung an neue Herausforderungen

Es gibt Ansätze, die wirken!

2014 wurde die „Sonderinitiative EINEWELT ohne Hunger“ der Bundesregierung ins Leben gerufen. Seitdem investiert das BMZ jährlich 1,5 Milliarden Euro in die Entwicklung der ländlichen Räume, überwiegend in Afrika. Die Bundesrepublik trägt dadurch zur Verbesserung der Ernährungssituation von insgesamt 18 Millionen Menschen bei, verbessert die wirtschaftliche Lage von rund 1 Million Kleinbäuerinnen und Kleinbauern und unterstützt z.B. mit Maßnahmen zur Bodenrehabilitierung die Verbesserung der Resilienz gegenüber Ernährungskrisen.

Mit 19 Ländern hat das BMZ einen bilateralen Schwerpunkt im Bereich Ernährungssicherung, Landwirtschaft und ländliche Entwicklung vereinbart, 14 davon in Afrika. Die geförderten Projekte adressieren verschiedene Akteure und Prozesse im Rahmen des Ernährungssystems mit dem Ziel, nachhaltige, gesunde Ernährung zu fördern. In Ländern, die fragile staatliche Strukturen aufweisen sowie während und nach gewaltsam ausgetragenen Konflikten und Katastrophen setzt die Übergangshilfe an. Ernährungssicherung ist in der Übergangshilfe einer von vier Förderschwerpunkten, die ebenfalls den Wiederaufbau, Katastrophenvorsorge und die (Re-)Integration von Flüchtlingen umfassen. Kurz- und mittelfristig setzen die Maßnahmen darauf, den Zugang zu Nahrungsmitteln und ihre Verwertung zu verbessern sowie ihre Verfügbarkeit zu erhöhen, um eine langfristige und nachhaltige Stabilisierung und Verbesse-

rung der Lebensgrundlage einzuleiten. Dies geschieht u.a. durch den Einsatz temporärer sozialer Transfers (zum Beispiel Cash-for-Work-Maßnahmen), Maßnahmen die Unter- und Mangelernährung bei Schwangeren und Kleinkindern reduzieren, Maßnahmen zum (Wieder-)Anschub der landwirtschaftlichen Produktion sowie auch Maßnahmen zur Verbesserung des Zugangs zu gesundheitlicher Grundversorgung und sauberem Trinkwasser.

Die Bundesrepublik ist zudem nach den USA und Japan der drittgrößte Beitragszahler der FAO. Das größte Einzelprogramm ist der Bilaterale Treuhandfonds für Ernährungssicherheit, der seit 2002 Pilotprojekte zur Überwindung von Hunger und Unterernährung finanziert. Der weltweit größte Geber im Bereich Ernährung, Landwirtschaft und ländliche Entwicklung ist die EU. Mit neun Milliarden Euro im mehrjährigen Finanzrahmen 2014–2020 investiert die Generaldirektion Internationale Zusammenarbeit und Entwicklung (DEVCO) ein Fünftel des EU-Budgets für Entwicklungszusammenarbeit in diesen Bereich.

Um die Relevanz des deutschen Beitrags zur Verbesserung der Welternährungslage zu verdeutlichen, möchte ich Ihnen zwei Vorhaben der SEWOH hinsichtlich ihrer Ansätze und Wirkungen etwas genauer vorstellen:

Grüne Innovationszentren

Im Rahmen der SEWOH hat das BMZ in 18 Partnerländern grüne Innovationszentren ins Leben gerufen. Ziel der Zentren ist es, durch Innovationen in der Agrar- und Ernährungswirtschaft die regionale Versorgung mit Nahrungsmitteln zu verbessern, das Einkommen von kleinbäuerlichen Betrieben zu steigern und Arbeitsplätze zu schaffen. Die Grünen Innovationszentren fördern die Verbreitung von Innovationen durch Beratung, Schulung und Fortbildung sowie den Zugang zu Krediten. Die Innovationen können technischer Art sein, zum Beispiel die Mechanisierung der Landwirtschaft, verbessertes Saatgut, Dünger oder Kühlketten. Vielfach geht es auch um neue Wege der Zusammenarbeit, beispielsweise beim Aufbau von Erzeugergemeinschaften, spezialisierten Unter-

nehmen oder Interessenvertretungen. Bis zum Jahr 2024 sollen so die Lebensbedingungen und somit auch die Ernährungssituation von 11 Millionen Menschen verbessert werden.

In den letzten fünf Jahren wurden:

- Knapp eine Million kleinbäuerliche Betriebe über alle Länder und Wertschöpfungsketten hinweg trainiert; davon entfallen 49 % Frauen und 48 % auf junge Menschen,
- ca. 30.000 Unternehmerinnen und Unternehmer trainiert,
- die Produktivität der geförderten kleinbäuerlichen Betriebe der ausgewählten Wertschöpfungsketten durchschnittlich um 27 % gesteigert,
- in den geförderten kleinbäuerlichen Betrieben das durchschnittliche Einkommen aus dem Verkauf von Produkten der geförderten Wertschöpfungsketten um durchschnittlich 28 % gesteigert,
- ca. 7000 zusätzliche Arbeitsplätze in den unterstützten vor- und nachgelagerten Unternehmen von ausgewählten Wertschöpfungsketten geschaffen.

Globalvorhaben

„Bodenschutz und Bodenrehabilitation für Ernährungssicherung“

Das Vorhaben ist auch Teil der SEWOH und setzt gezielte Maßnahmen für Bodenschutz und Bodenrehabilitation zur Anpassung an den Klimawandel und Minderung des Klimawandels um. Durch das Vorhaben werden über 650.000 ha Boden als Grundlage der Existenz und Ernährungssicherung von 2 Millionen Kleinbäuerinnen und Kleinbauern gesichert. Die Hektar-Erträge liegen außerdem auf geschützten oder rehabilitierten Böden um durchschnittlich 30 % höher.

Maßnahmen umfassen:

- Physischen und biologischen Erosionsschutz,
- Aufbau der Bodenfruchtbarkeit und von organischer Bodensubstanz durch den Einsatz von *Biochar* (organischer Asche) und *Terra Preta*, einem Bodensubstrat, das die organische Substanz im Boden langfristig verbessert und kommerziell verfügbar ist, sowie Agroforstmaßnahmen, die Bodenfruchtbar-

keit durch die Kombination von Bäumen und landwirtschaftlichen Anbauprodukten verbessern,

- konservierende und agrarökologische Praktiken sowie Feuer- und Weidemanagement.

Fazit

Sie haben die enormen Zahlen zur globalen Ernährungsunsicherheit gehört. Und uns bereitet nicht nur die Zunahme der Zahl der Hungernden Sorge. Der schnelle Anstieg des Übergewichts weltweit stellt unsere Gesellschaften vor enorme Herausforderungen hinsichtlich sozialer, ökologischer und ökonomischer Kosten. Die globale Nahrungsmittel- und Ernährungssicherheit ist gefährdet, insbesondere die Existenzgrundlage von Kleinbauern und Produzenten, die von der Land-, Forst- und Fischereiwirtschaft abhängig sind. Es ist eine große Herausforderung, das SDG 2 zu erreichen.

Daher müssen:

- Nahrungsmittelproduktionssysteme besser und nachhaltiger werden,
- Nahrungsmittelverluste und -verschwendung massiv eingeschränkt werden und
- sich Verzehrgewohnheiten ändern.

Da die Problemlage komplex und vielschichtig ist, kann sie nicht durch Investitionen und Maßnahmen in einem Sektor allein bewältigt werden. Zur nachhaltigen Sicherung der Ernährung müssen unterschiedliche Sektoren einbezogen werden. Beispiele, die zeigen, dass es wirksame Ansätze gibt, die zu diesem Ziel beitragen, habe ich Ihnen dargestellt. Der Fokus auf die ersten 1000 Tage im Leben eines Menschen ist hierbei von besonderer Bedeutung, da Fehlernährung in diesem Zeitfenster irreversibel ist.

Dennoch kann die Entwicklungszusammenarbeit allein die globale Ernährungsunsicherheit nicht überwinden, sondern ist auf die partner-

schaftliche und koordinierte Zusammenarbeit mit der internationalen Gemeinschaft, den nationalen Regierungen, ihren Regionalorganisationen, der Privat- und Finanzwirtschaft sowie der Zivilgesellschaft angewiesen. Auf globaler und nationaler Ebene ist ein grundlegender Wandel in den Politiken und Praktiken erforderlich, um den Übergang zu nachhaltiger Ernährung und Landwirtschaft voranzutreiben.

Wir, und das heißt alle zusammen, müssen Rahmenbedingungen für funktionierende Ernährungssysteme schaffen. Das ist sowohl eine der großen Aufgaben der Politik hier in Deutschland als auch in den Ländern, in denen die GIZ arbeitet.

Anmerkungen:

¹ Horton und Steckel 2013 (<https://www.copenhagenconsensus.com/publication/scorecard-humanity-malnutrition-horton-steckel>)

² <https://www.dw.com/en/oecd-puts-price-tag-on-obesity/a-50791589>

³ McKinsey Global Institute Overcoming obesity: An initial economic analysis, 2014

⁴ <https://globalnutritionreport.org/reports/2014-global-nutrition-report/>

⁵ Copenhagen Consensus 2008, 2012 (<http://www.copenhagenconsensus.com/copenhagen-consensus-2012/how-spend-75-billion-make-world-better-place>)

⁶ FAO, SOFI 2019

⁷ <https://eatforum.org/eat-lancet-commission/>

⁸ <https://www.ipcc.ch/srcc/>

⁹ <https://eatforum.org/eat-lancet-commission/eat-lancet-commission-summary-report/>

¹⁰ Losch, B. et al. (2017). o.S. (<http://governanceinnovation.org/wordpress/wp-content/uploads/2017/05/Poster-mini.pdf>); Schraven, B. (2016). Migration dynamics in sub-Saharan Africa – myths, facts and challenges; Rural 21 50 (2), 27–29

¹¹ vgl. AGRA 2017: S.IV, FAO 2012: S. 2, CFS 2013: S. 47

¹² <http://www.fao.org/agroecology/database/detail/en/c/1247418/>

¹³ Nash, John; Halewood, Naomi; Melhem, Samia; Nash, John; Halewood, Naomi; Melhem, Samia. 2013. Unlocking Africa's agricultural potential: an action agenda for transformation (English). Africa region sustainable development series. Washington DC: World Bank.

Julia Klöckner,
Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft

„Smarte Anwendungen im Stall und auf dem Feld – Landwirtschaft als Vorreiter bei der Digitalisierung“

Liebe Studentinnen und Studenten,
sehr geehrte Gasthörerinnen und Gasthörer,
sehr geehrte Damen und Herren!

Es ist schon einige Jahre her, dass ich in einem Vorlesungssaal gewesen bin – das letzte Mal saß ich auch noch auf der anderen Seite.

Vielen Dank für die Einladung!

Es ist keine Übertreibung: Die Landwirtschaft ist die wichtigste Branche. Denn sie ernährt uns und sie muss immer mehr Menschen ernähren, denn die Weltbevölkerung wächst weiter. Wir werden bald 10 Milliarden Menschen auf diesem Planeten sein. Um diese zu ernähren, muss laut Welternährungsorganisation FAO die weltweite landwirtschaftliche Produktion um rund 70 Prozent gesteigert werden.

Mehr als 70 Millionen Menschen sind auf der Flucht. Noch nie waren es so viele. Ursachen sind oft Hunger und Armut, hervorgerufen durch gewaltsame Konflikte, Umweltkatastrophen oder den Streit um Zugang zu Ressourcen wie Wasser und Land. Vieles wird der Klimawandel noch weiter verstärken. Missernten, leere Felder, leere Ställe zwingen Menschen zur Flucht, dabei kommt es zu neuen Konflikten im Kampf um Nahrung, denn über 80 Prozent der Flüchtlinge leben nach wie vor in Entwicklungsländern.

Weltweit hungern im Moment rund 821 Millionen Menschen. Rund zwei Milliarden Menschen sind mangelernährt, weil ihre Ernährung einseitig ist. Prognosen gehen davon aus, dass im Jahr 2024 mehr als ein Drittel der weltweit hungernden Menschen in Afrika leben – dort wächst die Bevölkerung besonders rasant. In Afrika leben 62 Prozent der Menschen von der Landwirtschaft, häufig Kleinbauern, die schlechte Erntejahre besonders hart treffen. In Entwicklungsländern sind bis zu 80 Prozent der Landwirte Kleinbauern. Diese bewirtschaften

weniger als zwei Hektar und stellen das Gros der Nahrungsmittel her, in vielen Ländern bis zu 70 Prozent. Trotzdem sind viele Kleinbauern in vielen Teilen der Welt besonders stark von Armut betroffen.

Diese Ringvorlesung trägt den Namen „Landwirtschaft am Limit“. Ich stelle aber die These auf, dass Landwirtschaft global gesehen nicht am Limit ist. Vielerorts, wo es die Rahmenbedingungen ermöglichen, fehlt es an einer wettbewerbsfähigen, nachhaltigen und modernen Landwirtschaft. Vielerorts ist dies aber auch aufgrund des Klimas oder der Bodenverhältnisse gar nicht möglich. Das Potential ist noch lange nicht ausgenutzt – Digitalisierung ist ein wichtiger Baustein, um die Landwirtschaft dort zukunftsfähig zu machen.

Was wollen wir erreichen?

Es gibt das Menschenrecht auf Nahrung. Wir müssen die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit schließen. Wir müssen dieses fundamentale Menschenrecht umsetzen. Was brauchen wir dazu?

Der entscheidende Schlüssel für die Sicherung der Welternährung liegt in einer leistungsfähigen, lokal angepassten, nachhaltigen Landwirtschaft. Diese liegt in der Entwicklung wirtschaftlich aktiver ländlicher Räume. Denn hier leben 80 Prozent der Hungernden auf der Welt, davon 50 Prozent Kleinbauern.



Bundesministerin Julia Klöckner am 10. Februar 2020 in der Aula der Justus-Liebig-Universität Gießen.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

Schaut man sich die Zahlen an, zeichnet sich folgendes Bild ab:

Die Kleinbauern sind als Entwicklungsmotor unentbehrlich. Was bedeutet es Kleinbauer in Asien oder Afrika zu sein?

Es bedeutet keinen Zugang zu moderner Technik zu haben, mehr oder weniger Subsistenzwirtschaft zu betreiben. Es bedeutet, keine agrarische Bildung zu bekommen, dass 40 Prozent der landwirtschaftlichen Produkte schon auf dem Weg zwischen Bauer und Konsument verderben. Und es bedeutet, abhängig zu sein – von Abnehmern und dem Klima. Digitalisierung kann ein Schlüssel dazu sein, unsere Landwirtschaft zukunftsträchtiger zu gestalten – weltweit. Digitalisierung ist in aller Munde, aber lassen Sie mich deutlich sagen: Es ist kein Modetrend. Denn Trends gehen vorüber, die Digitalisierung wird aber bleiben. Die Digitalisierung ist das Mega-Thema unserer Zeit, die geprägt ist durch Techniksprünge, durch disruptive Veränderungen, die wir in dieser Verdichtung, in dieser Omnipräsenz,

bisher in der Entwicklung noch nicht hatten. Vor zehn Jahren war ein GPS-Navigationsgerät der technisch neueste Stand, heute erfüllen unsere Mobiltelefone diese Aufgabe. Die Digitalisierung ist dabei nicht nur omnipräsent, sie ist omnirelevant, denn sie umfasst alle unsere Lebensbereiche.

Ich möchte Ihnen Beispiele aus der Landwirtschaft nennen, wie Digitalisierung dort Fortschritt brachte.

Nehmen wir die Zahlen aus Deutschland: Ein Landwirt hat hier um das Jahr 1900 Nahrungsmittel für etwa vier Personen erzeugt, heute sind es 150. Damals waren es die Erfindung des Kunstdüngers und die Verbesserung des Saatgutes, die hier zu enormen Verbesserungen geführt haben. Auch heute geht es darum, die Effizienz der Landwirtschaft zu steigern. Die Digitalisierung kann der Schlüssel dazu sein. Doch was bedeutet Digitalisierung in der Landwirtschaft konkret?

Es bedeutet, dass wir präziser arbeiten, zum Beispiel mit Landmaschinen, die satellitenge-

steuert, bedarfsgerecht Saatgut, Dünger und Pflanzenschutzmittel ausbringen. Oder auch Milchkühe oder Sauen auf Einzeltierbasis bedarfsgerecht versorgen. Wir können Transport- und Lagerungsabläufe in der gesamten Wertschöpfungskette optimieren und dadurch Verluste vom Acker bis zum Teller reduzieren.

Bei vielen dieser Themen ist die europäische Landwirtschaft schon an der Spitze der Innovationen.

Digitalisierung bedeutet also, dass wir effizienter arbeiten, Böden, Luft und Wasser besser schonen, von einem Hektar Ackerland mehr Ertrag erzielen und das Tierwohl optimieren können. Kurz gesagt: Wir machen mit weniger Ressourceneinsatz mehr Menschen satt!

Was tun wir national?

Eines vorweg: Mir ist ganz wichtig, dass wir immer den tatsächlichen Nutzen vor Augen haben. Dazu braucht es Wissen. Fakten. Insgesamt steht uns in diesem Jahr eine knappe Milliarde Euro für Ausgaben in den Bereichen Nachhaltigkeit, Forschung und Innovation zur Verfügung. Das ist der viertgrößte Etat aller Bundesministerien für Wissenschaft, Forschung und Entwicklung.

Wir werden in den kommenden Jahren eine Reihe von Forschungsvorhaben mit digitalem Bezug finanziell unterstützen. Wir bringen uns in die KI-Strategie der Bundesregierung intensiv ein und haben auch bereits eigene zusätzliche Finanzmittel bereitgestellt.

Eine Bekanntmachung zum Thema Künstliche Intelligenz wird in den kommenden Wochen veröffentlicht. Alleine für die digitalen Experimentierfelder sind in den kommenden drei Jahren 50 Millionen Euro eingeplant. Denn wir wollen draußen, in der Praxis, herausfinden, wie Digitalisierung vor Ort ganz konkret funktionieren kann, wie digitale Techniken optimal zum Schutz der Umwelt, des Tierwohls, der Biodiversität und der Arbeitserleichterung eingesetzt werden können. Aber auch wo Hemmnisse bestehen, z.B. bei der Infrastruktur oder wo Schnittstellen zwischen Maschinen unterschiedlicher Hersteller fehlen.

Ich bin ganz begeistert, was da alles dabei ist. Von optimiertem Pflanzenschutz über Wertschöpfungsketten für kleinstrukturierte Gegenden bis hin zum Tierwohl. Wir werden beispielsweise erforschen, wie man mithilfe von Sensoren Wassermangel bei Pflanzen überwachen und monitoren kann. Wir wollen überprüfen, wie Fernerkundungstechnologien und Geodaten im Pflanzenbau genutzt werden können.

Es geht darum zu analysieren, welche Vorteile Digitalisierung, Modellierung und Datenmanagement für die Tierhaltung bringen können – insbesondere bei der Früherkennung von Krankheiten oder beim Geburtenmanagement. Dazu kommt dann ein Kompetenznetzwerk für Digitalisierung in der Landwirtschaft, das wir eingerichtet haben. Damit sich ein Gesamtbild ergibt. Es hat etwa 30 Mitglieder. Die setzen sich zusammen aus den Sprechern der Experimentierfelder und weiteren Vertretern aus Wirtschaft und Wissenschaft.

Dieses Kompetenznetzwerk fasst dann die Ergebnisse der Arbeiten aus den Experimentierfeldern zusammen. Darüber hinaus wird es die aktuellen Entwicklungen der digitalen Landwirtschaft analysieren, daraus wird es dann konkrete Vorschläge für die Politik geben.

Aber nicht nur bei der Förderung kann die Politik wichtige Aufgaben übernehmen. Wir wollen dafür sorgen, dass Daten, die mit öffentlichem Geld generiert werden, auch praxistauglich bereitgestellt werden.

Ich denke da etwa an Geodaten, Ergebnisse von Sortenprüfungen oder Anwendungsbestimmungen von Pflanzenschutzmitteln. Hierzu will ich mit den Ländern verstärkt Gespräche führen, da sich viele Daten in ihrer Hoheit befinden. Es ist dann Aufgabe der Wirtschaft, aus diesem Angebot konkrete Lösungen für die Land- und Ernährungswirtschaft zur Verfügung zu stellen. Es ist wichtig, dass wir Prozesse gemeinsam gestalten. Dass wir uns nicht in unterschiedlichen Standards verirren und wir Unterschiede nicht zementieren, sondern indem wir versuchen, sie zu nivellieren, indem wir weltweit möglichst vielen den Zugang zu digitalen Techniken ermöglichen. Dass wir uns auf Werte verständigen, die uns in diesem Prozess wichtig sind.

Es muss darum gehen, die Frage der Datensouveränität, der Datensicherheit, der Datennutzungsrechte und des Datenschutzes zu klären und politisch abzusichern.

Wem gehören die Daten, die über die zu erwartende Ernte generiert werden? Wer darf sie nutzen, wer darf sie verwerten? Zur Beantwortung dieser Fragen brauchen wir sowohl nationale als auch multilaterale Ansätze.

Während der Internationalen Grünen Woche findet jährlich das weltweit größte informelle Agrarministertreffen statt, das Global Forum for Food and Agriculture (GFFA) – das Davos der Landwirtschaft. Das trägt Früchte und setzt Impulse für die internationale Zusammenarbeit in der Agrar- und Ernährungspolitik. Über 70 Agrarministerinnen und Agrarminister haben den Einsatz der FAO bei der Erarbeitung eines Konzepts für einen Internationalen Digitalrat für Ernährung und Landwirtschaft begrüßt. Die FAO wird den Prozess zur Einrichtung des Digitalrats unterstützen. Der Digitalrat soll Regierungen und andere relevante Akteure beraten und den Austausch von Ideen und Erfahrungen vorantreiben. Hier können wir auf teilweise bereits existierende Strukturen zurückgreifen und alle FAO-Mitgliedstaaten könnten von diesem Rat profitieren. Seine Aufgabe wäre es, die Politik und die Landwirtschaft zu beraten und ein Gerüst für einen gegebenenfalls notwendigen politischen Rahmen zu entwickeln.

Unser Ziel ist es hierbei, belastbare Informationen über die Auswirkungen der Digitalisie-

rung auf die Landwirtschaft und die ländlichen Räume zu erhalten, denn wir brauchen zuverlässige Analysen, um überhaupt annähernd zu verstehen, was global auf uns zukommt. Darauf aufbauend können wir entscheiden, welche politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Schritte notwendig sind, um die Digitalisierung zu gestalten und Potentiale zu hebeln.

Wir haben mit der Digitalisierung ein Instrument zur Verfügung, mit der wir der Verantwortung nachkommen können, die uns eint, über alle Grenzen hinweg. Der Verantwortung, das Recht auf Nahrung umzusetzen, denn dieses Recht ist nicht verhandelbar. Die Digitalisierung ist für mich ein Schlüssel für die weitere Entwicklung der Agrarwirtschaft in den kommenden Jahren. Sie bietet uns die Instrumente, für mehr Tierwohl, für mehr Nachhaltigkeit, für mehr Transparenz.

Lösungen zu finden, die sich nicht im Entweder-oder-Modus bewegen, sondern im Sowohl-als-auch. Sie bietet Lösungen für die Stärkung von Regionalität genauso wie Lösungen für eine verantwortungsvolle Internationalisierung. Landwirtschaft ist nicht am Limit, Landwirtschaft ist im Aufbruch.

Lassen Sie uns die wichtigste Branche der Welt global zukunftsorientiert aufstellen. Die Mittel dazu waren noch nie so vielversprechend wie heute.

Vielen Dank!

III. Fächer, Forschung, Perspektiven



UNSER STROM AUS UNSERER REGION. WIR HABEN GIESSENER GRÜNSTROM.



Gießener Grünstrom – unsere Privatkunden müssen sich um nichts kümmern. Sie haben ihn schon.

Beim Einkaufen achten wir besonders auf regionale Produkte. Das Gleiche machen wir beim Strom. Unser Gießener Grünstrom kommt zu fast 40% aus unserer Region. Die SWG kümmern sich darum – wir müssen nichts dafür tun. Das finden wir richtig klasse! Danke, SWG – für ein Stück Heimat aus der Steckdose.

www.giessener-gruenstrom.de



MIT ENERGIE. FÜR DIE REGION.

Stadtwerke Gießen
SWG



Sigrid Ruby

„Empfangsräume. Entwurf einer Poetik“¹

I

Der Titel „Empfangsräume. Entwurf einer Poetik“ benennt ein Vorhaben, das noch im Stadium des Entwurfs und der Gedankenspielerlei steckt, ein tentatives Vorhaben – mit einigen losen Enden.

Um einen biographischen Einstieg zu wählen, denn es sind ja immer auch unsere persönlichen Erfahrungen, die unsere Interessen bestimmen: Ich habe mein Studium der Kunstgeschichte im Herbst 1987 an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn begonnen. Das Kunsthistorische Institut ist dort in einem Seitenflügel des ehemaligen Kurfürstlichen Schlosses untergebracht, und die Fachbibliothek nimmt bis heute einen wesentlichen Teil der Institutsräumlichkeiten ein. 1987 gab es – zumindest für Studierende – noch keine *Personal-Computer* und auch kein *world wide web*. Um akademisches Wissen zu erwerben, musste man physisch, geistig und seelisch, als ganze Person, die Bibliotheksräume aufsuchen. Das war quasi alternativlos.²

Aus phänomenologischer Warte und einen Begriff des französischen Philosophen Gaston Bachelard übernehmend, möchte ich diese Bonner und andere Bibliotheken als „glückliche Räume“ bezeichnen.³ Der britischen Schriftstellerin Virginia Woolf und ihrer feministischen Agenda folge ich, indem ich die Bonner Bibliothek „a room of my own“ nenne und meinen persönlichen Subjektentwurf daran knüpfe.⁴ Eine Bibliothek, vor allem eine Präsenzbibliothek, und das, was dort passieren kann, was ich dort erfahren habe, ist genau das, was ich mit „Empfangsräumen“ versuche in Worte zu fassen. „Empfangsraum“ insofern, als man hier – in diesen klar definierten Raumbehältern – willkommen ist und sich entfalten kann, ohne explizit erwartet

und persönlich adressiert zu werden. Die Bibliothek existiert auch ohne mich, sie braucht mich nicht. Aber wenn ich sie aufsuche, lässt sie mich. Sie lässt mich da sein, allein sein und lesen. Ich darf mich der Bücher bedienen, die die Bibliothek so zuverlässig vorhält. Man darf dort, zumindest bis zur Schließzeit, in Lektüren verweilen. Und im Moment der Lektüre, mit ausreichend Raum und Zeit um sich herum, wird man – wenn’s gut läuft – selbst zu einem Empfangsraum. Dann ist man empfänglich für Ideen, Geschichten und Träume. Dann wird’s lebendig und produktiv, ohne geplant zu sein. Mich interessiert diese Erfahrung, dieses Dispositiv, diese besondere Zeit- und Raumhaltigkeit, diese ergebnisoffene Stöberei und Bastelei, die für mich „Empfangsräume“ im soeben geschilderten doppelten Sinne ausmachen.

Ausgehend von diesem durch eigene Erfahrungen angefüllten Interesse frage ich nun: Gibt es so etwas wie eine „Kunst der Empfangsräume“, gibt es eine visuelle Kultur und Tradition dieser Erfahrung, die sie ebenso formt wie ermöglicht? Wie ließe sich hier eine „Archäologie“ im Sinne Michel Foucaults betreiben?⁵ Und umgekehrt: Was für unter Umständen neue respektive andere Bildlektüren erlaubt mir diese Erfahrung, dieses persönliche Interesse, wenn ich es nur ernst nehme? Kann ich diese Bilder rückbinden an historisch-kulturell spezifische Vorstellungen von „glücklichen Räumen“, die vielleicht bis heute fortwirken? Was sind die bildkünstlerischen Strategien, die „Empfangsräume“ visuell erfahrbar machen? Wie genau ist der Gender-Bias beschaffen, der mich in dem Zusammenhang auch umtreibt?

Mich interessiert hier also eine „Kunst der Empfangsräume“ nicht im Sinne von gebauter Architektur, sondern als visuelle Inszenierung,



Abb. 1: Masaccio, *Vertreibung aus dem Paradies*, um 1425, Wandmalerei, Brancacci-Kapelle, Santa Maria del Carmine, Florenz.

auf Ebene der Bilder, und von Visualität als ästhetische Anordnung. Es geht nicht um bestimmte Bautypen, um die Gestaltung von Hotelrezeptionen, Schalterhallen und anderen Orten bzw. Nicht-Orten,⁶ sondern um eine

bildwissenschaftlich ausgerichtete Fragestellung, mit der ich mich Gemälden vor allem der Vormoderne zuwende.

II

Ich beginne mit einem Fresko aus der italienischen Frührenaissance, das mich zu Studienbeginn, in den ausgehenden 1980er Jahren, sehr beeindruckte. Damals hielt man es am Kunsthistorischen Institut der Bonner Universität nicht für notwendig, jungen Semestern Einführungsveranstaltungen zu verköstigen. Stattdessen stiegen wir in den laufenden Betrieb ein, verstanden erst einmal nicht viel und hatten es ja auch nicht anders erwartet. Ich besuchte damals, wie alle anderen, die Vorlesung „Frührenaissance in Italien“, gehalten von Professor Justus Müller-Hofstede, kurz „Mü-Ho“ genannt, und bekam dort diese Wandmalerei von der Hand des Masaccio, seine *Vertreibung aus dem Paradies* zu sehen (Abb. 1).⁷

Masaccios Fresko gehört natürlich nicht in eine „Kunst der Empfangsräume“, sondern scheint eher das Gegenteil zu sein. Das erste Menschenpaar wird hier regelrecht aus dem Paradies vertrieben, aus dem Schutz einer mit der Torarchitektur nur angedeuteten Behausung tritt es hinaus in eine unwirtliche, karge Außenwelt. Adam und Eva schämen sich und sind sichtlich verzweifelt. Ihr Wissen um ihre Nacktheit entspricht der biblischen Erzählung. Nacktheit wird hier aber auch zum sichtbaren Zeichen einer existenziellen Krise, als hätten sie mit der Behausung auch ihre Kleidung, mithin gleich zwei schützende Hüllen hinter sich gelassen. Sowohl den Blicken sind Adam und Eva ausgeliefert. Ihr intimes Sein gehört – so argumentiert zumindest Masaccios Bild und das macht es so eindrücklich – in einen Innenraum, ins Haus.

Mit der alttestamentlichen Vertreibung aus dem Paradies, das heißt aus der ersten ursprünglichen Behausung oder Heimat, kontrastiert – auch im Sinne typologischer Gegenüberstellung – das Bild von Mariä Verkündigung, wie zum Beispiel von dem Florentiner Fra Angelico in den 1430er Jahren gemalt (Abb. 2).

In der Darstellung der Verkündigung erkenne ich den Archetypus einer „Kunstgeschichte der Empfangsräume“ im christlichen Europa – ein Musterbild, dessen Ikonographie, Semantik und Rhetorik eng mit der biblischen Heilsgeschichte verwoben sind, aber auch profane, also realweltliche Dimensionen haben. Wie zu zeigen sein wird, handelt es sich bei Mariä Verkündigung auch und gerade insofern um einen Archetypus, als hier Ambivalenzen und geschlechterstereotype Anordnungen einer „Kunstgeschichte der Empfangsräume“ prägnant hervortreten.

Als „Empfangsräume“ versuche ich im Folgenden und durch eine Reihe von Bildlektüren eine künstlerische Gattung jenseits akademischer Regel zu konturieren, die von Empfangen und Empfänglichkeit erzählt bzw. dieses

Thema gestaltet und gestaltend hervorbringt, auch hinsichtlich sinnlicher, affektiver Qualitäten. „Empfangsräume“ haben eine narrative Dimension. Sie haben auch auf noch näher zu bestimmende Weise mit Kommunikation zu tun, mit Begegnung und Kontakt, mit einer Dialektik von innen und außen, drinnen und draußen.⁸ Es geht um ein Dispositiv der freimütigen Empfangs- oder Aufnahmebereitschaft, man würde heute wohl auch von „Willkommenskultur“ sprechen. Es geht um Offenheit für etwas oder jemanden, den Anderen, das Fremde, die allerdings auch Gefahren in sich birgt, latent unsicher oder prekär, mithin durchaus zwiespältig ist. Eine weitere Besonderheit der hier zu skizzierenden „Empfangsräume“ besteht darin, dass all diese Qualitäten nicht nur für die bildinterne Anlage, die Komposition



Abb. 2: Fra Angelico, *Verkündigung*, 1432–34, Tempera/Holz, 175 x 180 cm, Cortona, Diözesanmuseum.



Abb. 3: Joachim Patinier, *Landschaft mit Flucht nach Ägypten*, vor 1515, Öl/Holz, 17 x 21 cm, Antwerpen, Königliches Museum für Schöne Künste.

und Erzählung gelten bzw. zu erörtern sind, sondern auch für die Relation von Bild und Betrachter/in, also auch im rezeptionsästhetischen Sinne von Belang sind oder sein könnten. Wie nehme ich als Rezipientin, als ästhetisch das Bild Wahr- und Aufnehmende, als vom Bild Empfangene teil an diesen Räumen? Wie willkommen ist mein Blick, wie sehr ist er Teil der Bildanlage, vom Künstler, von der Künstlerin mitgedacht oder auch unbewusst integriert?

Ich möchte also den „Empfangsraum“ als eine künstlerische Gattung konturieren und über deren Poetik, das heißt über Darstellungs- respektive Herstellungsstrategien dieser besonderen Gattung nachdenken. Dafür anregend und hilfreich erscheinen mir erzähltheoretische Überlegungen, die der russische Literaturwissenschaftler Michail Bachtin in den 1970er Jah-

ren anstellte, um das Konzept der „Raumzeit“ und den „Chronotopos“ zu entwickeln.⁹ Für Bachtin sind Raum und Zeit fundamentale Koordinaten künstlerischer Aneignung von Welt bzw. Realität. Das Verhältnis von Raum und Zeit bestimmt quasi die Möglichkeiten der Erzählung – und umgekehrt. Die Erzählung – ihre Formen, Themen und Gattungen – sind durch eine Raum-Zeit-Beziehung definiert, die sie aber zugleich mit hervorbringt bzw. als die sie sich zeigt. Ein „Chronotopos“ im Sinne Bachtins ist zum Beispiel der Weg: Er verbindet Orte und durchmisst den Raum. Ein Weg will gegangen und erschlossen werden, sukzessive in der Zeit. Entsprechend wird er erzählerisch gestaltet und auch symbolisch in Anspruch genommen – als Zeichen des Lebens, der Flucht, der Reise, zum Beispiel in einem Abenteuerroman. In dem kleinen Gemälde von Joachim Patinier

aus dem frühen 16. Jahrhundert (Abb. 3) wird unser Auge regelrecht auf den Weg gebracht. Das Bild erschließt sich nicht sofort, auf einen Blick. Die Landschaft ist von Wegen durchzogen, deren Verlauf von hinten nach vorne und zu den Seiten wir immer wieder aus den Augen verlieren, weil Täler, Hügel, Häuser und Naturwuchs sich dazwischenschieben. Und doch ist klar, dass die Kleinfamilie mit dem Esel das Dorf und den Alltag verlassen hat, um sich auf eine Reise, auf einen Weg, mit noch ungewissem, in den Felsformationen sich verlierendem Ziel zu machen. Wenn wir noch genauer hinschauen, erkennen wir, dass in dem kleinen heiligen Dorf in der rechten Bildhälfte das Unheil – der kollektive Kindermord – schon begonnen hat, die Flucht also gerade noch rechtzeitig angetreten wurde.

Ein dem Weg in gewisser Weise gegenüberstehender „Chronotopos“ ist, so Bachtin, das Haus, Ort des Alltags, der privaten Routinen und der wiederkehrenden Zeit. Als Ort der Geburt, der Aufbringung und des Haushaltens ist das Hausinnere – historisch betrachtet und bis in die Gegenwart nachwirkend – weiblich dominiert. Die im Haushalt verrichteten Tätigkeiten, die sich wiederholenden Abläufe, das Voranschreiten des Immergleichen machen das Haus zum Inbegriff von Stabilität, Sicherheit und Schutz. In der Realität ist das Haus ein weitestgehend abgeschlossener Raumbehälter. Sein Inneres wird durch Erzählungen und Bilder erst freigelegt, was latent gefährlich ist, weil so die Sicherheit des Hauses brüchig, seine schützende Hülle – im Wortsinn – durchbrochen wird.

III

Ich denke und hoffe, dass sich mithilfe solcher „Chronotopoi“ wie dem Weg und dem Haus auch der „Empfangsraum“ als bildkünstlerische Gattung beschreiben und systematisch untersuchen lässt. Vielleicht handelt es sich ja um einen „Chronotopos“ eigener Art, ist der „Empfangsraum“ eine höchst spezifische Aneignung von Zeit und Raum, die in besonderer Weise auch den Betrachter und die Betrachterin, seinen bzw. ihren Raum adressiert.¹⁰

Eingangs habe ich das Bild von Mariä Verkündigung als ambivalenten Archetypus einer „Kunst der Empfangsräume“ bezeichnet und möchte diesen Gedanken nun näher ausführen. Die im Lukas-Evangelium (Lk 1, 26–38) geschilderte Verkündigung des Herrn durch den von Gott gesandten Engel Gabriel wird als Moment der Empfängnis verstanden und auch bildlich so gefasst (Abb. 2).¹¹ Maria empfängt in einem zweifachen Sinne, körperlich und geistig. Vielleicht ist der hereintretende Engel auch nur eine Vision von ihr, ein Produkt ihrer durch Konzentration und fromme Hingabe entfesselten Einbildungskraft. Die Empfangsbereitschaft ihres Körpers und ihres Geistes wird durch die gesamte Bildanlage, durch Marias Haltung, die Farbgestaltung und die eingesetzten Motive sichtbar gemacht. Sie sitzt in einem relativ großen Saal, in einer zu zwei Seiten hin offenen Säulenhalle, in die und über deren Schwelle der Engel hineinstürmt. Er kommt von außen zu ihr ins Haus, er ist das Ereignis und die Botschaft, die einen Resonanzraum sucht und auch vorfindet. Raum-zeitlich betrachtet haben wir hier ein fulminant inszeniertes Mit- und Ineinander von draußen und drinnen, Momenthaftigkeit und Dauer, Bewegung und Ruhe.

Raum- und Zeithaltigkeit als Merkmale von Empfangsbereitschaft sind hier auch durch den bildinternen Vergleich mit der Vertreibung aus dem Paradies oben links angezeigt. Die alttestamentliche Vertreibung ist das motivisch und typologisch gegenläufige, hier aber analog, von links nach rechts ausgerichtete Ereignis, das die neutestamentliche Verkündigung begründet, ihr zeitlich vorausgeht und auch deshalb weiter hinten im Bildraum angesiedelt ist. Die Vertreibung nimmt relativ weniger Raum ein, fordert weniger Aufmerksamkeit und hat auch weniger Bedeutung für die reale Gegenwart und imaginäre Zukunft der historischen Betrachter/innen.

Vierzig Jahre nach Fra Angelico findet Leonardo da Vinci eine andere Lösung für die Darstellung der Verkündigung (Abb. 4). Maria empfängt den Engel an der Schwelle des Hauses, schon (oder noch?) im Außenraum, aber durch den Winkel des Hausvorsprungs geschützt. Sie sitzt am Rande einer durch eine Mauer be-



Abb. 4: Leonardo da Vinci, *Verkündigung*, um 1472–75, Öl/Holz, 98 x 217 cm, Florenz, Uffizien.

grenzten Blumenwiese, durch deren Durchlass der Engel eingedrungen sein muss, um sich Maria kniend zu unterwerfen und seine Botschaft zu verkünden. Er ist den langen Weg – durch die ganze Welt – zu ihr gekommen und findet sie empfangsbereit vor. Man könnte es auch weniger weihevoll und alltäglicher formulieren: Sie ist ohnehin zu Hause. Und sie hat Zeit – Zeit, solche Wunder zu imaginieren, sich und uns vor Augen zu führen.

Die Ikonographie der Verkündigung hat eine große Fülle von Variationen hervorgebracht, bleibt aber konstant in diesem raumzeitlichen Grunddispositiv, wie es auch das Lukas-Evangelium so prägnant formuliert: „Und der Engel kam zu ihr [Maria] hinein“ (Lk 1, 28). Wir finden dieses Dispositiv von Senden und Empfangen besonders auffällig wieder in der niederländischen Genremalerei des 17. Jahrhunderts, zum Beispiel in Bildern von Pieter de Hooch.¹² Zugrunde liegt nun nicht mehr eine (biblische) Erzählung, sondern das Thema ist der Alltag der bürgerlichen Gesellschaft. Mit dem Rückgriff auf die Ikonographie der Verkündigung – oder vielleicht handelt es sich auch eher um ein „Nachleben“ im Sinne Aby Warburgs¹³ – wird eine bestimmte Verortung und Differenzierung der Geschlechter als richtig im Sinne von konventionell und normativ zu sehen gegeben: Die Frau im Haus bzw. an dessen innerer Grenze, der männliche Bote außerhalb des Hauses, im

öffentlichen Raum bzw. von da her, von außen kommend. Auch eine vermeintlich geschlechterspezifische Disposition – er aktiv, sie passiv, er mit der Zeit voranschreitend auf seinem Weg unterwegs, sie zeitlos da – scheint hier ins Bild gesetzt und durch die ikonographische Referenz auf die christliche Ikonographie als verbindlich markiert. Ins Bild gesetzt sind natürlich auch Standes- und Milieuunterschiede, der bürgerliche Haushalt und sein Personal, und die Scharniere der sozialen Hierarchien und Netzwerke.

Es steht zu fragen, wie die Geschlechter- und Standesrollen mit dem tatsächlich gelebten Leben und sozialgeschichtlichen Befunden der historischen Zeit korrelieren. Und welche Funktionen hatten diese Bilder? Zeigten sie „glückliche Orte“? Ein Gemälde von de Hooch (Abb. 5) macht deutlich, dass das Bildsujet mit seiner Anspielung auf die Verkündigung auch eine sexuelle Dimension hat, die bedrohlich wirken kann und in dieser Eigenschaft auch auf das biblische Sujet ausstrahlt bzw. dort schon angelegt scheint. Die Frau empfängt den Mann und damit auch das Kind. Das Überschreiten der Schwelle zeigt einen Wendepunkt an, einen Moment des Kippens, der Veränderung, der Krise, auch der Gefahr, die hier wohl kaum mehr nur eine Vision, ein Produkt der Einbildungskraft sein kann. Selbst der kleine Schoßhund vorne rechts im Bild ist alarmiert. De

Hooch zeigt uns hier kein Ehepaar im häuslichen Zwiegespräch, sondern eine amouröse Begegnung, deren Fortgang ungewiss bleibt. Ist sie empfänglich für seine Avancen? Wird sie einwilligen? Wir streifen hier ein bisschen die #MeToo-Debatte und erkennen deren Anlass in einer langen Tradition stehend.

In dem Bild gibt es auffallend viele Gegenstände, Motive und innenarchitektonische Elemente, die ein Wechselspiel von offen und geschlossen inszenieren und so die Unentschiedenheit und Spannung, auch die latente Gefahr der Szene, unterstreichen: Es gibt mehrere Türen und Fenster, außerdem ein Baldachinbett, ein Raum im Raum, mit umlaufenden Vorhängen. Eine leichte, semi-transparente Stoffbahn verdeckt einen Großteil des Gemäldes im Goldrahmen an der Wand. Ein schwerer, wohl

der Wärmedämmung dienender Vorhang wurde von der rückwärtigen Tür beiseitegeschoben. Schmuckschatullen und -dosen stehen teils geöffnet auf dem Tisch. Die Frau trägt ihre Morgenjacke offen, das geschlossene Wams des Mannes ist mit dem quer verlaufenden Gürtel zusätzlich gesichert. Aber seine Arme sind weit geöffnet und scheinen schon jetzt ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken. Das Bett im Hintergrund rechts kennzeichnet das Schlafgemach, den intimsten Raum des Hauses, zu dem sich dieser Eindringling – geladen oder nicht – über mehrere Schwellen hinweg Zutritt verschafft hat. Die Dame ist soeben erst aufgestanden und noch mit ihrer Morgentoilette, also mit einer sehr persönlichen Routine der Körperpflege beschäftigt, bei der sie nun – ob gewollt oder nicht – gestört wird. Das Bett ist hier



Abb. 5: Pieter de Hooch, *A Lady surprised by her Lover*, um 1665, Öl/Lw., 52 x 62 cm, The Wellington Collection, Apsley House.



Abb. 6: Lorenzo Lotto, *Verkündigung*, 1534/35, Öl/Lw., 166 x 114 cm, Recanati, Museo Civico.

natürlich auch ein unmissverständliches Zeichen für das, was mit diesem männlichen Übertritt ebenfalls im Raume steht und wie es erzählerisch weitergehen könnte. Vorstellbar sind einvernehmlicher Geschlechtsverkehr oder aber eine Vergewaltigung, gefolgt vielleicht von der Entdeckung durch den Ehemann, Schuldzuweisungen und Reuebezeugungen, Versteckspiele aller Arten ...

Die Ambivalenz der Situation – die Gefahr, die ein offenes Haus und weibliche Empfangsbereitschaft eben auch bedeuten – ist in der biblischen Erzählung von der Verkündigung des Herrn an Maria angelegt: „Und der Engel kam zu ihr hinein“, und: „Sie aber erschrak“ (Lk 1, 28 u. 29). Nicht wenige bildkünstlerische Darstellungen thematisieren dieses Erschrecken und machen die prekäre Qualität der Situation für uns sichtbar. Ein besonders dramatisches Beispiel ist Lorenzo Lottos *Verkündigung* von 1534/35 (Abb. 6). Seine Maria scheint vor dem hereinstürmenden Engel und dem aus den

Wolken am Himmel hervorstoßenden Gottvater nachgerade Schutz bei uns, den bildexternen Betrachterinnen und Betrachtern, zu suchen und zugleich in eine irritierende Komplizenschaft zu verstricken. Auch die großformatige Fassung von Jacopo Tintoretto betont das Unvermittelte und die physische Überwältigung Mariens in ihrem Gemach (Abb. 7).¹⁴

Der stille Empfang der Verkündigung, den Fra Angelico (Abb. 2) betont, ist zu einem erschrockenen Zurückweichen geworden, die elegante Säulenarchitektur zu einer ruinösen Hauswand. Von „Empfangsräumen“ kann bei Lotto und Tintoretto nicht mehr gesprochen werden. Maria ist zwar zu Hause und mit dem Gebet beschäftigt. Aber sie ist (noch) nicht bereit für das, was ihr von außen kommend widerfährt, reagiert verängstigt oder wirkt, bei Lotto, nachgerade genervt von der Aufregung, deren Anlass sie bereits zu kennen scheint. Auch hier, in den Häusern bzw. Zimmern Marias, finden wir prunkvolle Betten als Teil der Raumausstattung. Sie stehen symbolisch für die vom Engel verkündete Niederkunft, haben also eine im engeren Sinne erzählerische Funktion. Das Bett steigert zugleich die Zeit- und Raumhaltigkeit, die Zeit- und Raumtiefe, die Maria in ihrer Eigenschaft als Empfangsraum ausmacht bzw. kennzeichnet. Aber hier scheint die Muttergottes eher der Gefahr als dem Glück einer Empfängnis ausgesetzt, scheint das Bett eher die Ungeheuerlichkeit eines Eindringens in ihr Schlafgemach anzuzeigen. Realweltliche Zustände und Befindlichkeiten im Italien respektive Europa der Frühen Neuzeit schwingen hier mit: Das Haus war (und ist) kein selbstverständlicher Empfangsraum und nur dann ein „glücklicher Ort“, wenn es Sicherheit bietet vor unangekündigten, unbekannten, zweifelhaften, zudringlichen Besuchern.

IV

Aus den Verkündigungsdarstellungen von Fra Angelico und Leonardo (Abb. 2 und 4) könnten wir schließen, dass es einen Vor- oder Zwischenraum braucht, eine ausgedehnte Schwelle, eine Art Schleuse, die zwischen draußen

und drinnen, Bewegung und Ruhe, Ereignis und Routine vermittelt. Bei Fra Angelico ist es eine von zierlichen Säulen umstellte Vorhalle, von der ein Durchgang in das Innere des Hauses vermittelt. Bei Leonardo ist es eine Terrasse oder steinerne Plattform zum Garten hin. Wie in nahezu allen Darstellungen der biblischen Verkündigung findet sich auch bei Fra Angelico und Leonardos Bildern die Andeutung einer Bettstatt, die die Intimität des Hausinneren akzentuiert und dessen Ge- und Verschiedenheit von dem semiöffentlichen Vorraum anzeigt. Ebenso wird deutlich und über die Signalfarbe Rot angezeigt, dass diese Bereiche oder Kompartimente zusammengehören und über die Figur Mariens miteinander verbunden sind.

„Empfangsraum“ in dem geschilderten raumzeitlichen Sinne ist Maria auch insofern bzw. nur dann, wenn sie ein Haus, einen persönlichen Rückzugsraum, im Rücken hat. Ein Bett

im Rücken tut es aber auch, wie zum Beispiel ein Gemälde von Gerard David aus dem Frankfurter Städelmuseum¹⁵ zeigt: Der Engel ist schon im Haus, im Schlafgemach angekommen, wo Maria ihn vor ihrer Bettstatt, auf dem Boden hockend, in ruhiger Haltung zu empfangen – oder zu imaginieren – scheint. Die Staffelung im Bildraum und die schwarze Farbe der Textilien schaffen eine Verbindung zwischen Maria und dem Bettmöbel. Dieses erscheint hier als ein besonderer Binnenraum im Inneren des Hauses, ein Raum gesteigerter Intimität und unter Umständen auch gesteigerten Schutzes. Das Bett ist ein relativ eng begrenzter, auf den Körper zugeschnittener Raum, der das Subjekt bei sich und mit sich allein sein lässt und Zustände von Empfangsbereitschaft befördert. Dazu gehört auch und insbesondere der Schlaf, in dem der italienische Renaissance-Philosoph Marsilio Ficino eine „vacatio animae“, eine Befreiung und Entlastung der Seele, erkannte. Im



Abb. 7: Jacopo Tintoretto, *Verkündigung*, 1583–87, Öl/Lw., 422 x 545, Venedig, Scuola Grande di San Roco (Sala terrena).

Schlaf könne sich die Seele vom Körper lösen und mit dem Göttlichen in Kontakt treten. Vor allem im Traum, der Ficino eine Möglichkeit der Erfahrung bzw. des Empfangs von Inspiration bedeutete, sei dies der Fall. Vittore Carpaccios Darstellung des legendären Traums der Heiligen Ursula (Abb. 8) verlegt die im Traum empfangenen, also vor dem inneren Auge der Schlafenden erscheinenden Bilder in den Raum jenseits des Körpers, der aber das Schlafgemach, das heißt ein Ort intimen Seins ist. Die Königstochter schläft in einem eleganten Himmelbett, und sie träumt von einem Engel, der

ihr das Martyrium, den eigenen Tod für den Glauben, verkündigt. Carpaccio greift hier auf die Ikonographie der Verkündigung an Maria zurück: Der Engel tritt ein in das Gemach Ursulas, das ungemein raumhaltig und offen erscheint, als sollte es das expansive Moment, den räumlichen und zeitlichen Expansionsdrang innerer Bilder, des Traums, vor Augen führen. Türen und Fensterläden, Schränke und auch Bücher sind weit geöffnet. Die zarte Bewegung des von rechts heranschreitenden Engels trifft auf die tiefe Ruhe der schlafenden Prinzessin.¹⁶



Abb. 8 : Vittore Carpaccio, *Der Traum der Heiligen Ursula*, 1495, Öl/Lw., 274 x 267 cm, Venedig, Gallerie dell'Accademia.

Der Schlaf, aber auch Versunkenheit und Konzentration im Wachzustand machen den Menschen empfänglich für Visionen, Träumereien und innere Bilder. Das darzustellen ist eine besondere Herausforderung für die bildende Kunst, die sich in der Regel mit einer Veräußerlichung des Inneren behilft und auf Strategien des Bild-im-Bild zurückgreift. So porträtierte der venezianische Maler Leandro Bassano im späten 16. Jahrhundert eine in die Andacht vertiefte Frau, hinter der sich ein Gemälde befindet, das die Geburt Mariens zeigt (Abb. 9).

Es bleibt unklar, ob dieses Bild (im Bild) ein tatsächliches Gemälde – und als solches Anlass und Stimulanz für die Andacht – oder aber ein inneres Bild ist. Interessanterweise und sicherlich nicht zufällig handelt es sich um die Darstellung einer Mariengeburt, also um das Eintreten eines Kindes in die Welt, wo es von der Familie und einer weiblichen Dienerschaft empfangen wird.¹⁷ Auch dies – die Geburtsszene – ist ein Typus von Empfangsraum, der allerdings ganz auf das Innere des Hauses beschränkt ist. Die Nacktheit des Kindes und seine Passivität stehen hier in einem Gegensatz zu den bekleideten, ganz unterschiedliche Tätigkeiten ausführenden Personen um es herum, die wie ein Haus im Haus fungieren und dem Neugeborenen Schutz bieten. Die Geburt, das Hinaus- und Hineintreten in die Welt, verlangt – paradoxerweise – nach einem erneuten Innen, nach Routinen der Versorgung und Gewöhnung, wie das Haus als Empfangsraum sie bietet. Die Vision der Betenden und die Geburt eines Kindes sind grundverschiedene schöpferische Prozesse, die Bassano in seinem Gemälde höchst eindring-



Abb. 9 : Leandro Bassano, *Porträt einer Witwe bei der Andacht*, 2. Hälfte 16. Jh., Öl/Lw., 105 x 89 cm, Privatsammlung.

lich und interessant zueinander in Beziehung setzt bzw. eng führt.

V

Ich könnte nun noch zahllose Bildlektüren anschließen, um Motive und Darstellungsstrategien der Gattung „Empfangsräume“ weiter aufzufächern, um historisch-kulturelle und mediale Unterschiede herauszuarbeiten und weiter zu systematisieren. Für den Moment und das Stadium des Entwurfs möchte ich Folgendes festhalten:

Es gibt eine Reihe von Narrativen und Sujets, die bildkünstlerisch als „Empfangsräume“ behandelt, respektive bewältigt werden. Vorzugsweise sind es anthropologische Grenzerfahrungen wie der Traum, die Vision und die Geburt. Man könnte auch darüber nachdenken, ob nicht ein menschliches Bedürfnis nach Bildern von „Empfangsräumen“ oder „glück-

lichen Orten“ bestimmten Erzählungen und Themen mitsamt ihren Ambivalenzen erst Sichtbarkeit verschaffte und zu deren ikonographischer und semantischer Auffächerung führte. Die von mir hier besonders prominent behandelte Geschichte von Mariä Verkündigung lässt sich als eine Verbindung zweier Grenzerfahrungen, der Vision und der Geburt, fassen, die literarisch und bildkünstlerisch als das Überschreiten räumlicher Grenzen, nämlich der Schwelle des Hauses und des Körpers, gefasst wird: „Und der Engel kam zu ihr herein“. Und „Du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären“ (Lk 1, 28 u.31). Irritierend ist hier das deutlich artikuliert Faktum der Penetration, das nicht nur das Haus, sondern auch den Frauenkörper zu einem ebenso privilegierten wie in seiner Integrität stets gefährdeten und weitgehend passiven Empfangsraum erklärt und die Möglichkeiten einer subjektiven, das weibliche Ich konstituierenden Wahrnehmung dezidiert gewollter und produktiver Empfänglichkeit einzuschränken scheint.¹⁸

Die Poetik, die Darstellungskunst der „Empfangsräume“ ist ein Set von wiederkehrenden motivischen und kompositorischen Elementen: Ein durch Bewegung und Momenthaftigkeit gekennzeichnetes Ereignis tritt ein bzw. trifft auf einen von Ruhe und ausgedehnter Zeit geprägten Raum. Dieser Raum ist meistens das Hausinnere, Ort der Frauen, der Routinen und der wiederkehrenden Zeit. Eine besondere Bedeutung kommt dem Schlafgemach und dem Bett, Orten gesteigerter Innerlichkeit und Intimität, zu. Ein „Empfangsraum“ kann aber auch ein innerer Raum sein, der menschliche Geist und seine Einbildungs- oder Imaginationskraft, die durch günstige Rahmenbedingungen, viel Zeit und Raum, angeregt werden. Die Künstler der Frühen Neuzeit versinnbildlichen diese inneren Räume, den empfangsbereiten und potenziell produktiven Geist, durch besonders raumhaltige Interieur-Darstellungen, die Durchlässigkeit gegenüber dem Außen andeuten. Oder sie greifen, wie Leandro Bassano, auf Strategien des „Bild-im-Bild“ zurück. Dabei kommt es häufig zu einer Inversion von innen und außen be-

züglich Raum- und Zeithaltigkeit: Statt des Empfangsraums wird das imaginierte Ereignis raumgreifend dargestellt. So ist es auch in einer Miniatur aus dem Stundenbuch der Maria von Burgund zu sehen.¹⁹ Im Vordergrund links sitzt die Prinzessin, den Blick in die geöffneten Seiten ihres Gebetbuchs vertieft. Was sie imaginiert, wofür sie durch die Lektüre in ruhiger Umgebung empfänglich wird, das ist hinter ihr durch das geöffnete Fenster zu sehen: Ein gotischer Kirchenraum, vor dessen Altar die Jungfrau mit dem Jesuskind thront und von Maria von Burgund, also der Lesenden vorne im Bild, samt ihrem Gefolge angebetet wird.

VI

Viele der hier angeführten Bilder und zahllose weitere Darstellungen von in die Lektüre oder das Gebet versunkenen Mädchen und Frauen markieren – oder maskieren – Empfangsbereitschaft und Empfänglichkeit als primär weibliche Eigenschaften respektive Fähigkeiten. Lässt sich hier von einer bildlich formulierten bzw. unterstützten Kulturalisierung biologischer Differenz sprechen? Wird aus der qua biologischem Geschlecht nur im Körper der Frau möglichen Empfangnis eine Blaupause für die Idee und Poetik bildkünstlerisch verhandelter „Empfangsräume“, und schwingt diese Semantik immer mit? Irritierend bleibt der Tatbestand, dass die Bilder der Verkündigung uns eine Maria zeigen, die zwar einen „room of her own“ hat, deren dadurch beförderte Einbildungskraft und Empfangsbereitschaft aber nicht als ihr eigenes Werk gelten. Unter Umständen braucht es alternative Perspektiven und Bildlektüren.

Damit ist – abschließend – die rezeptionsästhetische Dimension angesprochen. Inwiefern empfiehlt sich das Bild, das Kunstwerk, als „Empfangsraum“ für meinen Blick? Bei dem Brevier der Maria von Burgund ist das sehr raffiniert, denn wie die Prinzessin am Fenster schließe auch ich – wenn ich nur dürfte – vorsichtig dieses Stundenbuch auf, um angeleitet von Bild und Schrift die Mariengebete zu sprechen und begäbe mich also in die Rolle der burgundischen Prinzessin, der dieses Buch ge-

hörte und in dem sie sich selbst gleich mehrfach porträtieren ließ. Ich werde zu einem performativen, Körper, Geist und Sinne involvierenden Nachvollzug der dargestellten Empfangsbereitschaft regelrecht animiert. Als Gebrauchsgegenstand hat dieses Stundenbuch ein hochgradig didaktisches Potenzial, dem wir uns kaum entziehen können.

Bei zweidimensionalen Bildwerken, die der reinen Betrachtung anheimgegeben sind, ist das etwas anders. Wir begegnen ihnen in Museen und Kirchen, mithin in Empfangsräumen, die den eingangs angeführten Bibliotheken verwandt sind. In diesen Häusern werden Bilder und andere Kunstwerke dauerhaft für uns bereitgehalten, ohne auf uns zu warten, ohne auf unseren Besuch angewiesen zu sein. Im italienischen Cortona können wir uns der *Verkündigung* von Fra Angelico (Abb. 2) zuwenden, im sächsischen Dresden dem *Brief lesenden Mädchen* von Jan Vermeer (Abb. 10).

Auf beide Gemälde trifft rezeptionsästhetisch zu, was der amerikanische Kunsthistoriker Michael Fried „absorption“ – „Versunkenheit“ – nennt.²⁰ Diese Bilder empfangen unseren Blick, ohne ihn zu brauchen oder explizit einzufordern. Sie tun so, als gäbe es uns nicht, sind kompositorisch geschlossen, die Akteure ganz mit sich beschäftigt, versunken in ihre Tätigkeiten. Das ermöglicht es uns, sie mit „interesselosem Wohlgefallen“ – eine Formulierung Immanuel Kants²¹ – zu betrachten, als quasi autonome Bilder, als Kunstwerke. Des ungeachtet bleibt natürlich auch hier die Tatsache be-

stehen, dass diese Bilder betrachtet werden wollen bzw. sollen. Die vermeintliche „Nichtexistenz des Betrachters“ ist nur eine „Fiktion“, eine rezeptionsästhetische Finte. Vor allem Bilder des Hausinneren sind künstliche Schauplätze, die das Private, das der Betrachtung in der Regel Entzogene veröffentlichen und uns nicht selten zu Voyeuren (und Voyeusen?) machen.

In Fra Angelicos Altarbild (Abb. 2) ist die Säulenhalle ostentativ zum Betrachter hin geöffnet, ein Rundbogen überfängt Maria, die für uns in ganzer Figur zu sehen gegeben, mithin für unseren Blick hervorgehoben ist. Nur ihr Fuß und ein Ausläufer ihres blauen Obergewandes reichen über die von der Säule gesetzte Grenze hinaus, um kompositorisch in



Abb. 10: Jan Vermeer, *Brieflesendes Mädchen*, um 1657, Öl/Lw., 83 x 64,5 cm, Dresden, Gemäldegalerie Alte Meister.



Abb. 11: Charles Willson Peale, *Der Künstler in seinem Museum*, 1822, Öl/Lw., 263,5 x 203 cm, Philadelphia Museum of Art.

Kontakt zu treten mit dem Engel, der über die Schwelle zu ihr eilt. Jan Vermeer wiederum (Abb. 10) hat auf der vordersten Bildebene einen lindgrünen Vorhang samt Aufhängung gemalt, als sei dieser soeben für uns zurückgezogen worden. Er thematisiert also im Bild, mit bildlichen Mitteln, das Sehen und das Gesehen-Werden innerhalb des Hauses. Gerard Davids Interieurbild ist da noch expliziter oder auch nur weniger raffiniert.^{21a} Durch die linearperspektivische Anlage scheinen nicht nur der Maler, sondern auch wir Betrachter mit im Raum zu sein, denn der dargestellte Raum umfasst auch uns bzw. den Betrachtarraum. Wir haben Teil an Marias Empfangsbereitschaft gegenüber dem Engel. Wir amplifizieren mitsamt dem uns umgebenden Realraum

die Raumhaltigkeit des Empfangs und – je länger wir schauen – natürlich auch die zeitliche Ausdehnung als Merkmal von Empfangsbereitschaft.

Explizit als Betrachter adressiert und eingeladen werden wir in einem Gemälde von dem amerikanischen Maler Charles Willson Peale, der sich selbst porträtiert hat als derjenige, der uns Zutritt zu seiner naturgeschichtlichen Sammlung, dem Peale Museum in Philadelphia, gewährt (Abb. 11). Der Vorhang begrenzt und markiert den Durchgangsraum, die Situation der Schleuse. Im vorderen Bildbereich ist noch ungeordnetes bzw. primäres Material, inklusive Farbpalette, verteilt, das im hinteren Raum, dem eigentlichen Museum, geordnet und verarbeitet erscheint. Die einladende Geste, der auffordernde Blick, der hochgehaltene

Vorhang – rezeptionsästhetisch und in der Terminologie Michael Frieds handelt es sich um ein „theatralisches“ Bild, um ein Bildwerk, das nach Aufmerksamkeit heischt, das unseren Blick ausdrücklich sucht und nachgerade einfordert. Von Versunkenheit im Sinne von kompositorischer Geschlossenheit kann hier keine Rede mehr sein. Man könnte zuspitzend formulieren: Es ist das Bild eines „Empfangsraums“, das dessen phänomenologisch grundierte Poetik nicht kennt – oder nicht anerkennt.

Theatralisch scheint zunächst auch Edouard Manets Bild einer *Bar in den Folies-Bergère*, sein letztes Gemälde (Abb. 12). Doch der Blick der uns hinter dem Tresen empfangenden jungen Frau wirkt leer, adressiert uns nicht.



Abb. 12: Edouard Manet, *Bar in den Folies-Bergère*, 1881/82, Öl/Lw., 96 x 130 cm, London, The Courtauld Gallery.

Wir sind deshalb schnell abgelenkt von ihr und damit beschäftigt, die komplexe Raumanlage zu erforschen, deren Weite der große Spiegel reflektiert, die also lediglich vorgegaukelt ist bzw. hinter uns sich erstreckt. Wo sind wir eigentlich in oder gegenüber diesem Bild? Dessen Komposition bis heute so viele Rätsel aufgibt und auch deshalb programmatisch im Sinne der Moderne erscheint: Räume greifen ineinander, ihre Grenzen verflüssigen sich, auch die zwischen drinnen und draußen, Sein und Schein, Realität und Imagination, vor, hinter und im Bild. Irgendwie scheinen sich hier schon das Internet und seine User als eine neue Spezies von Empfangsräumen anzukündigen. Modern ist Manet auch in der Darstellung urbaner Arbeits- und Konsumverhältnisse, in denen junge, gering entlohnte Frauen die Bedürfnisse des männlichen Bürgers befriedigen, indem sie mit ihren Diensten auf-

warten.²² Sie sind einfach da und stehen – wie Waren – zur Verfügung.

VII

Manets *Bar in den Folies-Bergère* bekräftigt mein Interesse an der Erforschung und Konturierung einer bildkünstlerischen Gattung, in der sich Empfänglichkeit und Verfügbarkeit verschränken und Geschlechterrollen mehr oder minder offen verhandelt werden – bis in die Moderne und vermutlich auch noch in die Gegenwart hinein. Ich bleibe dabei, von „Empfangsräumen“ als einer Gattung – statt von einem Sujet oder Narrativ – zu sprechen. Denn es geht um eine Art des In-der-Welt-Seins, der Erfahrung und des Begehrens, von der ich annehme, dass sie künstlerisch gefasst und geformt und mithilfe von Darstellungsstrategien kultiviert wird, die – ähnlich der von Michail

Bachtin gefundenen „Chronotopoi“ – ein bestimmtes Raum-Zeit-Gefüge orchestrieren und in ihrer Gesamtheit vielleicht eine „Poetik des Empfangsraums“ genannt werden dürfen.

Die Essenz der hier fokussierten bzw. sondierten Erfahrung wäre – zugespitzt formuliert und erneut mit Kant – der „interesselose Empfang“. Zunächst bezogen auf einen Raum, in dem man willkommen ist, ohne erwartet und belangt zu werden, in dem man verweilen darf und sich entfalten kann. Dieser „glückliche Raum“ kann eine Bibliothek oder ein Museum sein, auch das eigene Zuhause oder das Internet, und natürlich jene raumhaltigen Bilder, die vorgeben, sich für unsere Anwesenheit und unseren Blick gar nicht zu interessieren. Häufig gibt es Schleusen oder Zwischenräume, die zu diesen Empfangsräumen vermitteln und mitunter selbst – ich meine zu Unrecht – als Empfangsräume gelten. „Interesselofer Empfang“ bezieht sich aber auch auf den menschlichen Geist und seine Einbildungskraft, auf unsere Empfangsbereitschaft in mentaler, kognitiver und affektiver Hinsicht. Wir sind dann in der Lage, Emotionen, Ideen und Bilder aufzunehmen und selbst zu produzieren – im Traum, in der Vision, in Fantasien aller Art. Wir können dann kreativ sein.

Meines Erachtens gehören alle diese Aspekte zu einer „Kunstgeschichte der Empfangsräume“. Was ich hier nur angedeutet habe und zukünftig systematischer untersuchen möchte, sind die geschlechterspezifische Semantik und das genderpolitische Potenzial dieser Gattung und ihrer Poetik, in deren Tradition ich Virginia Woolfs und auch mein Begehren nach „a room of my own“ verorte.

Anmerkungen:

¹ Dieser Beitrag ist die leicht redigierte Antrittsvorlesung, die ich am 17. Januar 2019 im Neuen Seminargebäude im Philosophikum I der JLU gehalten habe. Ich danke Frau Julia Spanberger für die Unterstützung bei der Recherche der Bildvorlagen und -angaben.

² Die Fotokünstlerin Candida Höfer hat Mitte der 1980er Jahre damit begonnen, öffentliche Bibliotheken auf der ganzen Welt aufzunehmen. In der Vorlesung zeigte ich ihre Arbeiten New York Public Library (1992) und British Library, London (1998). Mit Blick auf den medialen Wandel der letzten Dekaden geradezu prophetisch erscheint die Tatsache, dass Höfers menschenleere Lesesä-

le die Anmutung von Beinhäusern besitzen. Als gäben sie den Relikten der Buchkultur eine letzte, ewige Heimat.

³ Vgl. Gaston Bachelard, *Die Poetik des Raumes* (= *La Poétique de l'espace*, 1957), München: Hanser 1960, S. 25.

⁴ Vgl. Virginia Woolf, *A Room of One's Own*, London: Hogarth Press 1929.

⁵ Vgl. Michel Foucault, *Archäologie des Wissens* (= *L'Archéologie du savoir*, 1969), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.

⁶ Vgl. Marc Augé, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit* (= *Non-lieux, introduction à une anthropologie de la surmodernité*, 1992), Frankfurt: S. Fischer 1994.

⁷ Das Fresko befindet sich am Eingang zur sogenannten Brancacci-Kapelle, links oben an der Pfeilerfläche, gegenüber der Sündenfallszene.

⁸ Für meine zukünftige Auseinandersetzung mit diesen Phänomenen und Fragen werden sicherlich auch die Überlegungen und Befunde des Soziologen Hartmut Rosa hilfreich sein, der sich zuletzt sehr ausführlich mit dem Konzept der Resonanz beschäftigte. Rosa definiert Resonanz als „eine durch Affizierung und Emotion, intrinsisches Interesse und Selbstwirksamkeitserwartung gebildete Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren“, als eine „Antwort-(und keine Echo-)beziehung“. Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin: Suhrkamp 2016, S. 298.

⁹ Michail M. Bachtin, *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik* (russ. Original 1975), Frankfurt a.M.: Fischer 1989.

¹⁰ Vgl. Bachtin, *Formen der Zeit im Roman*, S. 8: „Im künstlerisch-literarischen Chronotopos verschmelzen räumliche und zeitliche Merkmale zu einem sinnvollen und konkreten Ganzen.“ Bachtin erwähnt sowohl die Schwelle als auch den „Empfangssalon“ als potenziell interessante Chronotopoi, die er allerdings nur kurz und ausschließlich bezogen auf den Roman des 19. Jh. anspricht. Vgl. ebd. S. 196 u. 198.

¹¹ Zu Fra Angelicos Gemälde s.a. Georges Didi-Hubermann, *Fra Angelico. Unähnlichkeit und Figuration*, München: Wilhelm Fink Verlag 1995.

¹² Vgl. von dem Maler z.B. die Gemälde *Eine Frau erhält einen Brief von einem Mann*, 1668–70, Öl/Lw., 57 x 53 cm, Hamburg, Kunsthalle, sowie *Eine Dame und ein junger Mann mit einem Brief*, 1670, Öl/Lw., 68 x 59 cm, Amsterdam, Rijksmuseum.

¹³ Vgl. Georges Didi-Huberman, *Das Nachleben der Bilder – Kunstgeschichte und Phantomzeit nach Aby Warburg* (= *L'image survivante. Histoire de l'art et temps des fantômes selon Aby Warburg*, 2002) Berlin: Suhrkamp 2010.

¹⁴ Das Gemälde ist Teil einer Marienleben-Folge, die Tintoretto für das Zunftgebäude der Scuola Grande di San Roco in Venedig schuf.

¹⁵ Gerard David, *Verkündigung*, um 1510, Öl/Holz, 40 x 32 cm, Frankfurt a.M., Städelmuseum.

¹⁶ Wenig später schuf Carpaccio ein weiteres Gemälde, das durch entsprechend inszeniertes Mobiliar und andere Gegenstände die Raum- und Zeithaltigkeit des Innenraums hervorhebt. Seine Darstellung des Heiligen Augustinus zeigt kein Schlafgemach, sondern eine Studier-

stube, die wiederum die Bereitschaft des Heiligen für die Vision, mithin für den Empfang und die Imagination göttlicher Botschaften, anzeigt. Auch hier sind Türen, Schränke und Bücher nahezu ostentativ geöffnet. Selbst der kleine Hund hat sich in Stellung gebracht für das, was auch hier als von außen kommend, hell durch die Fensterscheiben einfallend dargestellt ist: eine Sendung, eine Verkündigung, eine Vision, die auf einen empfänglichen Geist und viel Raum und Zeit trifft. Vgl. Vittore Carpaccio, *Die Vision des Hl. Augustinus/Der Hl. Augustinus in der Studierstube*, 1501–03, Öl/Lw., 141 x 210 cm, Venedig, Scuola di San Giorgio degli Schiavoni.

¹⁷ S.a. Leandro Bassano, *Geburt der Jungfrau Maria*, um 1600, Öl/Lw., London, Wellcome Collection

¹⁸ Alternative Entwürfe galten (und gelten mitunter immer noch) als promisk. Interessant könnte hier eine „empfangstheoretische“ Betrachtung von Tizians sogenannter *Venus von Urbino* (1538, Öl/Lw., 119 x 165 cm, Florenz, Uffizien) sein, deren Gehalt in der bis heute anhaltenden akademischen Diskussion, ob nun eine Kurtisane oder aber eine Braut dargestellt ist, nicht wirklich erfasst scheint. Vgl. Sigrid Ruby, „Lust am Prekären? Gefallen(d)e Frauen“, in: *FKW // Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur*, Heft 53, Juni 2012, S. 25–38.

¹⁹ *Stundenbuch der Maria von Burgund*, um 1477, 22,5 x 30 cm, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 1857: fol. 14 v. u. 15 r.

²⁰ Vgl. Michael Fried, *Absorption and Theatricality: Painting and Beholder in the Age of Diderot*, Chicago: University of Chicago Press 1988.

²¹ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, 1790.

^{21a} Vgl. Anmerkung 15.

²² Der französische Schriftsteller Guy de Maupassant beschrieb 1885, in seinem Roman *Bel Ami*, die Situation in den Folies-Bergère: „In der weitläufigen Halle, die zu dem kreisförmigen Wandelgang führt [...] erwartete eine Frauengruppe die Ankömmlinge vor einem der drei Buffets, wo drei geschminkte und verblühte Mädchen thronten, die Getränke und Liebe verkauften. In den hohen Spiegeln hinter ihnen sah man ihre Rücken und die Gesichter der Vorübergehenden.“ Vgl. Sigrid Ruby, „Reflexive Augenzeugenschaft: ‚Eine Bar in den Folies Bergère‘ und andere Spiegelbilder der frühen Moderne“, in: *Augenzeugenschaft als Konzept. Konstruktionen von Wirklichkeit in Kunst und visueller Kultur seit 1800*, hg. von Claudia Hattendorff und Lisa Beißwanger, Bielefeld: transcript 2019, S. 111–126. Siehe Gießener Universitätsblätter 53/2020, S. 59–75, hier S. 73.

Bildnachweise:

Abb. 1: Roettgen, Steffi; Quattrone, Antonio (1996): *Wandmalerei der Frührenaissance in Italien*. München: Hirmer, S.102.

Abb. 2: Drummond, Sarah (2018): *Divine conception. The art of the Annunciation*. London: Unicorn Publishing Group LLP, S. 22.

Abb. 3: Benesz, Hanna (2003): *Die flämische Landschaft. 1520–1700; eine Ausstellung der Kulturstiftung Ruhr Essen und des Kunsthistorischen Museums Wien*. Essen: Villa Hügel, S. 47.

Abb. 4: Arasse, Daniel (1999): *Leonardo da Vinci*. Köln: DuMont, S. 294.

Abb. 5: Aynsley, Jeremy; Grant, Charlotte; McKay, Harriet (Hg.) (2006): *imagined interiors. Representing the domestic interior since the Renaissance*. London: V&A Publ., S. 90.

Abb. 6: Caroli, Flavio (2000): *Il Cinquecento lombardo. Da Leonardo a Caravaggio*; [Kat. zur gleichnamigen Ausstellung im Civico Museo d'Arte Contemporanea, 4. 10. 2000–25. 2. 2001]; Milano: Skira, S. 250.

Abb. 7: Romanelli, Giandomenico (Hg.) (2007): *Venedig. Kunst und Architektur. Sonderausg. Königswinter: Ullmann/Tandem*, S. 455.

Abb. 8: Nepi Scirè, Giovanna (Hg.) (2004): *Carpaccio. Pittore di storie*; [Venezia, Gallerie dell'Accademia, 27 novembre 2004–13 marzo 2005]. Venezia: Marsilio, S. 53.

Abb. 9: Campbell, Erin J. (2016): *Old Women and Art in the Early Modern Italian Domestic Interior*. London: Taylor and Francis (Visual culture in early modernity), S. 94.

Abb. 10: Ainsworth, Maryan Wynn (Hg.) (1994): *Petrus Christus. Renaissance master of Bruges*; [in conjunction with the Exhibition *Petrus Christus: Renaissance Master of Bruges*, held at the Metropolitan Museum of Art, New York, from April 14 to July 31, 1994]. New York, NY: Metropolitan Museum of Art, S.73.

Abb. 11: Mauriès, Patrick (2011): *Das Kuriositätenkabinett*. Köln: DuMont, S. 206.

Abb. 12: Conzen, Ina (2002): *Edouard Manet und die Impressionisten* [Anlässlich der Ausstellung „Edouard Manet und die Impressionisten“, Staatsgalerie Stuttgart, 21. September 2002 bis 9. Februar 2003]. Stuttgart: Staatsgalerie, S. 110.

Kontakt:

Sigrid.Ruby@kunstgeschichte.uni-giessen.de

Dagmar Klein

Die Anfänge der Säuglingsfürsorge und Mütterberatung in Gießen

Zum Doppeljubiläum in 2019: 120 Jahre Kinderpoliklinik mit Mütterberatung und 110 Jahre Großherzogliche Zentrale für Mütter- und Säuglingsfürsorge

Ende des 19. Jahrhunderts war Kinderheilkunde an deutschen Universitäten noch nicht etabliert, es gab kaum Kinderkliniken und der Beruf des Pädiaters war unbekannt. Der erste in Gießen etablierte Kinderarzt war Dr. med. Hans Koeppé. Ihm sind viele segensreiche Einrichtungen zum Kindeswohl zu verdanken, ebenso die ersten Schritte zur Gründung einer Kinderklinik. 1899 eröffnete Koeppé die **erste private Kinderpoliklinik** Gießens. 1909 wurde die Großherzogliche Zentrale für Mütter- und Säuglingsfürsorge gegründet mit dem Ziel, eine Kinderklinik zu erbauen. Im Zentrum dieser Aktivitäten stand Koeppé.

Der Geburtenrückgang im Deutschen Reich nahm Ende des 19. Jahrhunderts bedenkliche Ausmaße an. Ein Grund war die Industrialisierung. Die hohe Säuglingssterblichkeit hatte neben medizinisch-hygienischen Gründen eine starke gesellschaftliche Komponente. Zunehmend

waren Frauen durch von Armut geprägte Lebensverhältnisse gezwungen, kurz nach der Geburt wieder arbeiten zu gehen. Die Säuglinge erhielten wässrige Ersatznahrung, was ihre Widerstandskraft gegen Infektionen senkte und zu erheblichen Mangelerscheinungen führte, bis hin zum Tode. Gängige Medizinermeinung war damals, dass es sich „um natürliche Auslese“ handele.

Mütterberatung bedeutete also zunächst einmal, über die Bedeutung des Stillens aufzuklären. Doch aus besagten Gründen ließen Frauen sich darauf nicht ein, es mussten andere Lösungen gefunden werden. Einer, der die sozialen Ursachen früh erkannte und aktiv dagegen anging, war der Gießener **Kinderarzt Dr. Hans Koeppé** (4. 1. 1867–12. 4. 1939).

1892 kam der Leipziger das erste Mal nach Gießen, als Militärsanitäter. Hier verliebte er sich in Auguste Laubenheimer, Tochter des Chemieprofessors August Laubenheimer, der von der



Prof. Dr. med. Hans Koeppé, Leiter der Kinderklinik
(Foto: Nachfahrin Ute Schliephake, Gießen)



Brautpaar Hans und Auguste Koeppé 1893.
(Foto: Nachfahrin Ute Schliephake, Gießen)



Koeppes private Poliklinik für kranke Kinder im hofseitigen Anbau des Hauses Frankfurter Straße 10.

(Aufnahme: Dagmar Klein, 2010)

Universität in eine leitende Position bei den Farbwerken Höchst in Frankfurt gewechselt war. Koepppe beendete seine medizinische Ausbildung und ließ sich am 1. April 1894 in Gießen als Allgemeinarzt nieder. Zuvor hatte er schon „seine Gustl“ geheiratet; die beiden bekamen vier Kinder (Margerit 1895, Hanskurt 1898, Annemarie 1901, Walter 1905). Von Anfang an verfolgte Koepppe das Ziel, in Gießen seine Habilitation zu einem pädiatrischen Thema zu erarbeiten. Im Mai 1898 legte er die vergleichende Untersuchung zum „Salzgehalt der Frauen- und Kuhmilch“ vor.

Im Jahr darauf eröffnete Koepppe am 1. Mai 1899 in der Frankfurter Straße 10 seine **private Poliklinik für kranke Kinder**. Aus heutiger Sicht waren die Räume denkbar klein. Es handelt sich um den – noch existierenden – hofseitigen Anbau, den einst der Physikprofessor Heinrich Buff als Laboratorium und Hörsaal hatte errichten lassen. Der Anbau wurde 1879 auch von seinem Nachfolger Wilhelm Conrad Röntgen für kurze Zeit genutzt. In diesen Räumen führte Koepppe auch die erste unentgelt-

liche **Säuglingsfürsorgestelle**, später Mütterberatung genannt. Als er 1907 zum außerordentlichen Professor für Kinderheilkunde ernannt worden war, hielt er hier auch Vorlesungen und Praktika.

Diese Beratungsstelle war, Koeppes Biografen Koch zufolge, die **vierte im deutschen Reich** (nach Leipzig, Aachen und München). Gleiches gilt für die bald folgende Milchküche; auch hier lag Gießen an vierter Stelle (nach Hamburg, Dresden und München).

Im Januar 1906 gründete der Verein für Armen- und Krankenpflege auf Initiative Koeppes, der im Vorstand war, eine Abteilung für Säuglingsfürsorge. Ziel war die Eröffnung eines Säuglingsheims. Da die Finanzierung schwierig war, begann man mit einer **„Milchküche mit Mütterberatungsstelle“**, die anfangs angegliedert war an Koeppes Kinder-Poliklinik. Es wurde also noch enger dort.

Geeignete eigene Räume für das Kinderheim fanden sich schließlich auf dem städtischen Grundstück Wetzsteingasse 43, das von der Stadt mietfrei überlassen wurde. Im Mai 1907



Kinderheim (Thereseheim) in der Wetzsteingasse hinter dem Stadtkirchenturm. – Der gesamte Bereich existiert so nicht mehr. Er wurde in Teilen kriegszerstört, überbaut und die Straßenverläufe verändert.

(Quelle: Stadtarchiv Gießen)

begann man dort mit der Arbeit. In der Milchküche wurde Kuhmilch unter hygienischen Bedingungen gereinigt und abgekocht. Die Ställe der liefernden Betriebe wurden ebenso kontrolliert wie die Milch im Labor auf Bakterien untersucht. Die sterilisierte Milch wurde zu unterschiedlichen Anteilen mit Mehlabkochungen (Haferschleim) vermischt und nach ärztlicher Rezeptur an die Frauen ausgegeben.

Nicht alle Mütter blieben dabei, wie bei einer begleitenden wissenschaftlichen Untersuchung (Kockerbeck) festgestellt wurde, sei es aus Unwissenheit, wegen des Aufwands oder der Kosten. Andere Frauen wiederum, die die Vorteile erkannten, bezogen dort fast 10 Monate lang die sterilisierte Milch. Die Ausgabe nur nach Rezeptur wurde von manchen beklagt, doch erreichte man darüber, dass die Kinder regelmäßig einem Arzt vorgestellt wurden, was damals nicht üblich war. Eine wichtige Aufgabe hatte die Mütterberatungsstelle, die den Frauen weitergehende Unterstützung und Beratung bot. Schon im Mai 1908 wurde im Obergeschoss des Hauses Wetzsteinstraße ein Säuglingsheim

eingerrichtet, das von der kinderlosen Industriellengattin Therese Heyligenstaedt finanziell unterstützt wurde. Das Heim hieß bald **Therese(n)Kinderheim**. Es wurden nur gesunde, schwächliche Kinder aufgenommen, jedoch keine kranken. Dies führte nach vielen Diskussionen zum Ausstieg von Koepppe, der jetzt seinen eigenen Weg beschritt. Das Thereseheim überlebte die Inflationszeit nicht, es wurde 1931 geschlossen.

Für sein großes Ziel, die Eröffnung einer Kinderklinik, fand Koepppe schließlich Unterstützung an höchster Stelle. Großherzog Ernst Ludwig und seine Frau Eleonore aus dem Haus Solms-Hohensolms-Lich (bekannt als das „Licher Lorchen“) gründeten aus Anlass der Geburt ihres ersten Sohnes Donatus (= der Geschenke) im Dezember 1908 eine Stiftung. Die **„Großherzogliche Zentrale für Mütter und Säuglingsfürsorge in Hessen“** stand ab 1909 unter Leitung von Koepppe. Ziel war es, die Säuglingsfürsorge und die Ausbildung des Fachpersonals zu verbessern, aber auch die Einbindung der Kinderheilkunde in die Universi-



Die 1912 eröffnete Kinderklinik in der Friedrichstraße, im Hintergrund die Augenklinik.
(Foto: Nachfahrin Ute Schliephake, Gießen)



Gartenseite der Kinderklinik.
(Foto: Nachfahrin Ute Schliephake, Gießen)



Innenansichten
der Kinderklinik:

Behandlungszimmer (oben);
Arztzimmer (Mitte);
Schwesternzimmer (unten)

(Fotos: Nachfahrin
Ute Schliephake, Gießen)





Wohnhaus Koepe in der Alicenstraße 6, im Zweiten Weltkrieg teilzerstört.

(Foto: Nachfahrin Ute Schliephake, Gießen)



Die Grabstätte Laubenheimer-Koepe auf dem Alten Friedhof Gießen (Ostmauer).

(Foto: Dagmar Klein)

tätslehre sollte gefördert und der Bau einer Kinderklinik umgesetzt werden.

Am 1. September 1912 konnte der **Neubau der Kinderklinik** in der Friedrichstraße 16 bezogen werden. Die (ehrenamtliche!) Leitung übernahm Prof. Koeppé, dazu kamen zwei Assistenzärzte. In dem dreistöckigen Gebäude (s. Abbildungen auf Seiten 80 und 81) waren neben Krankenzimmern, Mütterberatungsstelle und Poliklinik auch die Verwaltung und der Hörsaal für Studenten untergebracht. Im Dachgeschoss gab es Reservekrankenzimmer und Zimmer für die Krankenschwestern. Mit dieser Klinik war auch die Gründung einer Schule zur **Ausbildung in der Säuglings- und Kinderkrankenpflege** verbunden, die dem Verband der Eleonoren-Schwestern aus Darmstadt angehörte.

Die Übernahme der Kinderklinik in die Verwaltung der Universitätsklinik geschah Anfang April 1916, das Gebäude wurde wenige Jahre später der Stiftung abgekauft. Die Bombardierung Ende des Zweiten Weltkriegs zerstörte die erste Gießener Kinderklinik, zahlreiche Kinder und das Personal kamen zu Tode. Erst 1972 entstand an anderer Stelle ein Neubau. Dort wird an den ersten Gießener Kinderarzt über die Namensgebung „Station Koeppé“ erinnert. Das Ehepaar Koeppé zog 1937 zu seiner Tochter Margerit Haase-Koeppé, die Ärztin gewor-

den war und in Oberschreiberhau ein Sanatorium leitete. Hans Koeppé war herzkrank, er starb dort noch vor Kriegsbeginn. Seine Urne wurde auf dem Gießener Alten Friedhof beigesetzt, in der Familiengrabstätte Laubenheimer an der Ostmauer. Mutter und Tochter wurden 1948 zwangsausgesiedelt und kamen nach Gießen zurück.

Literatur:

Dagmar Klein: Von der Wohltätigkeit zum politischen Engagement. Die Gießener Frauenvereine 1850–1933, Gießen 2006

Prof. Dr. Fritz Koch, Gießen: Hans Koeppé, Professor der Kinderheilkunde, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, 2. Teil, hrsg. v. Gundel/Moraw/Press, Marburg 1982, Reihe Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen.

Ders.: Vor fünfzig Jahren endete eine segensreiche Gießener Einrichtung. Die Milchküche bzw. das Säuglingsheim „Thereseenheim“ als Vorläufer oder Wegbereiter der Universitätskinderklinik, in Heimat im Bild (Gießener Anzeiger), 44. Woche – Oktober 1981

Carl Kockerbeck: Die Gießener Milchküche, Diss. an der medizinischen Fakultät der Universität Gießen, aus Prof. Dr. Koeppé's Privat-Kinder-Poliklinik, Gießen, 1909

Dr. med. Hans Koeppé: Säuglings-Milchküche und Säuglingssterblichkeit, Artikel im Gießener Anzeiger, 3. Februar 1906

Kontakt:

dkl35435@web.de



Verstehen ist einfach.



www.sparkasse-giessen.de

Wenn man einen
Finanzpartner hat, der die
Region, die Menschen und
ihre Bedürfnisse kennt.

Sprechen Sie mit uns.

 **Sparkasse**
Gießen

Die Sammlungen der Universität Gießen

Weltweit stehen universitäre Sammlungen und Museumsexponate wieder verstärkt in der Aufmerksamkeit. Es hat sich mittlerweile zu einem Trend entwickelt, geschichtliche Ereignisse oder Epochen anhand von Objekten darzustellen.¹ An den deutschen Universitäten waren die Lehr- und Forschungssammlungen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts teilweise aus dem Blickfeld geraten. Die Gründe dafür sind vielfältig. Dazu beigetragen haben unter anderem Verluste wichtiger Objekte und ganzer Sammlungen im Zweiten Weltkrieg, die nicht leicht ersetzt werden konnten, aber auch die Entwicklung neuartiger Lehrmethoden im Zuge der 1968er-Revolution, die großen strukturellen Veränderungen in den „Nuller-Jahren“ sowie zuletzt die Forderung nach digitalen Lehrformaten. Seit einigen Jahren lässt sich aber eine gegenläufige Entwicklung verzeichnen. Unter dem Schlagwort „Material Turn“ wendet sich die Forschung, allen voran die Geisteswissenschaft, nach zaghaften Anfängen in den 1980er Jahren heute wieder stark den Objekten und ihrer Relevanz für Gesellschaft, Kultur, Lehren und Lernen zu.² Durch die Entwicklung neuer Methoden gewinnen auch historische Sammlungen für die naturwissenschaftliche und medizinische Forschung wieder an Relevanz.³

Die große Bedeutung, die Universitätssammlungen für Forschung und Lehre sowie für die Bewahrung des Institutionengedächtnisses haben, hat an der Justus-Liebig-Universität schon Ende 2011 zur Gründung des „Arbeitskreises Sammlungen“ geführt, der von Prof. Dr. Volker Wisemann geleitet wurde. Im Jahr 2009, zum 400-jährigen Jubiläum des Botanischen Gartens, gab es an der JLU bereits eine 10-teilige öffentliche Ringvorlesung zum Thema „Universitäre Sammlungen“. 2018 gelang es der Justus-Liebig-Universität, Dr. Cor-

nelia Weber als Honorarprofessorin für Wissenschaftliche Sammlungen und Wissenstransfer für die JLU zu gewinnen. Dr. Weber war unter anderem Leiterin der Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland und unterrichtet seit 20 Jahren fächerübergreifend zum Thema Universitätssammlungen.

Der Zusammenschluss im „Arbeitskreis Sammlungen“ organisierte unter anderem 2014/15 eine erste Statuserhebung zu den Sammlungen der Justus-Liebig-Universität. Die Rückmeldungen aus den einzelnen Fachbereichen und Einrichtungen ließen deutlich werden, dass die Schaffung einer Sammlungsbeauftragten-Stelle unumgänglich war, sollten die Gießener Universitätssammlungen dauerhaft erhalten und weiterentwickelt werden. Der Einsatz des Arbeitskreises war erfolgreich: Seit April 2019 gibt es an der Justus-Liebig-Universität eine Sammlungscoordination. Angesiedelt ist sie an der Stabsabteilung für Wissenschaftliche Infrastruktur, wo sie dem Vizepräsidenten für Wissenschaftliche Infrastruktur unterstellt ist.

Die Sammlungscoordination nimmt vielfältige Aufgaben wahr: Sie arbeitet an der konzeptionellen Weiterentwicklung der Gießener Sammlungen und setzt sich für den dauerhaften Erhalt und eine erhöhte Sichtbarkeit der Sammlungen ein, beispielsweise durch das Sammlungsportal auf der Uni-Homepage⁴ oder unterschiedliche Formate der Öffentlichkeitsarbeit. Neben der Unterstützung sammlungsbesitzender Institute und Einrichtungen sichert die Sammlungscoordination auch Sammlungen, die fachlich nicht (mehr) betreut werden können, weil etwa die entsprechenden Institute aufgelöst wurden. Langfristig arbeitet sie an der Umsetzung einer Sammlungsordnung sowie an der Bereitstel-

lung einer zentralen Dateninfrastruktur, wobei sie in regelmäßigem Austausch mit den Sammlungsbeauftragten anderer Universitäten und der Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland steht.

Universitätssammlungen in Deutschland

In Deutschland besitzen fast alle Universitäten Sammlungen. Aktuell liegt die Zahl der erfassten Institutionen bei 77, Sammlungen gibt es insgesamt 1058.⁵ Die Anzahl der einzelnen Sammlungen schwankt stark von Uni zu Uni, wobei man bedenken muss, dass die Zahlen immer nur die bekannten und gemeldeten Sammlungen abbilden können. Manche Standorte haben lediglich eine Sammlung, wie die TU Ilmenau oder die Universität zu Lübeck, während die Eberhard Karls Universität in Tübingen 69 Sammlungen verzeichnet. Durch die Einrichtung der Sammlungscoordination hat sich die Zahl der bekannten und vorhandenen Sammlungen⁶ an der Justus-Liebig-Universität Gießen innerhalb des ersten Jahres verdoppelt und liegt mittlerweile bei mehr als 40.

Dass deutschlandweit überhaupt Zahlen zu den Sammlungen erhoben wurden, ist dem von Dr. Cornelia Weber initiierten und in den Jahren 2004 bis 2011 durchgeführten Projekt „Universitätssammlungen in Deutschland: Untersuchungen zu Bestand und Geschichte“ zu verdanken, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Das Projekt war an der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt und erfasste erstmals die Sammlungsbestände der deutschen Hochschulen und Universitäten, wobei auch aufgelöste oder verschollene Sammlungen berücksichtigt wurden.⁷ Alle Informationen sind in einer umfangreichen Datenbank öffentlich zugänglich.⁸

Im Jahr 2011 veröffentlichte der Wissenschaftsrat seine Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen, in denen er die Universitäten auffordert, Sammlungsbeauftragte zu benennen.⁹ Die Ergebnisse aus dem DFG-Projekt „Universitätssammlungen in Deutschland“

bildeten eine wichtige Grundlage für das Papier. Auf die Empfehlungen des Wissenschaftsrats geht wiederum die Einrichtung der Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik im Jahr 2012 zurück, die bis 2022 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird.¹⁰ Sie ist die zentrale Anlaufstelle für alle, die mit universitären Sammlungen zu tun haben. Zu den zahlreichen Aktivitäten der Koordinierungsstelle gehören unter anderem die Organisation von Workshops zu aktuellen Themen sowie die Bereitstellung von Handreichungen und Leitfäden zum Umgang mit Sammlungen. Darüber hinaus bietet die Koordinierungsstelle maßgeschneiderte Beratungen zu allen sammlungsrelevanten Themen an. Sie ist erste Anlaufstelle für alle Belange aus dem Bereich der Universitätssammlungen und für die bundesweite Umsetzung der vom Wissenschaftsrat ausgesprochenen Empfehlungen unentbehrlich.

Doch was sind Universitätssammlungen überhaupt?

Universitätssammlungen sind wie Universitätsbibliotheken und Universitätsarchive Teil der wissenschaftlichen Forschungsinfrastruktur und des institutionellen Gedächtnisses der Universitäten. Eine präzise Definition bietet die Dokumentation des DFG-Projekts „Universitäts-sammlungen in Deutschland“:

„Als Universitätssammlungen gelten [...] alle aktuell oder ehemals zu einer wissenschaftlichen, theologischen und künstlerischen Hochschule gehörenden Sammlungen mit gegenständlichen und audio-visuellen Objekten. Auch Orte, an denen lebende Organismen aufbewahrt werden (z.B. Botanische Gärten oder Aquarien), sowie mit der Universitätsgeschichte verbundene Memorialeinrichtungen, die in Lehre und Forschung genutzt werden und/oder museale Funktionen erfüllen, zählen [dazu].“¹¹

Die Sammlungen haben zahlreiche Aufgaben: sie sind Lehrmittel und dienen sowohl der fachspezifischen Ausbildung – die disziplinäre Lehre findet in der Regel direkt an den besitzenden Instituten statt – als auch zum Erwerb von überfachlichen Kompetenzen, den sogenannten Schlüsselqualifikationen. Besonders augenfällig ist hierbei die Rolle, die die Sammlungen für den Wissenstransfer spielen. Die universitären Sammlungen sind Teil der Forschungsinfrastruktur und regen kontinuierlich neue Forschungsfragen an. Zugleich sind sie als Speicher des kulturellen Erbes ein entscheidender Teil der Wissenschaftsgeschichte der Universität sowie der Geschichte ihrer Institute. Die Sammlungen überliefern materielle Werte und sie repräsentieren einzelne Disziplinen. Außerdem sind sie ein wirkungsvolles Mittel zur Profil- und Imagebildung der Universität und leisten hervorragende Dienste bei der Umsetzung von Transferstrategien. Sammlungen haben also Gewicht, wenn es um wissenschaftspolitische Fragen geht. Aufgrund ihrer Vielseitigkeit und Alterität stoßen Sammlungen auf große Resonanz auch außerhalb der Universität und eignen sich dadurch hervorragend für Öffentlichkeitsarbeit und Outreach Activities und schlagen Brücken zwischen Universität und Stadt.

Wissenschaftliche Sammlungen gibt es an Universitäten weltweit.¹² Viele bekannte Museen gehen auf Universitätssammlungen zurück, wie das 1683 eröffnete Ashmolean in Oxford, das erste Universitätsmuseum der Welt.¹³ Gerade die traditionsreichen Sammlungen in Europa überliefern einzigartiges materielles Kulturgut. Doch Universitätssammlungen sind keine Museen. Sie waren und sind existenzieller Teil der wissenschaftlichen Infrastruktur von Universitäten. Auch historische Sammlungen, die nicht mehr in Forschung und Lehre eingesetzt werden, gewinnen aktuell durch neue Forschungsmethoden, Fragestellungen und didaktische Konzepte an Relevanz.¹⁴ Nicht zuletzt aufgrund der rasanten Entwicklung in diesen Bereichen gilt es, Universitätssammlungen zu bewahren und zu schützen. Nur so können ihr Forschungspotential langfristig gesichert und diese materiellen Zeugnisse der Wissenschafts-

geschichte erhalten werden.¹⁵ Zentrale Kustodien oder Sammlungskoordinationen sind dafür die Grundlage. Die Einrichtung einer solchen Institution sollte für alle Universitäten so selbstverständlich sein, wie es Bibliotheken sind. Für die institutionalisierte Sammlungskoordination möchte ich den Begriff der „Objektothek“ vorschlagen. Darin ist die Möglichkeit des Bewahrens, Erforschens und Studierens von Objekten in eigens zu diesem Zweck eingerichteten Objektlaboren eingeschlossen. Gleichzeitig ist damit aber auch für die Gesamtheit der Sammlungen ein institutioneller Rahmen geschaffen. Dass eine derartige Einrichtung über eigenes Fachpersonal und angemessene finanzielle Mittel verfügen muss, ist evident. Bislang fehlen noch Strukturen, um gezielt Sammlungsexperten auszubilden. Weder gibt es das Berufsbild des Sammlungsbeauftragten/-koordinators/Zentralen Kustoden, noch, wie man sieht, eine einheitliche Bezeichnung dafür. Zudem sind die jeweiligen Posten an den verschiedenen Universitäten unterschiedlich angebunden: an der Universitätsbibliothek, am Präsidium, an einzelnen Fachbereichen usw. Die Sammlungscommunity arbeitet kontinuierlich an der Verbesserung dieser Situation. Einige Universitäten, darunter auch die JLU, haben begonnen, in der Lehre gezielt Module für die Sammlungsarbeit anzubieten. Es besteht die Hoffnung, dass sich mit der Etablierung eigener Studiengänge, die auf das Profil des Sammlungsbeauftragten zugeschnitten sind, auch die Einrichtung von „Objektotheken“ als Selbstverständlichkeit an den Universitäten durchsetzen wird.

Geschichte der Universitätssammlungen

Erst durch das Anlegen von Sammlungen, das Klassifikationen und Ordnungen erforderlich machte, begannen sich wissenschaftliche Systematiken herauszubilden. Die Systematiken erforderten es ihrerseits, durch den Ausbau der Sammlungen überprüft, verifiziert oder falsifiziert zu werden. Die akademischen Sammlungen sind also untrennbar mit der Herausbildung der einzelnen Disziplinen verbunden, haben diese sogar befördert.¹⁶ Der Frühneuzeit-



Blick in eine „Objektothek“ des 18. Jahrhunderts. (Quelle: Caspar Friedrich Neickel: *Museographia Oder Anleitung. Zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum Oder Raritäten-Kammern* [...] (Leipzig 1727), Titelpupfer.)

historiker Prof. Dr. Marian Füssel spricht in diesem Zusammenhang von einem „nachhaltigen Institutionalisierungsschub“, der von den Sammlungen und ihren jeweiligen Kuratoren ausging.¹⁷

Um zu verstehen, warum Universitätssammlungen angelegt wurden, gilt es, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen: Weit zurück in der Geschichte der Universitäten und noch vor der Herausbildung der einzelnen Forschungsdisziplinen bildeten die akademischen Sammlungen den Grundstock und das Rückgrat der Alma Mater.

Häufig dienten die ersten Sammlungen der medizinischen Lehre. Ihre Anfänge gehen zum Teil, wie in Leiden oder Padua, bis ins 16. Jahrhundert zurück: es sind die anatomischen Kabinette (*theatrum anatomicum*) und die Botanischen Gärten, die als medizinische Gärten (*hortus medicus*) in der Tradition der mittelalterlichen Klostergärten standen und Arzneipflanzen sowie Anschauungsmaterial für die Studenten der Medizin und Pharmazie lieferten.¹⁸

Die frühen wissenschaftlichen Objekt-Sammlungen waren nicht selten Privatbesitz der Professoren, die sich persönlich um Beschaffung und Pflege ihrer Ausstattung kümmern mussten.¹⁹ Sie beinhalteten ganz unterschiedliche Dinge. Besonders beliebt waren einerseits archäologische Funde, antike Münzen, Präparate seltener Tiere, aber auch modernste Instrumente für die Laborarbeit und Apparaturen zur Durchführung von Experimenten. Für heutige Betrachter würden diese Objektkonglomerate wohl eher Wunderkammern gleichen – aus denen sie teilweise sogar hervorgingen. Doch im Gegensatz zu den Wunderkammern, die dem Kuriosen und Singulären verpflichtet waren, stellen die universitären Sammlungen ihre Objekte in einen Sachzusammenhang.²⁰ Damit fungierten sie von Anfang an als „Objektotheken“ und bildeten, wie die Bücher der Bibliotheken, die Grundlage für das wissenschaftliche Arbeiten, für Studium und Forschung. Sammlungen sind also für viele Disziplinen eine Voraussetzung, um zu Erkenntnissen zu gelangen. Sie bilden die Grundlage für das Zustandekommen von Wissen und sind von daher im-

mer auch als epistemische Objekte zu verstehen.²¹ Nach der ersten Konsolidierungsphase im 17. und 18. Jahrhundert kann mit Recht behauptet werden: „Die Wissenschaften des 19. Jahrhunderts beginnen mit den Sammlungen.“²²

Die Sammlungen der Ludoviciana

Auch in Gießen war das 19. Jahrhundert das Zeitalter der Entstehung der Institute und Seminare. In dieser Zeit wurden die meisten Sammlungen angelegt.²³ Doch die Geschichte der Gießener Sammlungen ist so alt wie die Universität selbst: 1607 wurde sie auf Veranlassung des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt (1577–1626) als „Ludoviciana“ gegründet.

In diesem Beitrag kann natürlich keine vollständige Aufzählung der historischen Gießener Sammlungen und noch weniger die Darlegung ihrer jeweiligen Entstehungsgeschichte erfolgen. Deshalb beschränke ich mich auf ein paar Schlaglichter. Von Bedeutung ist, dass die vielfältigen Gießener Universitätssammlungen lange in hohem Ansehen standen und schon mehrmals gerühmt wurden. 1967, zum 10-jährigen Jubiläum der Justus-Liebig-Universität, das zugleich das 360. Jubiläum der Ludoviciana war, formuliert es der damalige Rektor Clemens Heselhaus so:

„Die Gießener Ludwigs-Universität hat in ihrer Geschichte seit 1607 eine ganze Reihe von merkwürdigen Stücken angesammelt, die vielfach dokumentarischen Wert für die Geschichte der deutschen Universitäten haben. Die Justus-Liebig-Universität hat damit eine Aura geerbt, die alle Erfolge der Labors und der Reformen ihr allein nicht geben könnten. Indem aber diese Merkwürdigkeiten von sorgsamer Hand bis heute aufgehoben wurden, hat sich die Gießener Universität etwas bewahrt, was man meist nur von den Colleges in Cambridge und Oxford kennt: eine Tradition, die in konkreten Stücken gegenwärtig ist.“²⁴

Mit den überlieferten Sammlungen hat sich in Gießen ein bedeutender Fundus der Wissenschafts- und Disziplinengeschichte erhalten. Die Entwicklung der einzelnen Fachsystematiken kann anhand der Objekte aus den Sammlungen oder auch anhand der Entwicklung des Botanischen Gartens nachvollzogen werden: Im Laufe der Jahrhunderte wurde er immer wieder nach den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen umgestaltet.²⁵ Bestanden hat er bereits im Jahr 1609. Es ist der älteste Botanische Garten Deutschlands, der sich noch immer am Ort seiner Gründung befindet.²⁶ Als *hortus medicus* diente auch er der Arzneigewinnung und wurde für die pharmazeutische

Lehre genutzt.²⁷ Auf der Basis einer umfangreichen Lehrsammlung wurde in Gießen durch Philipp Phoebus (1804–1880) im Jahr 1844 sogar das „erste pharmakologische Institut in Deutschland“ gegründet,²⁸ dessen reichhaltigen Sammlungen, wie die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ 1880 schreibt „unter Fachleuten berühmt“ waren.²⁹

Erster Leiter des Gießener *hortus medicus* war der Botaniker und Mediziner Ludwig Jungermann (1572–1653). Jungermann legte ein umfangreiches, etwa 2.000 Pflanzen umfassendes Herbarium an und beschäftigte sich mit der heimischen Flora.³⁰ Der Bestand wurde laufend erweitert. 1851 wurde beispielsweise eine

Sammlung von Früchten, Samen, Hölzern und „Kuriositäten“ für die Lehre zusammengestellt.³¹ Ab 1851 war Hermann Hoffmann (1819–1891), der Namenspathe der Hermann-Hoffmann-Akademie für junge Forscherinnen und Forscher, für vier Jahrzehnte Leiter des Botanischen Gartens. Nach seinem Tod erhielt das Botanische Institut u.a. sein mykologisches Herbarium.³² 1895 erhielt die Universität außerdem das Herbarium des Kammerats Wilhelm Klenze (1786–1849), das sich im Privatbesitz der hessischen Großherzöge befunden hatte.³³ Vor dem Zweiten Weltkrieg war der Bestand auf etwa 250.000 Herbar-Belege angewachsen. Durch die Bombardierung Gießens im Dezember 1944 wurde die sorgfältig angelegte Sammlung fast vollständig zerstört. Eine Ausnahme ist ein Teilherbarium von Adolf Hansen (1851–1920), der seit



Johann Georg Wentzel, Porträt Johann Heinrich Mays d. J. aus der Gießener Professorengalerie, 1722, Öl auf Leinwand, ca. 75 x 60 cm, Universitätshauptgebäude. (Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

1891 Direktor des Botanischen Gartens war. Hansens Belege aus Indonesien sind im Herbarium der Universität Göttingen aufgetaucht und seit dem Jahr 2013 wieder zurück in Gießen.³⁴ Auch im Nachlass Hermann Hoffmanns fanden sich noch Herbarbelege. Hoffmanns Nachkommen übergaben sie dem Botanischen Institut, so dass es trotz der Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg nun wieder historisches Material im Gießener Herbarium gibt.³⁵

In direkter Nähe zum Botanischen Garten war die medizinische Fakultät untergebracht: sie bezog das 1608 fertiggestellte und 1611 eingeweihte Kollegiengebäude. Der medizinische Hörsaal wurde auch als Sektionsraum genutzt. 1615 wurde das *Theatrum anatomicum* beantragt. Im selben Jahr fand auch die erste urkundlich belegte Sektion statt.³⁶

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts bekam das *Theatrum anatomicum* am Brandplatz in der Nähe des Kollegiengebäudes ein eigenes Gebäude.³⁷ 1812/13 wurde die Anatomie umgebaut und die schon bestehenden Sammlungen für pathologische und vergleichende Anatomie neu eingerichtet.³⁸ 1836 oder 37 erwarb die Ludoviciana das Anatomische Museum des bekannten Anatomen Samuel Thomas von Soemmerring (1755–1830) für 16.500 Gulden, was heute mehr als einer halben Million Euro entspricht.³⁹ 1844 wird es mit der pathologischen Sammlung vereinigt. Die umfangreiche Sammlung existierte wohl – zumindest in Teilen – auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg, obwohl das Anatomische Museum zerstört wurde. Noch 1957 verwendete der Pathologe Georg Herzog (1884–1962) anscheinend Stücke der Soemmerring'schen Sammlung in seinem Unterricht. Einige wenige Exponate sollen noch bis in die 1970er Jahre existiert haben, über ihren weiteren Verbleib ist bislang nichts bekannt.⁴⁰ Durch einen Sammlungskatalog aus dem Jahr 1851, den der damalige Leiter der Sammlung, Adolf Wernher (1809–1883), zusammengestellt hat, ist der historische Bestand überliefert. Es handelte sich um mehr als 2.000 überwiegend pathologische Präparate, darunter auch einige Tierpräparate.⁴¹ Untergebracht war das Anatomische Museum seit 1849 in der Bahnhofstra-

ße. Hier waren auch die Sammlungen der Pathologischen Anatomie, der Physiologie und der Zoologie aufgestellt.⁴²

Mit der Berufung des Mediziners Friedrich Christian Gregor Wernekincks (1797–1835) im Jahr 1825 scheint auch dessen zoologische Sammlung nach Gießen gekommen zu sein.⁴³ Bereits 1826 wird die zoologische Sammlung in der „Allgemeinen Schulzeitung“ mit einem Bestand von „einigen tausend Stück“ beziffert, vermutlich gab es also bereits vor Wernekinck Tierpräparate in Gießen. Weiter heißt es, die Sammlung enthalte „Exemplare aus allen Thierklassen und Geschlechtern, so dass sie beim akademischen Unterrichte das Vorgetragene sehr zweckmäßig versinnlicht“.⁴⁴

Umfangreiche Lehrsammlungen mit Tierpräparaten wurden auch in der Veterinärmedizin angelegt. Tierheilkundenvorlesungen gab es bereits im Jahr 1777.⁴⁵ Karl Wilhelm Vix (1802–1866), der seit 1827 Tierheilkunde an der Gießener Universität unterrichtete, vermachte seine private Sammlung von Skeletten, Gebissen, Hufen und pharmakologischen Präparaten der Universität.⁴⁶ 1871/72 wurde unter dem Direktor des Veterinärinstituts, Johann Georg Pflug (1835–1905), eine neue Veterinäranstalt am Seltersberg gebaut, die über eigene Sammlungsräume verfügte. Knapp 30 Jahre später wurde die Veterinär-Anatomie für die Aufstellung einer Skelettsammlung aufgestockt.⁴⁷ Adam Olt (1866–1955), der Begründer der Wildpathologie, legte eine umfangreiche wildpathologische Sammlung an, die in Teilen noch heute existiert. Eine Futtermittelsammlung, zusammengestellt von Friedrich Gmeiner (1870–1918), komplettierte den Sammlungsbestand der Veterinärmedizin.⁴⁸

Neben den (veterinär-)medizinischen Sammlungen und dem Botanischen Garten gab es zahlreiche weitere Lehr- und Forschungssammlungen an der Ludoviciana. Eine ihrer frühesten Würdigungen erfahren diese im dritten Band des Sammlungskatalogs von Friedrich Karl Gottlob Hirsching (1762–1800) aus dem Jahr 1789.⁴⁹ Ganz im Sinne der Aufklärung trug Hirsching zahlreiche Informationen zu den Objektbeständen in deutschen Museen, Bibliotheken und Universitäten zu-

sammen, die Forschenden den Weg zu diesen Sachquellen weisen sollten.⁵⁰ Im Folgenden Auszüge der Seiten 153 und 154 aus Hirsching's „Nachrichten“:

Giessen.

[...] In dem Bibliothekssaale befindet sich ein kleines Münzkabinet, und einige, zwar sehr gute, aber aus der Mode gekommene astronomische Instrumente. Im Jahr 1732. erhielt die Universität durch ein Vermächtniß von dem berühmten Orientalisten, Joh. Heinr. May dem jüngeren nicht nur seine kostbaren Handschriften und seine ganze Bibliothek, sondern auch seine Münzsammlung. [...] Mineralien = Sammlungen: besitzen 1) Hr. Prof. Müller, die sehr schön ist; und 2) Hr. Bergrath und Professor Baumer.

Das Nöthige von physikalischen und mathematischen Instrumenten findet man bey dem eben genannten Hrn. Prof. Müller [...].

Die vortreffliche Rechenmaschine des daisigen geschickten Hrn. Ingenieur = Hauptmann Müllers verdient gesehen zu werden. Sie leistet nicht nur alles, was der Hr. Erfinder so wohl, als auch der verdienstvolle Hr. Kammerrath Klipstein in Darmstadt in der 1786. in 8. herausgekommenen Beschreibung von ihr sagen, sondern auch noch weit mehr. Kästner und Böhm, die das Innere kennen, versichern ungemeine Dauerhaftigkeit.

Die Münzsammlung ist eine der ältesten Sammlungen der Universität Gießen. Sie existiert bis heute und wird noch immer in der Lehre eingesetzt. Der Münzbestand wurde kontinuierlich vergrößert. Heute zählt die Münzsammlung etwa 4.000 Stücke. Den Grundstock der Sammlung bilden die bei Hirsching genannten Münzen von Johann Heinrich May dem Jüngeren (1688–1732).

Diese Sammlung umfasst etwa 435 Münzen.⁵¹ Da May sein Münzkabinett der Ludoviciana bereits 1732 vermachte,⁵² ist die Gießener Münzsammlung sogar noch älter als die Münzsammlung in Halle, die als die „vermutlich früheste nu-

mismatische Lehrsammlung an einer deutschen Universität“ gilt.⁵³ Die Sammlung aus Halle geht zurück auf den Universalgelehrten Johann Heinrich Schulze (1687–1744). Schulze lehrte seit 1738 mit seiner Privatsammlung antike Numismatik und wurde damit „zum Begründer dieser wissenschaftlichen Disziplin“. ⁵⁴ Einer seiner Schüler war Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), der Wegbereiter der modernen Archäologie und deutschen Klassik. Mit der Berufung Friedrich Gottlieb Welckers (1784–1868) im Jahr 1809 wurde dann in Gießen der erste Lehrstuhl für „Griechische Literatur und Archäologie“ in Deutschland besetzt. 1826 folgt die Gründung des akademischen Kunstmuseums, in dem die Münzsammlung, eine systematische Kollektion antiker Gemmenabdrücke sowie Gipsabgüsse antiker Skulpturen aufgestellt waren. Die Abgüsse hatte François-Henri Jacquet von der École des beaux-arts in Paris angefertigt,⁵⁵ von dem auch andere Antikensammlungen ihre Exponate bezogen.⁵⁶ Die Antikensammlung wurde ständig erweitert. Unter Bruno Sauer (1861–1919) wird das „Kunst-, Münz- und Antikenkabinett“ im Jahr 1899 in Archäologisches Institut umbenannt. 1903 erhält das Archäologische Institut von der Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin mehr als 1.000 Dubletten von Funden, die der Archäologe Heinrich Schliemann (1822–1890) in Troja ausgegraben hatte.⁵⁷ Anders als die Gipsabgüsse der antiken Skulpturen, haben die Schliemann-Funde die Bombenangriffe des Zweiten Weltkriegs überstanden. Eine Auswahl ist heute im Wallenfels'schen Haus des Oberhessischen Museums ausgestellt.

Bei den, wie Hirsching schreibt, „sehr guten, aber aus der Mode gekommenen astronomischen Instrumenten“ handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um diejenigen, die Landgraf Philipp III. von Hessen-Butzbach (1581–1643) der Universität im Jahr 1641 vermachte.⁵⁸ Zunächst waren sie im Kollegiengebäude untergebracht und sollten im uni-eigenen astronomischen Observatorium, einem Turm, der an das Kollegiengebäude anschloss, zur Verwendung kommen.

Schließlich wurde aber entschieden, dass sie nicht für alltägliche Demonstrationen genutzt werden sollten.⁵⁹ Unter den Objekten waren

Winkelinstrumente (u.a. zwei Sextanten, zwei Quadranten und eine Armillarsphäre) sowie ein von Philipp selbst gebauter großer Himmelsglobus, den sogar Johannes Kepler lobte.⁶⁰ 1681 wurden zusätzliche mathematisch-astroномische Instrumente angekauft.⁶¹ 1720 scheinen noch weitere Instrumente, die im Besitz Philipps waren, nach Gießen gekommen zu sein. 1768 wurde der Globus restauriert. In den 1850er Jahren werden die Instrumente dann allerdings als Altmetall verkauft und eingeschmolzen. Auch der Globus geht verloren.⁶²

Für 1734 ist eine Erneuerung des Observatoriums belegt. Drei Jahre später wurden eine astronomische Pendeluhr sowie ein Mikrometer für das Observatorium angeschafft. Nach 1865 taucht die Sternwarte nicht mehr im Personalbestand der Universität auf, was auf eine Schließung hindeutet. Das meteorologische Institut existierte allerdings noch bis 1880.⁶³

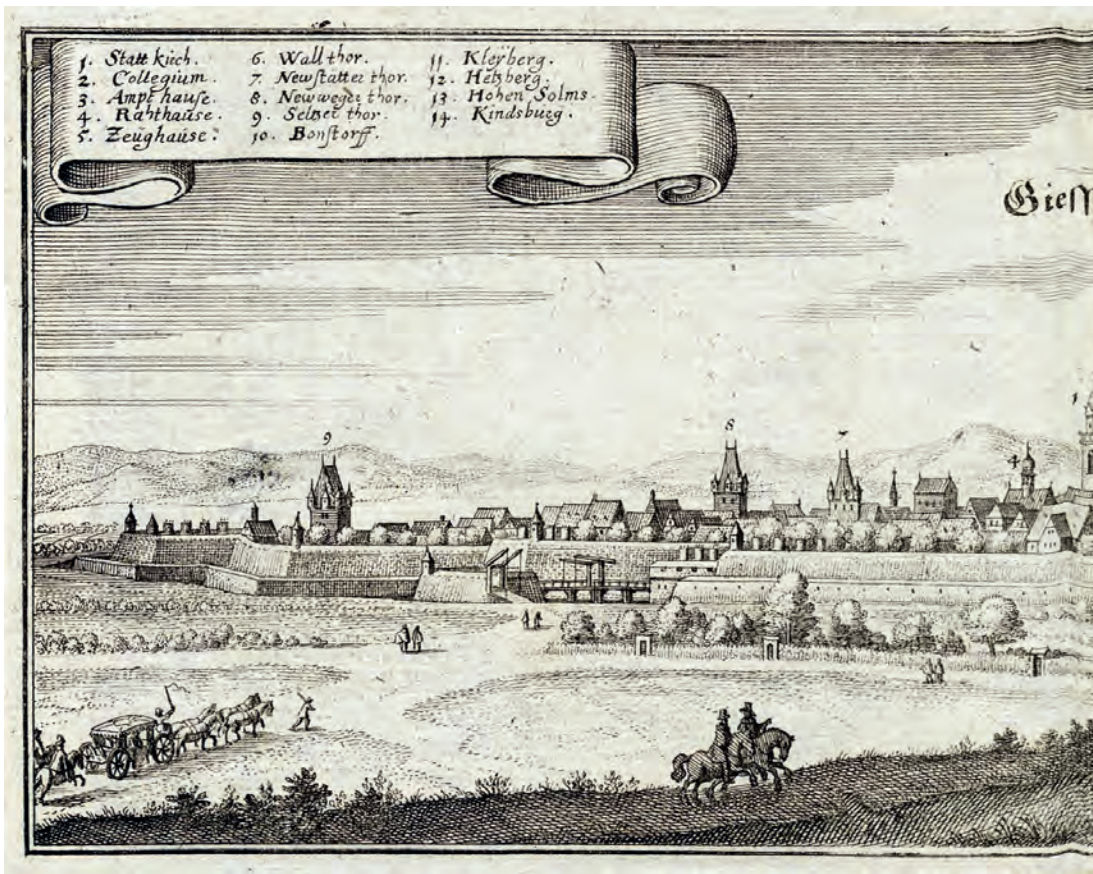
Die von Hirsching so hochgelobte Rechenmaschine war eine Erfindung des Bauingenieurs Johann Helfrich Müller (1746–1830), der sie 1783/84 in Gießen mit der Unterstützung von zwei Uhrmachergesellen entwickelte.⁶⁴ Mit ihr konnten Berechnungen in den vier Grundrechenarten durchgeführt werden. Bei einer Falscheingabe gab sogar ein Glöckchen eine akustische Fehlermeldung. Da sich kein Investor fand, kaufte Großherzog Ludwig I. von Hessen-Darmstadt die Rechenmaschine schließlich für sein physikalisches Kabinett.⁶⁵ Heute befindet sie sich im Landesmuseum Darmstadt.

Im Jahr 1838 wird die physikalisch-mathematische Instrumentensammlung, zu der ursprünglich auch die Rechenmaschine gehörte, in vier selbständige Sammlungen zerlegt: das physikalische, mathematische, technologische und architektonische Kabinett. 1861 werden das mathematische und physikalische Kabinett zusammengelegt, in den 1870er Jahren wird das geodätische Kabinett davon abgespalten.⁶⁶ Ein Teil der Instrumente des geodätischen Kabinetts hat den Zweiten Weltkrieg überstanden. Da sie fachlich nicht mehr betreut werden, wurden die Instrumente im Dezember 2019 in die Hermann-Hoffmann-Akademie gebracht, wo sie in Praxisseminaren bearbeitet und besichtigt werden können.

Die von Hirsching erwähnte Mineraliensammlung von Johann Wilhelm Baumer (1719–1788) ging vermutlich zumindest zum Teil auf eigene Aufsammlungen zurück: Baumer unternahm wohl als einer der ersten überhaupt geologische Exkursionen.⁶⁷ Er verfügte auch über eine gute private Laborausstattung, die aus Gefäßen, chemischen Öfen und verschiedenen Instrumenten bestand. Sie wurde nach seinem Tod 1789 von der Universität angekauft.⁶⁸ Die mineralogische Sammlung wurde permanent erweitert: so erging 1812 eine Anweisung an die Vorsteher sämtlicher Berg- und Hüttenwerke, besonders interessante Mineralien an die Sammlung zu schicken.⁶⁹ 1820 wurde die Mineraliensammlung eines Bergmeisters Schaub aus Allendorf angekauft, hinzu kamen noch die Schenkung einer bedeutenden Sammlung ungarischer Mineralien des Mineralogen Christian Andreas Zipser (1783–1864) sowie die eines Bergmeisters Schmidt aus Siegen. 1823 wurde das Mineralogische Kabinett neu eröffnet.⁷⁰ Nach mehreren Umzügen bekamen die Geowissenschaften ein Gebäude in der Braugasse zugewiesen, das bei einem Bombenangriff im Dezember 1944 zerstört wurde. Nur geringe Reste der Sammlungen, der Bibliothek und der Apparaturen konnten gerettet werden.⁷¹ Diese verschwanden dann jedoch mit der Auflösung der Geowissenschaften im Jahr 2005. Ein Teil dieser verschollen geglaubten Sammlung konnte mittlerweile ausfindig gemacht werden. Seit März 2020 sind diese wissenschaftshistorisch bedeutenden Objekte ebenfalls in der Hermann-Hoffmann-Akademie untergebracht, die Bücher sowie ein originales Verlagsmanuskript des Mineralogen Reinhard Brauns (1861–1937) wurden der Universitätsbibliothek übergeben.⁷²

Ein Großteil der Lehrsammlungen der Ludovician war seit 1880 im neuen Hauptgebäude in der Ludwigstraße untergebracht.

Der Bau wurde landesweit mitverfolgt und ausführlich kommentiert, so beispielsweise in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“, wo das Gießener Universitätsgebäude als „würdige Stätte der Wissenschaft“ gerühmt wird: Besonders gelobt werden die darin aufgestellten Sammlungen: „Zur rechten und zur linken Hand des

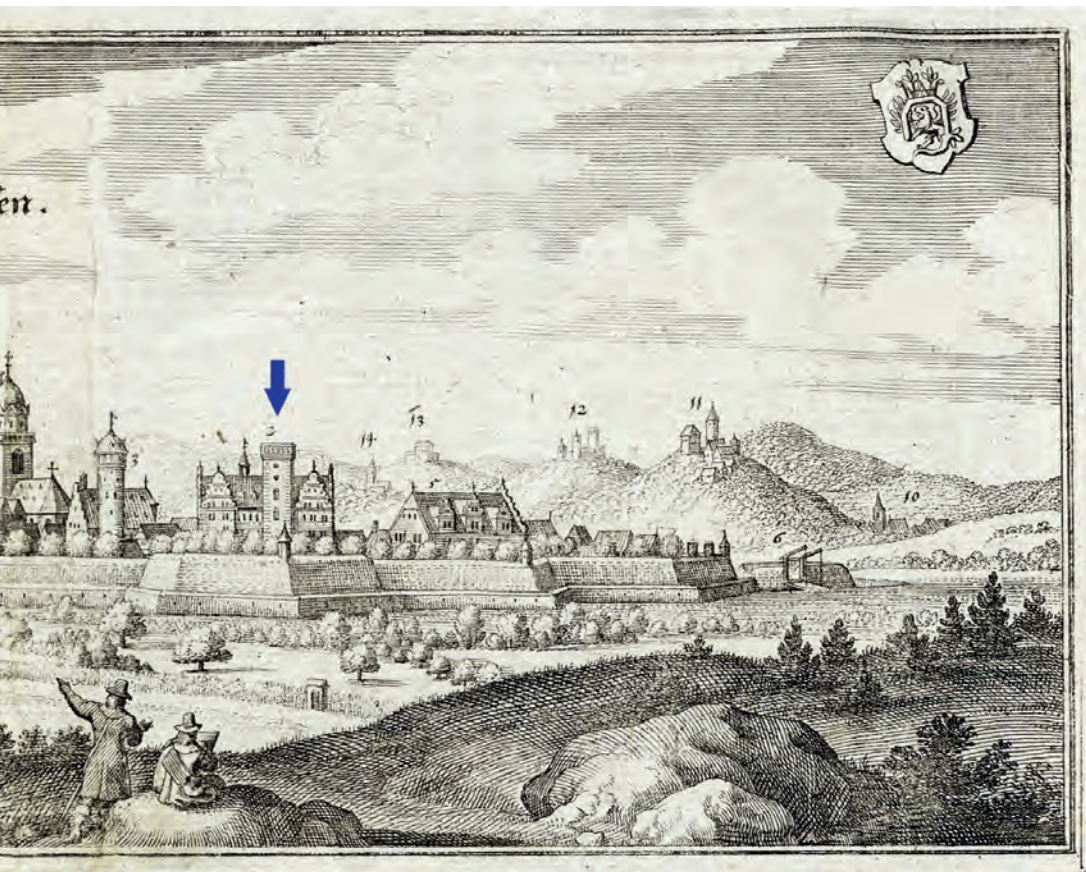


Vestibüls führen Glashüren in die Räume des Archäologischen Instituts. Eine ziemlich reichhaltige, gut gewählte Sammlung von Gipsabgüssen ist hier mit künstlerischem Sinn geordnet.“ Daran schlossen sich im rechten Flügel Sammlungsräume des Physikalischen Instituts an. Im mittleren Stockwerk auf der linken Seite „reihen sich die Räume des Mineralogischen und Geologischen Cabinets mit seinen gewichtigen Sammlungen und seinem Laboratorium an“. Im dritten Stock befand sich die reich verzierte große Aula, wo „[g]egenüber dem Katheder [...] das lebensgroße Bild des Großherzogs Ludwig I. angebracht [ist]“. ⁷³ Seit dem Jahr 2005 hängt dieses Gemälde, gemeinsam mit fünf weiteren Landgrafenporträts, wieder im Hauptgebäude. ⁷⁴ Hier findet sich auch die Professorengalerie, die auf Erlass

des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt (1605–1661) begonnen und bis in das ausgehende 18. Jahrhundert fortgeführt wurde. Heute sind noch 106 der ursprünglich 108 Porträts erhalten. ⁷⁵

Die Sammlungen der Justus-Liebig-Universität im 21. Jahrhundert

An der Justus-Liebig-Universität gibt es, einschließlich der Sondersammlungen der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs, mehr als 40 Sammlungen. Da innerhalb der Sammlungen viel Fluktuation herrscht, lässt sich der Bestand im Moment nicht exakt beziffern. So sind historische Sammlungen oftmals in anderen Sammlungen aufgegangen



Kupferstich von Matthaeus Merian, Stadtansicht von Gießen, 1. Viertel des 18. Jahrhunderts. Das Observatorium ist durch einen Pfeil gekennzeichnet. (Quelle: Martin Zeiller/Matthaeus Merian: *Topographia Hassiae, Et Regionum Vicinarum*: Das ist: Beschreibung und eigentliche Abbildung der vornehmsten Städte und Plätze in Hessen [...] (Frankfurt am Main [circa 1720]) [VD18 14213370], Kupferstich 22.)

und damit nicht mehr als Einheit identifizierbar, wie beispielsweise die Sammlung der Paläontologie: Die Ammoniten aus dieser Sammlung wurden als Anschauungsmaterial von der Zoologie übernommen. Ein anderer Teil der Sammlung befindet sich in der Hermann-Hoffmann-Akademie. Reste der Sammlung lagerten bis Ende 2019 im Zeughauskeller, konnten aber mittlerweile ebenfalls in die Hermann-Hoffmann-Akademie gebracht werden, und besonders schöne Fossilien aus der ehemaligen Paläontologischen Sammlung schmücken heute die Flure der Zeughausbibliothek.

Sammlungen gibt es an so gut wie allen Fachbereichen der JLU. Die meisten Sammlungen verteilen sich auf die Fachbereiche 08 (Biologie und Chemie) und 10 (Veterinärmedizin). Eine größere Anzahl von Sammlungen gibt es auch an den Fachbereichen 04 (Geschichts- und Kulturwissenschaften) und 11 (Medizin). Sammlungen finden sich aber auch an weiteren Einrichtungen wie dem Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI) oder der Hermann-Hoffmann-Akademie. Auch der Kunstweg und die „Kunst am Bau“ zählen zu den Universitätssammlungen. Die Insignien, wie Zepher oder Universitätsfahne, und die Pokale,



Kupferstich aus der Leipziger Illustrierten Zeitung, Das neue Universitätsgebäude, 1880. (Quelle: Das neue Universitätsgebäude zu Gießen, in: Leipziger Illustrierte Zeitung 1921 (24. April 1880), S. 342.)

die zum Teil noch aus der Zeit der Gründung der Ludoviciana stammen, sind dem Präsidium bzw. dem Universitätsarchiv zugeordnet.

Objekte aus Lehrsammlungen sind nicht selten Verbrauchsgüter. Teilweise müssen Objekte zerstört werden, damit man sie erforschen kann. Das trifft z.B. auf Material zur Lehre in der Biologie (Botanik und Zoologie) zu. Einige Sammlungen, wie die Antikensammlung der Klassischen Archäologie, werden seit ihrem Bestehen bis heute in der Lehre eingesetzt. 2018 wurde außerdem mit der kompletten Digitalisierung des Münzbestands begonnen.⁷⁶ Andere Sammlungen haben einen Wandel in ihrer Funktion erlebt, denn durch neue Forschungsmethoden ändert sich, gerade in den Naturwissenschaften, auch der Unterrichtsstoff und mit ihm die Art und Weise, wie unterrichtet wird. Einige Sammlungen werden schon lange nicht mehr für das disziplinäre Studium verwendet, wie die Instrumente aus der geodätischen Sammlung. Sie werden jetzt für Praxis-Seminare im Bereich der Außerfachlichen Kompetenzen („AFK-Mo-

dule“) eingesetzt. Ein weiteres Beispiel für den Funktionswandel, den Sammlungen durchlaufen, bietet die Sammlung mathematischer Modelle. Sie wird nur noch hin und wieder von einem einzigen Dozenten eingesetzt und verschwindet so allmählich aus der aktiven Lehre. In ein paar Jahren wird sie sich von einer Lehrsammlung in eine historische Sammlung verwandelt haben.

Hier wird bereits ersichtlich, wie viele Probleme die Heterogenität der Sammlungen bereitet: Es gibt gut ausgestattete Sammlungen, die über eigene Räumlichkeiten verfügen, wie die Sammlung der Humanbiologie. Es gibt Sammlungen, wie die Objekte der Antikensammlung im Wallenfels’schen Haus, die öffentlich präsentiert werden. Einige Sammlungen sind reine Lehrsammlungen, andere reine Forschungssammlungen, wie die University of Giessen Systematics and Biodiversity-Sammlung (UGSB), die u.a. aus DNA-Material besteht, das aus schwer zugänglichen und stark gefährdeten Lebensräumen stammt, während die Hufeisensammlung für die Aus-



Objektarbeit im Seminar. Die Studierenden sichten Schädelrepliken und Fossilien aus der ehemaligen paläontologischen Sammlung. (Foto: A. Theiß)

bildung der Hufschmiede genutzt wird. Die Sammlungen bestehen auch nicht alle rein aus physischen Objekten. So verfügt beispielsweise die Musikwissenschaft über eine umfangreiche Musik-Mediothek mit Tonträgern und Audiodateien, die für den Unterricht gebraucht werden.

Jedes Fach hat unterschiedliche Interessen und Anforderungen an seine Sammlungen. Einige Sammlungen sind vorbildlich im Stand ihrer Inventarisierung und nutzen moderne Software, andere verwenden einfache Tabellen aus Kalkulationsprogrammen oder arbeiten noch auf Papier. Bei einigen Sammlungen ist die Dokumentation im Zweiten Weltkrieg verbrannt oder bei einem der unzähligen Umzüge verloren gegangen und es gab bis heute keine freien Kapazitäten, um eine Inventarisierung durchzuführen. Besonders bedauernd ist die Depot-Situation. Es fehlt allenthalben an geeigneten Räumen und finanzieller wie personeller Ausstattung. Glücklicherweise können unbetreute oder sonst bedürftige Sammlungen seit der Einrichtung der

Sammlungskoordination im Rahmen von Praxis-Seminaren relativ gut aufgearbeitet werden. Das hilft den Studierenden wie der Universität.

Aktuelle Entwicklungen und Ausblick

Die Praxis-Seminare zur Sammlungs- und Objektforschung gibt es seit dem Sommersemester 2019 an der JLU. Die Leitung liegt bei Prof. Dr. Cornelia Weber und Dr. Alissa Theiß. Sie gehören zum Modul „Außerfachliche Kompetenzen“ und stehen Studierenden aller Fachrichtungen offen. In den Seminaren erhalten die Teilnehmenden Einblicke in die Arbeit mit Universitätssammlungen. Sie lernen Methoden der wissenschaftlichen Objektforschung kennen und entwickeln Fertigkeiten im Umgang mit materieller Kultur in Theorie und Praxis.

Mit den vermittelten Grundlagen in Wissenstransfer, Öffentlichkeitsarbeit und Kulturvermittlung erlangen die Studierenden berufsrelevante Schlüsselqualifikationen. Dank der

großzügigen Unterstützung von Prof. Dr. Volker Wissemann war es möglich, an der Hermann-Hoffmann-Akademie ein Objektlabor einzurichten, in dem die Praxis-Seminare stattfinden können. Das ist besonders bedeutsam, da die Sammlungskoordination über keinen eigenen Etat verfügt.

Im Sommersemester 2019 wurde gemeinsam mit Studierenden eine Handreichung für den Einstieg in die Provenienzforschung erarbeitet. Sie steht allen Interessierten über das Sammlungsportal der JLU sowie über die Homepage der Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland zur Verfügung.⁷⁷

Da das Gießener Sammlungsportal aufgrund der Homepage-Struktur nur aus einer einzigen Seite besteht, können nicht alle Informationen so präsentiert werden, wie es wünschenswert wäre. Mit dem geplanten Relaunch der Uni-Homepage soll auch der Web-Auftritt der Sammlungen in eine angemessene Form überführt werden. Die Sichtbarkeit der Gießener Sammlungen lässt sich aber auch auf andere Weise erhöhen, wie durch Vorträge und Posterpräsentationen auf Fachtagungen, die zudem der Netzworkebildung innerhalb der Sammlungscommunity dienen. Die Sammlungen stoßen zudem auf großes Interesse in der Öffentlichkeit. So existiert beispielsweise seit Februar 2020 eine Artikelserie in der Gießener Allgemeinen Zeitung, in der jede Woche eine Sammlung bzw. ein Objekt vorgestellt wird.⁷⁸ Die Resonanz aus der Bevölkerung ist beeindruckend. Dank der Artikelserie nahmen bereits mehrere Leser Kontakt mit der Sammlungskoordination auf und gaben wertvolle Hinweise zum Verbleib und der Geschichte einzelner Sammlungen.

Der nächste Meilenstein für die Sammlungskoordination wird die Fertigstellung der Statuserhebungen sein, auf deren Grundlage dann die Vorbereitung einer Sammlungsordnung sowie einer Digitalisierungsstrategie erfolgen kann, damit die Gießener Sammlungen auch in Zukunft für Forschung, Lehre und Öffentlichkeitsarbeit bewahrt und aktiv eingesetzt werden können.

Anmerkungen:

¹ Den Anfang machte Neil MacGregor: *A History of the World in 100 Objects* (London 2010).

² Vgl. Peter J. Bräunlein: *Material Turn*, in: Georg-August-Universität Göttingen (Hg.): *Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen* (Göttingen 2012), S. 30–44, hier S. 30 u. 34; Vgl. David Ludwig/Cornelia Weber: *A rediscovery of scientific collections as material heritage? The case of university collections in Germany*, in: *Studies in History and Philosophy of Science* 44 (2013), S. 652–659, hier S. 658.

³ Präparate aus den Pathologien etwa lassen Rückschlüsse auf den Umgang mit und die Verbreitung von Krankheiten bei Mensch und Tier zu. Historische Daten über Aufsammlungen von Insekten für die Bestückung von Insektenkästen ermöglichen es, heute die gleichen Orte im selben Zeitraum aufzusuchen und so Veränderungen in der Insektenpopulation festzustellen.

⁴ <https://www.uni-giessen.de/org/admin/stab/stw/sammlungen>.

⁵ Stand: 11. 7. 2019, <https://portal.wissenschaftliche-sammlungen.de/kennzahlen>; aufgerufen am 21. 2. 2020.

⁶ Zwölf bekannte Sammlungen wurden aufgelöst oder sind verschollen.

⁷ <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/5438532/ergebnisse>, aufgerufen am 24. 2. 2020.

⁸ <http://www.universitaetssammlungen.de/>.

⁹ https://wissenschaftliche-sammlungen.de/files/3213/7096/3073/WR_EmpfehlungenWissSlg2011.pdf.

¹⁰ <https://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/uber-uns/aufgaben/>, aufgerufen am 24. 2. 2020; Cornelia Weber: *Einheit in der Vielfalt. Universitätssammlungen als bundesweit koordinierte Forschungsinfrastrukturen*, in: Stefanie Knöll (Hg.): *Universitätssammlungen. Bewahren, Forschen, Vermitteln* (Schriften der Graphiksammlung „Mensch und Tod“ am Institut für Geschichte der Medizin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 6) (Düsseldorf 2015), S. 15–25, hier S. 22f.

¹¹ <http://www.universitaetssammlungen.de/download/Projektdokumentation.pdf> [Stand 10. 7. 2013], aufgerufen am 24. 2. 2020.

¹² Eine Zusammenstellung der weltweiten Sammlungen gibt es in der Datenbank von UMAC (University Museums and Collections): <https://university-museums-and-collections.net/>.

¹³ <https://www.ashmolean.org/history-ashmolean>, aufgerufen am 9. 3. 2020.

¹⁴ Vgl. Ludwig/Weber 2013, S. 654.

¹⁵ Vgl. Cornelia Weber: *Universitätssammlungen*, in: *Europäische Geschichte Online* (EGO), hg. vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2012-07-16: <http://www.ieg-ego.eu/weberc-2012-de>, hier Abschnitt 35, aufgerufen am 25. 2. 2020.

¹⁶ Vgl. Bräunlein 2012, S. 32; vgl. Jochen Brüning: *Von Humboldt zu Helmholtz. Zur Disziplinbildung in den Naturwissenschaften am Beispiel der Physik*, in: Heinz-Elmar Tenorth (Hg.): *Geschichte der Universität Unter den Linden 1812–2010. Genese der Disziplinen. Die Konstitution der Universität* (Berlin 2010), S. 395–424, hier S. 404–407; Uta Hassler/Torsten Meyer: *Die Sammlung als Archiv paradigmatischer Fälle*, in: Uta Hassler/Torsten Meyer

(Hg.): Kategorien des Wissens. Die Sammlung als epistemisches Objekt (Zürich 2014), S. 7–74, hier S. 7–12.

¹⁷ Marian Füssel: Die Universität der Dinge. Zur universitätshistorischen Verortung des Sammlungswesens, in: Georg-August-Universität Göttingen (Hg.): Dinges des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen. Begleitband zur Ausstellung (Göttingen 2012), S. 52–59, hier S. 57.

¹⁸ Weber 2012: <http://www.ieg-ego.eu/weberc-2012-de>, Abschnitt 13f., aufgerufen am 25. 2. 2020.

¹⁹ Vgl. Cornelia Weber: Zur gegenwärtigen Situation der universitären Sammlungen, in: Cornelia Weber/Klaus Mauersberger (Hg.): Universitätsmuseen und -sammlungen im Hochschulalltag. Aufgaben, Konzepte, Perspektiven. Beiträge zum Symposium vom 18.–20. Februar 2010 an der Humboldt-Universität zu Berlin. (Berlin 2010), S. 3–9, hier S. 4; vgl. Jörg-Ulrich Fechner: Die Einheit von Bibliothek und Kunstkammer im 17. und 18. Jahrhundert, dargestellt an Hand zeitgenössischer Berichte, in: Paul Raabe (Hg.): Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten? (Wolfenbütteler Forschungen 2) (Wolfenbüttel 1977), S. 11–31, hier S. 14f. u. 18.

²⁰ Hassler/Meyer 2014, S. 8–12.

²¹ Vgl. Günter Abel: Sammlungen als epistemische Objekte und Manifestationen von Ordnungen des Wissens, in: Uta Hassler/Torsten Meyer (Hg.): Kategorien des Wissens. Die Sammlung als epistemisches Objekt (Zürich 2014), S. 109–132, hier S. 111–115.

²² Hassler/Meyer 2014, S. 8; vgl. Ludwig/Weber 2013, S. 653.

²³ Vgl. Peter Moraw, Kleine Geschichte der Universität Gießen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gießen 1990, S. 174.

²⁴ Clemens Heselhaus: Merkwürdigkeiten der Ludovici-ana, in: ders. (Hg.): Justus-Liebig-Universität Gießen. Zur Gründungsfeier 1967 (10 Jahre Justus-Liebig-Universität/360 Jahre Universität Gießen) (Gießen 1967), S. 66–71, hier S. 66.

²⁵ Vgl. Holger Laake/Volker Wissemann: Ein „Garten der Evolution“. 400 Jahre Botanischer Garten der Universität Gießen, in: Spiegel der Forschung 26/1 (2009), S. 12–17; vgl. Wolfgang Schultka: 375 Jahre Botanischer Garten der Universität Gießen. Ein Botanischer Garten im Wandel der Zeiten, in: Gießener Universitätsblätter 17/1 (1984), S. 19–31.

²⁶ Jost Benedum: Medizinische Fakultät, in: Norbert Werner (Hg.): 375 Jahre Universität Gießen. 1607–1982. Geschichte und Gegenwart. Ausstellung im Oberhessischen Museum und Gail'sche Sammlungen. 11. Mai bis 25. Juli 1982 (Gießen 1982), S. 90–115, hier S. 90; Laake/Wissemann 2009, S. 12; Hans-Joachim Weimann: Der Botanische Garten. „Scientia amabilis“ im Herzen der Stadt, in: Horst Carl et al. (Hg.): Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur (Gießen 2007), S. 170–175, hier S. 170.

²⁷ Ulrike Enke: Im Zeichen von Äskulapschlange und Stundenglas. Die Anfänge der Medizinischen Fakultät in Gießen. In: Ulrike Enke/Sigrid Oehler-Klein: Professoren – Patienten – Studenten. Die medizinische Fakultät der Universität Gießen seit 1607. Ausstellungsband des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen zum

400-jährigen Jubiläum. Hrsg. vom Dekan des Fachbereichs Medizin (Gießen 2007), S. 13–26, hier S. 25.

²⁸ Benedum 1982, S. 101.

²⁹ Vgl. Das neue Universitätsgebäude zu Gießen, in: Leipziger Illustrierte Zeitung 1921 (24. April 1880), S. 345.

³⁰ Laake/Wissemann 2009, S. 13; Schultka 1984, S. 20.

³¹ Herman Haupt/Georg Lehnert: Chronik der Universität Gießen 1607–1907. In: Universität Giessen (Hg.): Die Universität Gießen von 1607–1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier. Bd. 1 (Gießen 1907), S. 365–467, hier S. 402.

³² Wulf Emmo Ankel: Zur Geschichte der wissenschaftlichen Biologie in Gießen, in: Ludwigs-Universität, Justus-Liebig-Hochschule. 1607–1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier (Gießen 1957), S. 308–340, hier S. 314; Eva-Marie Felschow: „Was zum Besten des publici und zur Aufnahme unserer Universität gereicht ... Ereignisse aus 400 Jahren Botanischer Garten in Gießen, in: Spiegel der Forschung 26/1 (2009), S. 4–10, hier S. 8; Haupt/Lehnert 1907, S. 406.

³³ Haupt/Lehnert 1907, S. 406f.

³⁴ Für diese Informationen danke ich Prof. Dr. Volker Wissemann.

³⁵ Heidrun Helwig: Gepresste Flora im Herbarium der JLU Gießen, in: Gießener Anzeiger vom 22. 6. 2018: https://www.giessener-anzeiger.de/lokales/stadt-giessen/nachrichten-giessen/gepresste-flora-im-herbarium-der-jlu-giessen_18867869, aufgerufen am 9. 4. 2020.

³⁶ Wilhelm Martin Becker: Das erste halbe Jahrhundert der hessen-darmstädtischen Landesuniversität, in: Universität Giessen (Hg.): Die Universität Gießen von 1607–1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier. Bd. 1 (Gießen 1907), S. 1–364, hier S. 170; Benedum 1982, S. 90–92; Ulrike Enke: Einführung, in: Ulrike Enke (Hg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert (Stuttgart 2007), S. 11–24, hier S. 16f.; Hans-Theodor Koch: Die Universitätsausbildung und frühen akademischen Jahre Gregor Horsts (1578–1636), in: Ulrike Enke (Hg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert (Stuttgart 2007), S. 25–38, hier S. 32; Hans-Georg Pfeiffer: Die Universität Gießen in den Jahren 1607 bis 1624, in: Norbert Werner (Hg.): 375 Jahre Universität Gießen. 1607–1982. Geschichte und Gegenwart. Ausstellung im Oberhessischen Museum und Gail'sche Sammlungen. 11. Mai bis 25. Juli 1982 (Gießen 1982), S. 22–31, hier S. 24.

³⁷ Jost Benedum: Die Medizinische Fakultät der Ludovici-ana im 18. Jahrhundert, in: Gießener Universitätsblätter 30 (1997), S. 41–50, hier S. 43; Eva-Marie Felschow: „Man nennet zu Göttingen unser Giesen einen finsternen Ort“. Zur Situation der Gießener Medizinischen Fakultät im 18. Jahrhundert, in: Ulrike Enke (Hg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert (Stuttgart 2007), S. 81–98, hier S. 86f.; Haupt/Lehnert 1907, S. 379.

³⁸ Haupt/Lehnert 1907, S. 392.

³⁹ Vgl. <https://www.bundesbank.de/resource/blob/615162/5a6229cebc0134fb82eba4055a927812/mL/kaufkraftae->

quivalente-historischer-betraege-in-deutschen-waeh-rungen-data.pdf, aufgerufen am 4. 4. 2020.

⁴⁰ Ulrike Enke: Leichen in der Anatomie zu Lehr- und Studienzwecken. Zum Umgang mit dem toten Körper von den Anfängen bis zur Gegenwart. In: Ulrike Enke/Sigrid Oehler-Klein: Professoren – Patienten – Studenten. Die medizinische Fakultät der Universität Gießen seit 1607. Ausstellungsband des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen zum 400-jährigen Jubiläum. Hrsg. vom Dekan des Fachbereichs Medizin (Gießen 2007), S. 80–88, hier S. 88; Haupt/Lehnert 1907, S. 398; <http://www.universitaetssammlungen.de/sammlung/555>, aufgerufen am 14. 5. 2020

⁴¹ Vgl. Adolf Wernher: Catalog der pathologisch-anatomischen Sammlung zu Giessen (Gießen 1851).

⁴² Jost Benedum: 375 Jahre Medizin in Gießen. Eine Bild- und Textdokumentation. Katalog zur Ausstellung anlässlich der 375-Jahrfeier im Institut für Anatomie und Zytobiologie vom 11. 5.–30. 6. 1982 (Gießen 1982), S. 77; Haupt/Lehnert 1907, S. 401f.

⁴³ Vgl. Haupt/Lehnert 1907, S. 395.

⁴⁴ Universität Gießen, in: Allgemeine Schulzeitung, II. Abtheilung, 18 (1826), Sp. 137–141, hier Sp. 140.

⁴⁵ Christian Giese: Von der Vieharzneikunst zur Veterinärmedizin. Über die Anfänge der Tierheilkunde an der Giebener Universität, in: Giebener Universitätsblätter 22/1 (1989), S. 65–75, hier S. 65f.; K.-H. Habermehl: 205 Jahre Veterinärmedizin Gießen, in: Norbert Werner (Hg.): 375 Jahre Universität Gießen. 1607–1982. Geschichte und Gegenwart. Ausstellung im Oberhessischen Museum und Gail'sche Sammlungen. 11. Mai bis 25. Juli 1982 (Gießen 1982), S. 143–156, hier S. 143.

⁴⁶ Giese 1989, S. 67 u. 71; Wilhelm Schauder: Zur Geschichte der Veterinärmedizin an der Universität und Justus-Liebig-Hochschule Gießen, in: Ludwigs-Universität, Justus-Liebig-Hochschule. 1607–1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier (Gießen 1957), S. 96–173, hier S. 119.

⁴⁷ Habermehl 1982, S. 145f.

⁴⁸ Schauder 1957, S. 133f.

⁴⁹ Friedrich Karl Gottlob Hirsching: Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen, Münz-, Gemmen-, Kunst- und Naturalienkabinetten, Sammlungen von Modellen, Maschinen, physikalischen und mathematischen Instrumenten, anatomischen Präparaten und botanischen Gärten in Teutschland; nach alphabetischer Ordnung der Städte (Erlangen 1786–1792), 6 Bde.

⁵⁰ Manfred Vorholzer: Hirsching, Friedrich Karl Gottlob, in: Neue Deutsche Biographie 9 (1972), S. 228 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd100356486.html#dbcontent>; aufgerufen am 21. 2. 2020.

⁵¹ Erwin Schmidt: Johann Heinrich May der Jüngere und die Giebener Münzsammlung, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen NF 48 (1964), S. 93–119, hier S. 101; Maria Sipsie-Eschbach: Griechische und römische Münzen aus der Münzsammlung der Justus-Liebig-Universität. Eine Auswahl. Katalog einer Ausstellung der Universitätsbibliothek und der Professur für Klassische Archäologie der Justus-Liebig-Universität in der Volksbank Gießen vom 21. 11.–9. 12. 1988 (Gießen 1988), S. 7.

⁵² Vgl. Haupt/Lehnert 1907, S. 382.

⁵³ Vgl. Weber 2012: <http://www.ieg-ego.eu/weberc-2012-de>, Abschnitt 22, aufgerufen am 25. 2. 2020.

⁵⁴ <http://www.universitaetssammlungen.de/sammlung/174>, aufgerufen am 27. 3. 2020; vgl. https://pressemitteilungen.pr.uni-halle.de/index.php?modus=pmanzeige&pm_id=2915, aufgerufen am 27. 3. 2020.

⁵⁵ Haupt/Lehnert 1907, S. 395; Matthias Recke: 200 Jahre Archäologie in Gießen. Erster Lehrstuhl für Griechische Literatur und Archäologie in Deutschland. Teil 1: Die ersten hundert Jahre, in: Spiegel der Forschung 26/2 (2009), S. 68–77, hier S. 69–71; Universität Gießen, in: Allgemeine Schulzeitung, II. Abtheilung, 18 (1826), Sp. 137–141, hier Sp. 141.

⁵⁶ Z.B. das Lindenau-Museum in Altenburg, vgl. Antonie Lau: Bildung in der Provinz. Eine Museumsgründung zur (Aus-)Bildung. Das Lindenau-Museum in Altenburg. In: Florian M. Müller (Hg.): Archäologische Universitätsmuseen und -sammlungen im Spannungsfeld von Forschung, Lehre und Öffentlichkeit (Wien/Berlin 2013), S. 33–43, hier S. 41.

⁵⁷ Haupt/Lehnert 1907, S. 407f.; Recke 2009, S. 73f.

⁵⁸ A. F. Walther: Landgraf Philipp von Hessen genannt „der Dritte“, oder auch „von Butzbach“. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 11/2 (1866), S. 269–403, hier S. 400–402.

⁵⁹ Haupt/Lehnert 1907, S. 373; Martin Zeiller: Topographia Hassiae, Et Regionum Vicinarum, Das ist: Beschreibung vnnd eygentliche Abbildung der vornehmsten Stätte vnd Plätze in Hessen, vnnd denen benachbarten Landschaften, als Buchen, Wetteraw, Westerwaldt, Löhngaw, Nassaw, Solms, Hanaw, Witgenstein, vnd andern (Frankfurt am Main ¹⁶⁵⁵), hier S. 78; Pfeiffer 1982, S. 24.

⁶⁰ Becker 1907, S. 283; Walther 1866, S. 400–402; Zeiller 1655, S. 77f.

⁶¹ Haupt/Lehnert 1907, S. 377.

⁶² Haupt/Lehnert 1907, S. 380–402; Walther 1866, S. 402. Ein Teil der landgräflichen Instrumente hat die Zeit überdauert und kann heute im Astronomisch-Physikalischen Kabinett des Orangerie-Schlusses in Kassel besichtigt werden: <https://museum-kassel.de/de/museenschloesser-parks/staatspark-karlsruhe/astronomisch-physikalisches-kabinett>, aufgerufen am 16. 3. 2020.

⁶³ Haupt/Lehnert 1907, S. 382f. u. 402.

⁶⁴ Otto Weber: Ein „Computer“ des 18. Jahrhunderts. Die Rechenmaschine des Landbaumeisters Müller, in: Photoin. Mitteilungen der Lichtenberg-Gesellschaft 2/3 (1980), S. 13–23, hier S. 18.

⁶⁵ Weber 1980, S. 21f.

⁶⁶ Haupt/Lehnert 1907, S. 399 u. 403f.

⁶⁷ Reinhard Brauns: Entwicklung des mineralogischen Unterrichts an der Universität Giessen. Akademische Festrede zur Feier des Jahresfestes der Grossherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1904 gehalten von dem derzeitigen Rektor Dr. Reinhard Brauns, Professor der Mineralogie und Geologie (Gießen 1904), S. 13.

⁶⁸ Haupt/Lehnert 1907, S. 388.

⁶⁹ Haupt/Lehnert 1907, S. 392.

⁷⁰ Brauns 1904, S. 16, Anm. 17; Haupt/Lehnert 1907, S. 394f.; Universität Gießen, in: Allgemeine Schulzeitung, II. Abtheilung, 18 (1826), Sp. 137–141, hier Sp. 141.

⁷¹ Richard Weyl: Geologie, in: Giebener Universitätsblätter 15/2 (1982), S. 119–121, hier S. 119.

⁷² Vgl. <https://kalliope-verbund.info/DE-611-HS-3570700>.

⁷³ Das neue Universitätsgebäude zu Gießen, in: Leipziger Illustrierte Zeitung 1921 (24. April 1880), S. 345.

⁷⁴ <https://www.uni-giessen.de/ueber-uns/pressestelle/pm/pm92-15>, aufgerufen am 31. 3. 2020.

⁷⁵ Becker 1907, S. 258; Sigrid Ruby: Gelehrtengedenken in der Universitätsstadt Gießen. In: Ingeborg Schemper-Sparholz, Martin Engel, Andrea Mayr und Julia Rüdiger (Hg.): Der Arkadenhof der Universität Wien und die Tradition der Gelehrten-Memoria in Europa (Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 63/64) (Wien/Köln/Weimar 2017), S. 303–318, hier S. 305–307.

⁷⁶ Die Digitalisate sind in der Datenbank des „Netzwerks universitärer Münzsammlungen in Deutschland“ öffentlich zugänglich: <http://www.numid-verbund.de>.

⁷⁷ <https://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/service-material/materialien/handreichung-fuer-einen-einstieg-die-provenienzforschung-2019>.

⁷⁸ Der Auftaktartikel „Die Schatzkammern der Uni“ erschien am 13. 2. 2020: Gießener Allgemeine 37, 75. Jg., S. 23.

Kontakt:

Dr. Alissa Theiß
Referentin für Sammlungskoordination
Justus-Liebig-Universität Gießen
Stabsabteilung für Wissenschaftliche
Infrastruktur (StW3)
Ludwigstraße 23
D-35390 Gießen
alissa.a.theiss@admin.uni-giessen.de



MENGES

Ihre Immobilie. Unsere Leidenschaft.

seit
1987



Unser Fachgebiet: Ihr neues Zuhause.

www.cr-menges.de

Um Wissen zu vermitteln, braucht es Kompetenz und Engagement. Um Immobilien zu vermitteln auch. Studenten profitieren von Ihrer Fachkenntnis – tun Sie es von unserer. Seit mehr als 30 Jahren bringen wir Käufe und Verkäufe von Immobilien auf den richtigen Weg und haben uns mit regionaler Expertise und Erfahrung etabliert. Wir liefern Ihnen das Ergebnis, das Ihnen am besten gefällt.

Denn für uns ist Ihre Immobilie keine Wissenschaft, sondern Leidenschaft. Sprechen Sie uns an!

Claus R. Menges GmbH

Alicenstraße 18 · 35390 Gießen · Tel. 0641/97466-0

Verkaufen.

Vermieten.

Verwalten.

Das Liebig-Laboratorium als Erinnerungsort und sein Potential zum UNESCO-Weltkulturerbe¹

„...einmal fertig, wird es wohl in der Welt kein ähnliches mehr geben!“, schrieb Justus Liebig 1833 an seinen Freund Friedrich Wöhler. Gemeint ist das Liebig-Laboratorium, das von 1824 bis 1852 Arbeits- und Wohnraum des Chemieprofessors Justus von Liebig² (1803–1873) war, seit 1920 musealer Erinnerungsort ist und das Potential hat, den Weltkulturerbe-Status zu erlangen. Das Gebäude war ursprünglich eines der beiden Wachhäuser, welche zur 1818/19 errichteten *Neuen Kaserne auf dem Seltersberg* gehörten. Wegen Streitigkeiten der Soldaten mit Gießener Studenten wurde das Großherzoglich-Hessische Infanterieregiment 1821 nach Worms verlegt und der Hauptbau der Kaserne als Universitätsklinik genutzt.

Justus Liebig und sein Laboratorium

Als der einundzwanzigjährige Justus Liebig am 24. Mai 1824 vom Hessischen Großherzog Ludwig I. nach Gießen berufen und zum außerordentlichen Professor der Chemie ernannt worden war, wurde ihm das Wachhaus bereitgestellt. Dort diente fortan das Erdgeschoss als Chemisches Labor, der erste Stock als Privatwohnung für seine Familie – seine Frau Henriette und seine Kinder. In den ersten anderthalb Jahren nutzte Liebig ein Privatzimmer im Obergeschoss als Vorlesungssaal.

Da jedoch die Zahl seiner Studenten, die zum großen Teil aus dem Ausland kamen, rasant anstieg, waren die Arbeitsverhältnisse im Labor beengt, sodass Liebig eine Übersiedlung zu seinem Geburtsort Darmstadt plante, um dort eine private Chemieschule aufzubauen. Damit Liebig in Gießen bleibt, beschloss der Kanzler der Universität, Justin von Linde, 1833, einen Anbau an das Gebäude zu errichten. Innerhalb von vier Monaten wurde das Gebäude um 10 Meter verlängert. Im Erdgeschoss des Anbaus befanden sich

nun ein eigenes Privatlabor und ein Arbeitszimmer Liebig's; das Obergeschoss diente als Wohnraum, worin Liebig zeitweise Gäste unterbrachte und einen Teil der Räume an Studenten vermietete. 1838 erhielt Liebig einen Ruf an die Universität St. Petersburg. Um ihn weiterhin in Gießen zu halten, wurde ihm ein weiterer Anbau zugesagt. In den folgenden beiden Jahren wurde, unter Leitung des Gießener Provinzialbaumeisters Johann Philipp Hofmann, ein eingeschossiger Querflügel an das bestehende Laboratorium angebaut, worin ein Hörsaal, ein Analytisches Labor, ein Pharmazeutisches Labor, eine Bibliothek und ein zweites Wägezimmer untergebracht waren. Die Einrichtung, vor allem des Analytischen Labors, war neuartig, funktional und hatte Vorbildcharakter; der Liebig-Neffe, -Schüler und -Biograph Jacob Volhard sprach vom „Musterinstitut, das allen neu zu errichtenden chemischen Laboratorien zum Vorbild diente“.³ Den im Jahr 1851 erfolgten Ruf nach Heidelberg, wo er als Nachfolger Leopold Gmelins lehren sollte, lehnte Liebig ab; 1852 folgte er jedoch überraschenderweise einem Ruf an die Universität München, wo er weiterhin als Professor dozierte. In einem Brief Liebig's wird deutlich, dass es positive Erinnerungen sind, die er mit seiner Gießener Zeit verbindet:

„Ich denke stets mit Freude an die achtundzwanzig Jahre zurück, die ich dort verlebte; es war wie eine höhere Fügung, die mich an die kleine Universität führte. An einer großen Universität oder an einem größeren Orte wären meine Kräfte zerrissen und zersplittert, und die Erreichung des Ziels, nach dem ich strebte, sehr viel schwieriger, vielleicht unmöglich geworden; aber in Gießen konzentriert sich alles in der Arbeit, und diese war ein leidenschaftliches Genießen.“⁴



Das Liebig-Laboratorium zu Liebig's Zeiten. (Zeichnung von J. M. Bayrer, 1841.)

Er starb am 18. April 1873 in München und wurde auf dem dortigen Waldfriedhof beerdigt. Liebig hatte 28 Jahre lang in Gießen gewirkt und wurde durch seine Forschung, seine Lehrtätigkeit und seine Publikationen im Bereich der Chemie und Pharmazie weltweit berühmt.

Unmittelbar nach seinem Tod erfolgten die ersten Denkmalsetzungen zur Erinnerung an den großen Chemiker: Die Liebig-Biographik setzte gleich nach seinem Tod durch seine Schüler-Generation ein; es wurden zahlreiche Nachrufe und Gedenkschriften an Liebig in Fachzeitschriften, Tageszeitungen oder als Broschüre veröffentlicht. Es folgte die Errichtung von Denkmälern: In Darmstadt wurde 1877 ein von dem Münchener Bildhauer Georg Bersch entworfenes Liebig-Denkmal auf dem Steubenplatz errichtet, in München 1883 ein Liebig-Denkmal auf dem Maximilianplatz und sieben Jahre später in Gießen an der Ostanlage ein Liebig-Denkmal des Bildhauers Fritz Schaper. Darauf folgte die Anbringung von Liebig-Büsten über dem Portal des 1895 neu erbauten Chemischen Instituts der Technischen Hochschule Darmstadt. Am 31. Oktober 1913 wurde in Darmstadt auf dem

Luisenplatz ein Liebig-Denkmal, das von Prof. Heinrich Jobst, einem Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, angefertigt wurde, feierlich enthüllt. Um 1880 war die Gießener *Universitätsstraße* zur *Liebigstraße* umbenannt worden.

Die Nutzung des Laboratoriums in der Nachfolge Liebig's

Nachdem Liebig nach München gewechselt war, hatte in Gießen sein ehemaliger Assistent Heinrich Will seine Nachfolge angetreten. Das Laboratorium wurde unter seiner Leitung ohne wesentliche Veränderungen weiter genutzt. Nach der Emeritierung Wills 1882 bekleidete der Physikochemiker Alexander Naumann den Lehrstuhl der Chemie in Gießen. Da die bauliche Ausstattung im Liebig-Laboratorium nun veraltet und teils unbrauchbar geworden war, fand 1888 ein Umzug in das neue Chemische Institut in der Ludwigstraße, neben dem Universitäts-Hauptgebäude, statt. Das alte Laboratorium wurde fortan größtenteils vom Institut für Bakteriologie und Hygiene unter der Leitung des Hygiene-Professors Georg Gaffky genutzt, ein



Das Liebig-Laboratorium heute. (Fotografie von Ágnes Schmid-Pfähler, 2007.)

kleinerer Teil stand dem Physikalisch-Chemischen Institut der Universität zur Verfügung. Der ehemalige Hörsaal des Liebig-Laboratoriums wurde nun als Küche der benachbarten Universitätsklinik verwendet.

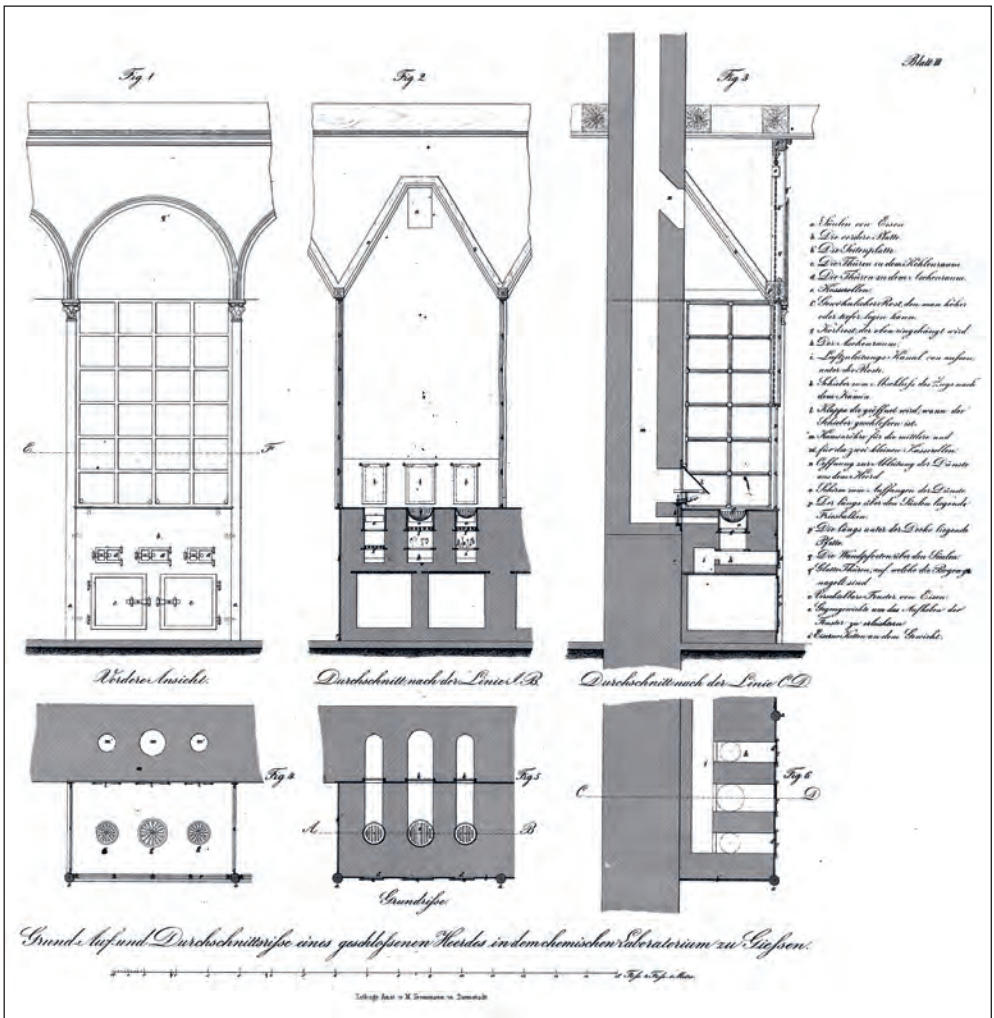
Damit verlor das Gebäude seine Funktion als Chemisches Labor, aber schon bald setzte eine Uminterpretation zum Erinnerungsort ein. Da das Gebäude des Laboratoriums nun zu anderen Zwecken verwendet wurde, veranlasste Großherzog Ernst Ludwig, dass alle aus Liebig's Zeit stammenden Mobilien aufbewahrt werden. Durch diese Maßnahme blieben viele Einrichtungsgegenstände erhalten und konnten später in das Museumsinventar eingehen.

1891 regte Gaffky an, ein *Chemisches Untersuchungsamt für die Provinz Oberhessen* ins Leben zu rufen, das der Aufgabe nachgeht, Lebensmittel und tägliche Gebrauchsgegenstände auf hygienische und gesundheitliche Unschädlichkeit zu prüfen. Diese Institution war nun ebenfalls im ehemaligen Liebig-Laboratorium untergebracht. 1894 übernahm Traugott Günther (bis 1910) die Leitung des Chemischen Untersuchungsamtes. Zwei Jahre später zog Gaffky

mit seinen Mitarbeitern in ein neues Institutsgebäude an der Frankfurter Straße um; anschließend zog auch das Chemische Untersuchungsamt aus. Im gleichen Jahr, 1896, verkaufte der Hessische Staat das ganze Gelände der *Alten Klinik*, inklusive der beiden Wachhäuser, an die Stadt Gießen. Das ehemalige Liebig-Laboratorium wurde nun dem Physikochemiker Karl-Josef Elbs unterstellt, welcher dort seine Vorlesung und sein physikalisch-chemisches Praktikum abhielt. Schon 1898 zog Elbs wieder aus dem Laboratorium aus und bezog mit seinen Mitarbeitern einen Neubau.

Ein Museum im Laboratorium

Der Darmstädter Chemie-Privatdozent Wilhelm Vaubel äußerte 1898 anonym die Idee, in dem leerstehenden Gebäude ein Museum zu errichten. Der in Gießen dozierende Psychologieprofessor Robert Sommer trat für diesen Gedanken ein und konnte in der Folgezeit zahlreiche Befürworter für das Projekt gewinnen, die sich 1909 zu einem *Arbeitsausschuss zur Erhaltung des Gießener Liebig-Laboratoriums* zusammen-



Plan des Provinzialbaumeisters Johann Philipp Hofmann für einen geschlossenen Herd (1842). (Quelle: Hofmann, [Johann] Ph[ilipp]: Acht Tafeln zur Beschreibung des Chemischen Laboratoriums zu Gießen. Heidelberg 1842. Archiv des Liebig-Museums.)

geschlossen. Es wurden erste Maßnahmen zur Erhaltung des Gebäudes in die Wege geleitet, ein Spendenaufruf wurde veröffentlicht und Rekonstruktions- und Renovierungsarbeiten wurden nach originalen Plänen in Auftrag gegeben. Damit die Pläne weiter realisiert werden konnten, und weil beabsichtigt wurde, dass in dem Gebäude ein zahnärztliches Institut eingerichtet wird, musste das Gebäude der Stadt Gießen abgekauft werden. Da der Arbeitsausschuss aber

nicht verträglich war, kaufte der Unternehmer Emanuel August Merck 1910 das Grundstück Liebigstraße 12 für den Arbeitsausschuss. Im Februar 1911 gründete der Arbeitsausschuss die *Gesellschaft Liebig-Museum*. Nach und nach wurde das werdende Museum durch Schenkungen und Ankäufe ausgestattet. Der Erste Weltkrieg verzögerte die Eröffnung des Museums, da das Gebäude in dieser Zeit zur Unterbringung von ermüdeten und verwundeten

Soldaten sowie für Kriegsfürsorgearbeiten des Deutschen Roten Kreuzes genutzt wurde. Erst nach dem Ersten Weltkrieg erfolgten die Ausfertigung der Satzung der Gesellschaft Liebig-Museum sowie die Eintragung ins Vereinsregister. Wegen der politischen Unruhen 1918 wurde die geplante Eröffnungsfeier des Museums mehrmals abgesagt und verlegt, letztlich auf den 26. März 1920. Der Festakt zur Eröffnung des Liebig-Museums fand in der neuen Aula der Universität statt. Honoratioren der Stadt und der Universität sowie einige Gießener Bürger waren anwesend. In der folgenden Zeit erhöhten sich die Zahlen der Museumsbesucher und der Beitritte zur Gesellschaft Liebig-Museum.

Durch die Inflation der Jahre 1920–1925 wurden die Ersparnisse der Gesellschaft Liebig-Museum restlos verbraucht. Eine weitere Unterhaltung des Museums erschien prekär, denn nach der Einführung der Reichsmark 1924 war die Gesellschaft mittellos. Dies änderte ein erneuter Aufruf um Spenden, welcher neben den eingegangenen Spendengeldern, die aus der Industriebranche sowie von Privatpersonen kamen, auch zahlreiche Schenkungen von Einrichtungsgegenständen und chemischen Apparaturen, sowie von Bildern, Büchern, Briefen und Publikationen Liebig bewirkte. Somit war der Fortbestand des Liebig-Museums gesichert.



Geschlossene Herde im Analytischen Labor des Liebig-Laboratoriums. (Fotografie des Analytischen Labors des Liebig-Laboratoriums von Eberhard Theophel, 2012, zugeschnitten von Franziska Müller.)

1944 wurde der vordere Teil des Gebäudes durch einen Bombentreffer zerstört; eine einwandfreie Instandsetzung war zunächst nicht möglich. Zu dieser Zeit wurde das Gebäude als

Wohn- und Arbeitsraum verschiedener Institutionen und Privatpersonen genutzt: Im Auditorium war die Nähstube der Arbeiterwohlfahrt untergebracht, eine Wohnung besetzte der Museumswärter Schädlich mit seiner Frau und eine Wohnung wurde von einem Gießener Kaufmann genutzt. Seit dem Krieg bewohnten verschiedene Familien das Obergeschoss. Nach Abschluss der Wiederherstellungsarbeiten wurde das Liebig-Museum am 1. Juli 1952 feierlich wiedereröffnet und zieht seitdem zahlreiche Besucher an.

Kollektives Gedächtnis und Erinnerungsort⁵

Der Soziologe Maurice Halbwachs etablierte den Ausdruck des *kollektiven Gedächtnisses* zur Beschreibung von gemeinsamen Erinnerungen einer Gruppe, bei denen Ereignisse und Erfahrungen, welche die größte Anzahl ihrer Mitglieder betreffen, im Vordergrund stehen. Halbwachs unterscheidet zwei Arten von Gedächtnissen: ein innerliches, persönliches, das sich autobiographisch generiert, und ein äußer-

liches, soziales, welches sich auf historischer Ebene bildet. Das kollektive und das individuelle Gedächtnis sind wechselseitig voneinander abhängig: Das Individuum erinnert sich, indem es sich an dem Standpunkt der Gruppe orientiert, das Gedächtnis des Kollektivs manifestiert sich in den individuellen Gedächtnissen. Es gebe kein kollektives Gedächtnis, das nicht an einen räumlichen Rahmen geknüpft ist, und das sich nicht auf die Kontinuität des Raumes stützt oder zumindest auf die Kontinuität der Haltung, welche das Kollektiv diesem Teil des Raumes gegenüber eingenommen hat, so Halbwachs. Das kollektive Gedächtnis wählt aus der Historie diejenigen Elemente aus, die der Gruppe Identität verleihen, ihre Einzigartigkeit unterstreichen und das Gefühl ihres Bestands in der Gegenwart erzeugen.

Das kollektive Gedächtnis an Justus von Liebig nahm seinen Anfang im 19. Jahrhundert zu Lebzeiten Liebigs und reicht bis in die Gegenwart. Die Behauptung Halbwachs', das kollektive Gedächtnis sei an einen räumlichen Rahmen geknüpft, trifft auch auf jenes an Justus von Liebig zu, das sich in zahlreichen Erinnerungsorten ma-



Das Analytische Labor zu Liebigs Zeiten. (Chromolithografie nach einer Zeichnung des Analytischen Labors von Wilhelm Trautschold um 1840, aus: Kraemer, Hans: Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild, Bd. 2. Berlin [1900], S. 160/161. Liebig-Museum Gießen.)

nifestiert, allen voran im Liebig-Laboratorium in Gießen. Liebig machte sich durch seine Forschungs- und Lehrmethoden, seine Persönlichkeit und die von ihm ausgehenden Fortschritte in der Chemie denkwürdig; die Folgen seiner Tätigkeit wirken bis in die Gegenwart. Sein Gießener Laboratorium ist ein einzigartiges Zeugnis für die Wissenschaftskultur der Naturwissenschaften an der Schwelle zur Moderne. Da Liebig's Bekanntheit immens und seine sowohl materiellen als auch ideellen Hinterlassenschaften zahlreich waren, konnte die Liebig-Erinnerungskultur aktiv weiter bestehen. Die Gesellschaft Liebig-Museum, die 1989 zur *Justus Liebig-Gesellschaft zu Gießen* umbenannt wurde, hat es geschafft, ein Museum dem Andenken Liebig's zu erschaffen und durch verschiedene Erinnerungspraktiken, wie beispielsweise die Veranstaltung von Jubiläumsfeiern und Vorträgen, auch das kollektive Gedächtnis um Liebig aufrechtzuerhalten.

Der Historiker Pierre Nora definiert einen Erinnerungsort als einen „materiellen wie auch immateriellen, langlebigen, Generationen überdauernden Kristallisationspunkt kollektiver Erinnerung

und Identität, der durch einen Überschuss an symbolischer und emotionaler Dimension gekennzeichnet, in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden ist und sich in dem Maße verändert, in dem sich die Weise seiner Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert“.⁶ Das kollektive Gedächtnis wird bei Nora nicht unbedingt in konkreten Räumen, sondern auch in Symbolen, Figuren, Persönlichkeiten, Ritualen, etc., welche kollektive Identität stiften, verortet. Nora Sternfeld plädiert dafür, Erinnerungsorte nicht mehr nur als mit Kollektiverinnerungen aufgeladene Orte zu verstehen, sondern auch als Kontaktzonen, in denen verschiedene kulturelle und soziale Positionen aufeinandertreffen. Erinnerungsorte haben in ihrer materiellen Ausprägung aufgrund der Akteure, die sie betreiben und befördern, und aufgrund ihrer öffentlichen Wirkung, eine lokale und regionale Dimension; so sind auch Liebig und sein Laboratorium Aushängeschild der Stadt Gießen.

Aber nicht nur in Gießen, sondern auch an anderen Orten wurde an Liebig erinnert: 1904 war das Liebig-Laboratorium auf der Weltausstel-



Das Analytische Labor heute. (Fotografie von Ivo von Renner, Leica Akademie, 2018.)

lung in St. Louis vertreten. Das 1925 in München eröffnete *Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik* zeigte in seiner Dauerausstellung im Ehrensaal eine Kopie des Liebig-Porträts von Trautschold, welche vom Großherzog Ernst Ludwig gestiftet wurde, außerdem ein dem Gießener Analytischen Laboratorium nachempfundenes Laboratorium aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welches mit Originalen und Nachbildungen ausgestattet war. In der 1926 in Düsseldorf eröffneten *Großen Ausstellung für Gesundheit, soziale Fürsorge und Leibesübungen (GeSoLei)* wurde auch eine Liebig-Ecke installiert, wo ein Diorama von Liebigs Analytischem Laboratorium gezeigt wurde. 1928 wurde das Darmstädter Liebig-Haus, das Geburtshaus Liebigs, als Gedenkstätte eröffnet.

Schon an den frühen Denkmalsetzungen wird deutlich, dass drei Städte den großen Chemiker für sich beanspruchen wollten: Liebigs Geburtsort Darmstadt, Gießen, wo er durch seine Forschungen und seine Lehrmethoden große Berühmtheit erlangte, und München, wo er sich hauptsächlich der publizistischen Arbeit widmete und seinen Lebensabend verbrachte. Die Städte fungierten als Orte der Schaffung und Bewahrung von Erinnerung. Da das Darmstädter Liebig-Haus aber im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde und sich die dortige *Vereinigung Liebig-Haus e. V. Darmstadt* auflöste und München sich auf bayerische Art und durch andere Größen präsentierte, „gehörte“ Liebig den Gießenern und entwickelte sich zu deren „Markenzeichen“. An dieser Konkurrenzsituation zeigt sich, dass zur Identitätsbildung ein räumlicher und materieller Bezugspunkt – ein Erinnerungs-ort – vonnöten ist.

Das Liebig-Laboratorium als UNESCO-Weltkulturerbe?

Seit März 1914 ist das Gebäude des Liebig-Laboratoriums in der Hessischen Denkmalliste verzeichnet und als bekanntes Chemie-Museum genießt es überregionale Bedeutung. Es ist jedoch nicht das im Laboratorium beheimatete Museum, das den Weltkulturerbe-Status anstrebt, sondern das Liebig-Laboratorium als au-

thentische, chemiehistorische Wirkungsstätte eines weltweit bedeutenden Chemikers. 2003, zum Jubiläum des 200. Geburtstages Liebigs, wurde sein Gießener Laboratorium von der Gesellschaft Deutscher Chemiker als Historische Stätte der Chemie ausgezeichnet. Wissenschaftsstätten wie das Liebig-Laboratorium waren bisher auf der UNESCO-Welterbe-Liste nicht vertreten. Das 2019 aufgenommene Jodrell-Bank-Observatorium bei Manchester mit seinem 1957 in Betrieb genommenen Radioteleskop ist die erste Ausnahme.

Im Juli 2014 erläuterte der Chemieprofessor Eduard Alter, Erster Vorsitzender der Justus Liebig-Gesellschaft, auf der Vorstandssitzung seinen Vorschlag, das Liebig-Laboratorium auf die Tentativliste zur Nominierung als Weltkulturerbe zu bringen. Daraufhin beschloss der Vorstand der Justus Liebig-Gesellschaft einstimmig, dass die erforderlichen Unterlagen für einen UNESCO-Weltkulturerbe-Antrag erstellt werden sollen. Als Unterstützer für dieses Projekt konnten Ministerpräsident Bouffier, MdB Staatsminister Helge Braun und Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier gewonnen werden. Infolge der Empfehlungen der Politiker führte Alter ausführliche Gespräche mit den zuständigen Ministerialbeamten in Wiesbaden und Berlin. Von Brigitta Ringbeck, Ministerialrätin im Auswärtigen Amt und Beauftragte der Kultusministerkonferenz für das UNESCO-Welterbe und deutsche Vertreterin im UNESCO-Welterbekomitee, erhielt er die Auskunft, dass die Aufnahme-Liste derzeit geschlossen sei, aber eine neue Liste in naher Zukunft geöffnet werde. Auf der Mitgliederversammlung am 20. Mai 2016 hielt Ringbeck einen Vortrag über das Weltkulturerbe-Programm der UNESCO. Aufgrund der Unterpräsenz von technisch bedeutenden Einrichtungen auf der Welterbeliste werden die Chancen des Liebig-Laboratoriums allgemein hoch eingestuft.

Wichtige Vorarbeiten, die geleistet werden mussten, waren die Erschließung der Geschäftsakten der Justus Liebig-Gesellschaft und der Akten zu deren Vorgeschichte sowie die Durchführung von bauhistorischen Untersuchungen. Mit der Erschließung der Akten wurde 2017 Franziska Müller betraut; der vom Landesamt für Denk-

malpflege beauftragte Restaurator Hanno Born führte 2018/19 die bauhistorischen Untersuchungen am Gebäude durch. Für die Anfertigung des Antrages sagte der Chemiehistoriker Christoph Meinel seine Mitarbeit zu.

Kriterien der UNESCO

Der Forderungskatalog der UNESCO enthält insgesamt zehn Kriterien; davon sechs für Kulturerbestätten.⁷ Die drei Hauptkriterien für eine Aufnahme des Objektes in die Welterbe-Liste sind Singularität, Authentizität und Integrität. Es geht dabei primär um das Gebäude, weniger um die chemie- und wissenschaftshistorische Bedeutung.

Um die Singularität zu belegen, muss zunächst ein bewertender Vergleich mit ähnlichen Objekten erfolgen, allerdings existieren nur wenige Vergleichsobjekte aus dieser Zeit, welche sich in ihrer Bedeutung mit dem Gießener Liebig-Laboratorium messen können. Das Liebig-Laboratorium ist nicht das älteste Exempel, aber das einzige, dessen Funktion als Chemielaboratorium noch erfahrbar ist. In Heidelberg, Bonn und London beispielsweise vermitteln nur noch die Entrées und Hörsäle einen authentischen Inneneindruck; das Laboratorium in Lissabon stammt aus jüngerer Zeit. Der große wissenschaftliche Fortschritt in der Chemie, der von Liebig's Gießener Laboratorium ausging, hatte zur Folge, dass bald ähnliche Institute nach dem Gießener Vorbild, wie beispielsweise in Leipzig (1843), Karlsruhe (1850), München (1852) und Heidelberg (1854/55) entstanden.

Der Begriff der *Authentizität*⁸ wird in den Kulturwissenschaften breit diskutiert; seine Definition kreist um die Begriffe *Ursprünglichkeit*, *Echtheit*, *Wahrhaftigkeit*, *Eigentlichkeit* und *Unmittelbarkeit*. Die Bedeutung dieses Begriffs verknüpft somit empirische, interpretative, normative und evaluative Elemente miteinander und enthält die Paradoxien *Einzigartigkeit* und *Wiederholung*, *Produktion* und *Reproduktion*, *Original* und *Kopie*. Die Authentizitätszuschreibung lässt sich auf den Autor, den Rezipienten oder das Werk beziehen.

Im Liebig-Laboratorium sind sowohl Originale als auch Rekonstruktionen, also Resultate von

Authentifizierungsprozessen, anzutreffen. Die UNESCO versteht unter *Authentizität* „die wahrheitsgemäße und glaubwürdige Vermittlung der historischen und kulturellen Bedeutung einer Stätte“.⁹ Als Liebig 1852 einem Ruf nach München folgte und sein Schüler Heinrich Will die Leitung des Institutes übernahm, wurde ein Inventar des gesamten Bestandes erstellt, das sich in zwei Teile gliedert: ein Bauinventar und ein Inventar der mobilen Gegenstände, von dem jedes einzelne genau beschrieben und mit seinen Maßen aufgeführt ist. Christoph Meinel und Franziska Müller haben dieses Inventarverzeichnis bereits transkribiert und erschlossen; eine Publikation ist vorgesehen. Es wurde, zusammen mit der 1842 von Hofmann erstellten Baubeschreibung, als Vorlage bzw. Richtlinie für die Rekonstruktionsarbeiten 1910–1920 genutzt. Auch die Geschäftsakten der Liebig-Gesellschaft und die Akten zu deren Vorgeschichte sowie die bauhistorischen Untersuchungen geben Aufschluss über die Baugeschichte des Gebäudes und die Provenienz einzelner Stücke.

Das dritte Kriterium, Integrität, fordert sowohl Vollständigkeit, einen ästhetischen Gesamteindruck als auch einen guten und kontrollierten konservatorischen Zustand sowie dessen zukünftige Sicherung. Hinsichtlich seiner Aura¹⁰ ist das Liebig-Laboratorium mit Teilen der originalen Ausstattung, in seinem authentischen Gesamteindruck und als Teil eines städtebaulichen Ensembles einzigartig. Das Wissen um das Gebäude mit seinen Räumen, darüber, wer hier lebte, arbeitete und wohnte, und um die neue Auffassung von naturwissenschaftlicher Forschung, die von diesem Ort ausging, vermittelt ein besonderes Gefühl beim Aufenthalt an diesem Erinnerungsort. Es bleibt zu hoffen, dass der außerordentliche, universelle Wert des Liebig-Laboratoriums auch von den Entscheidungsträgern erkannt wird.

Anmerkungen:

¹ Die vorliegende Übersicht beruht auf der von mir geschriebenen Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum des Gießener Liebig-Museums, „Das Liebig-Laboratorium von seinen Anfängen bis in die Gegenwart“, die als Band 10 der Berichte der Justus Liebig-Gesellschaft zu Gießen im April 2020 erschienen ist. Für Literaturnachweise und Belegstellen sei auf diese Festschrift verwiesen.

² Zu Justus Liebig: Brock, William H.: Justus von Liebig. Eine Biographie des großen Wissenschaftlers und Europäers. [1997], deutsche Auflage: Braunschweig/Wiesbaden 1999; Strube, Wilhelm: Justus Liebig. Eine Biographie. 2. Auflage: Beucha 2005.

³ Volhard, Jacob: Justus von Liebig. Leipzig 1909, Bd. 1, S. 84.

⁴ Zitiert nach: Behaghel, Otto: Robert Sommer und das Gießener Liebig-Museum. Vortrag, gehalten vor der Gesellschaft Liebig-Museum am 19. 6. 1937 anlässlich der Gedenkstunde für Geheimrat Prof. Dr. R. Sommer. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft. Band 12, Gießen 1938, S. 45.

⁵ Zum Thema Erinnerungskultur: Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Mit einem Geleitwort zur deutschen Ausgabe von Heinz Maus. Aus dem Französischen von Holde Lhoest-Offermann. [1939], ungekürzte, deutsche Ausgabe: Frankfurt a. M. 1985; Nora, Pierre (Hrsg.): Les lieux de mémoire, Band 1, Paris 1984; Nora, Pierre (Hrsg.): Erinnerungsorte Frankreichs. Mit einem Vorwort von Etienne François. Aus dem Französischen von Michael Bayer, Enrico Heinemann, u. a., [1984–1992], deutsche Ausgabe: München 2005; Sternfeld, Nora: Errungene Erinnerungen. Gedenkstätten als Kontaktzonen. In: Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen, hrsg. von Daniela Allmeier, Inge Manka u. a., Bielefeld 2016, S. 77–97 (= Architekturen, Band 8).

⁶ François: Pierre Nora. 2005, S. 9; Nora: Entre Mémoire et Histoire, S. 35.

⁷ Zum Thema UNESCO-Weltkulturerbe: Deutsche UNESCO-Kommission: Welterbe werden. URL: <https://www.unesco.de/kultur-und-natur/welterbe/welterbe-werden> [12.03.2020]; ICOMOS (Hrsg.): The World Heritage List. What is OUV? Defining the Outstanding Universal Value of Cultural World Heritage Properties. Berlin 2008 (= Monuments and Sites, Band 16).

⁸ Zur Authentizität: Knaller, Susanne/Müller, Harro (Hrsg.): Authentizität. Diskussion eines ästhetischen Begriffs. München 2006; Funk, Wolfgang/Krämer, Lucia (Hrsg.): Fiktionen von Wirklichkeit – Authentizität zwischen Materialität und Konstruktion. Bielefeld 2011.

⁹ ICOMOS: The World Heritage List. What is OUV? 2008, S. 43.

¹⁰ Anne Caplan definiert *Aura* als „physisch-materielle ‚Ausstrahlung‘, die einen Wahrnehmungsgegenstand zu umgeben scheint“. Mit diesem Begriff werde gleichzeitig auch eine Wertpräferenz ausgesprochen, da das Vorhandensein einer *Aura* einen Gegenstand von der Normalität abhebt. Caplan, Anne: Sentimentale Urbanität. Die gestalterische Produktion von Heimat. Bielefeld 2016, S. 149.

Kontakt:

mueller@liebig-gesellschaft.de



Nullzinsen müssen nicht sein!

Investmentfonds bieten
attraktive Alternativen
für jeden Anleger.

Wir beraten Sie.
Individuell, fundiert, nachvollziehbar.
Seit 1992.

FONDS UND MEHR
Lilienweg 8
35633 Lahnau
Fon 06441 44 67 364

Uwe Lehmann
Dipl.-Ökonom
Vermögensberatung
www.fondsundmehr.com

Mehr als nur Arbeit am Wort. Vom Zugesehensein und den Aufgaben des Übersetzers¹

1.

Der ungarische Literaturnobelpreisträger Imre Kertész schildert in einem Essay eine Begegnung zwischen dem russischen Regisseur Juri Ljubimow und dem deutschen Dramatiker Tankred Dorst in Budapest. Kertész, seinerzeit als Autor noch völlig unbekannt, fungiert dabei als Dolmetscher (ungarisch-deutsch) für Dorst, für Ljubimow dolmetscht eine „Dame“ (russisch-ungarisch). Als Dorst eine Ljubimow-Inszenierung rühmt, die auch Kertész gefallen hat, überkommt es den Übersetzer: „Während ich übersetzte, hatte ich plötzlich die Wahnvorstellung, auch ich sei zugegen, und fügte also hinzu: ‚Bitte sagen Sie Herrn Ljubimow, daß auch ich ihm gratuliere.‘ Darauf die Dame mit vernichtendem Blick: ‚Sie sollen nicht gratulieren, sondern übersetzen.‘“² Zwar geht es Kertész an dieser Stelle nicht vorrangig um das Übersetzen, die Episode soll vielmehr sein Lebensgefühl zu einer bestimmten Zeit illustrieren. Doch berührt seine „Wahnvorstellung“ auch einen neuralgischen Punkt des Übersetzerdaseins, im Fremd- ebenso wie im Selbstverständnis: Wie „zugegen“ darf, soll oder muss der Übersetzer sein? Eine pauschale Antwort darauf gibt es nicht, zu verschieden sind die Kontexte, in denen übersetzt oder gedolmetscht wird, zu unterschiedlich auch die Temperamente und Prägungen von Dolmetschern und Übersetzern. Gleichwohl hängt, was man als Aufgaben des Übersetzers (und natürlich auch: der Übersetzerin) ansieht, wesentlich von der Antwort auf diese Frage ab.

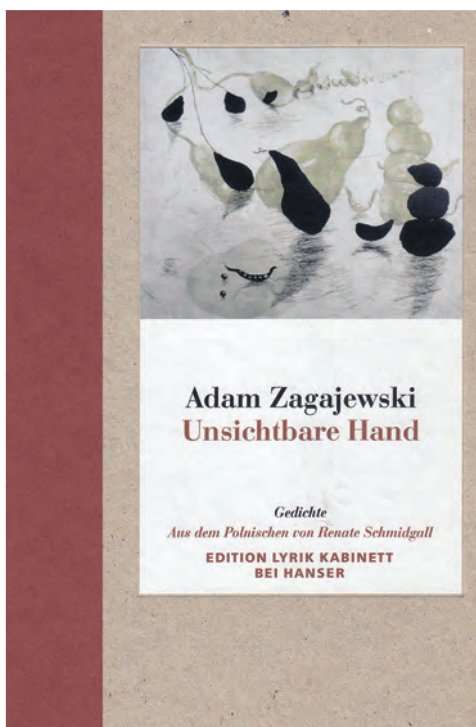
Die landläufig verbreitete Vorstellung vom Zugesehensein des Übersetzers ist die einer der Vorstellung der Dolmetscherkollegin aus Kertész' Anekdote entsprechenden *absentia in praesentia*: Der Übersetzer soll einen Text von einer Sprache in die andere bringen und ansonsten

möglichst wenig auffallen. Manifest wird diese Vorstellung, wenn Rezensenten die Sprachkunst fremdsprachiger Autoren loben, als hätten diese die deutschsprachigen Ausgaben ihrer Werke selbst verfasst, wenn in Bestenlisten Übersetzernamen unterschlagen werden oder wenn kurz vor Beginn eines mehrsprachigen Podiumsgesprächs hektisches Stühlerücken einsetzt, damit auch der Dolmetscher noch irgendwie an den Tisch passt. Immerhin ist es inzwischen selbstverständlich und Vertragspflicht der Verlage, dass die Namen der Übersetzer literarischer oder wissenschaftlicher Werke auf dem Haupttitel erwähnt werden und nicht mehr wie vor noch gar nicht allzu langer Zeit versteckt im Impressum oder überhaupt nicht. Wenn man genauer hinschaut, so stellt man fest, dass in Geschichte und Theorie der Übersetzung die Figur der Ausblendung oder Verdrängung des Übersetzungsprozesses und seiner Akteure früh präsent ist. So heißt es in der Entstehungslegende der *Septuaginta*, sie sei von 70 getrennt arbeitenden Übersetzern gleichlautend ins Altgriechische übertragen worden, was ihren Status als „Werk göttlicher Inspiration“³ untermauern soll und die Übersetzer zu bloßen Medien herabstuft. Auch Hieronymus, der Schutzheilige der Zunft, spielt den für seine Bibelübersetzung den Aspekt des Schöpferischen und der Interpretation herunter, wenn er schreibt, er habe „bei der Übersetzung griechischer Texte – abgesehen von den Heiligen Schriften, wo auch die Wortfolge ein Mysterium ist – nicht ein Wort durch das andere, sondern einen Sinn durch den anderen“⁴ ausgedrückt. Diese im christlichen Kontext theologisch motivierte Denkfigur – das Wort Gottes soll auch in der Übersetzung seine Autorität als göttliche Offenbarung bewahren – hält sich in der Reflexion über das Übersetzen bis ins 20. Jahrhundert. So endet Walter Benja-



Kein Übersetztername. Nirgends: Erzählungen von Marek Hłasko in einer Ausgabe von 1958.

(Quelle: Autor)



Best practice oder Übersetzternennung auf dem Buchcover: Gedichte von Adam Zagajewski in einer Ausgabe von 2012.

(Quelle: Autor)

mins sprachmetaphysische Schrift *Die Aufgabe des Übersetzers* mit der Feststellung: „Die Interlinearversion des heiligen Textes ist das Urbild oder Ideal aller Übersetzung.“⁵ Für die Erstellung einer Interlinearversion freilich braucht es keinen Übersetzer – es genügt jemand, der mit Hilfe von Wörterbuch und Grammatik die Bedeutungen und Wortformen bestimmt und so die Struktur des Originals möglichst exakt nachvollziehbar macht (inzwischen täte es vermutlich auch eine entsprechend programmierte Maschine).

In der Wahrnehmung der Übersetzungsarten ist das literarische Übersetzen, von dem hier vor allem die Rede sein wird, irgendwo zwischen dem Dolmetschen und der Übertragung „heiliger Texte“ angesiedelt. Mit ersterem verbindet es der Charakter der Dienstleistung (die aber meist nicht wie eine solche, das heißt nach tatsächlichem Zeit- und Arbeitsaufwand,

vergütet wird), mit letzterem das Odium der Manipulation an einem wenn nicht heiligen, so doch ästhetisch als hochautoritativ angesehenen Original. Vor allem mit diesem zweiten Aspekt ist wohl zu erklären, warum bis heute in bestimmten Kontexten die Namen literarischer Übersetzer nur am Rande erwähnt oder komplett unterschlagen werden. Ihre Nennung macht nämlich schmerzlich bewusst, dass, wer eine Übersetzung liest, nicht das Original liest, sondern ein sekundäres Original. Wer Witold Gombrowicz auf Deutsch liest, liest nicht Gombrowicz, sondern Gombrowicz via Walter Tiel oder Olaf Kühl. Wer Olga Tokarczuk auf Deutsch liest, liest nicht Tokarczuk, sondern Tokarczuk via Esther Kinsky oder Lisa Palmes und Lothar Quinkenstein. Wer Ziemowit Szczerek auf Deutsch liest, liest nicht Szczerek, sondern Szczerek via Thomas Weiler.

2.

Die visuelle Entsprechung der Verdrängung des Übersetzers ist das Bild des einsamen Übersetzers in der Schreibstube, etwa in ikonischen Darstellungen des hl. Hieronymus in seiner Studierstube, Klausen oder Zelle (hier verweist schon der Doppelsinn des Worts auf den Aspekt der Ein- bzw. Aussperrung). Dieses Bild ist nicht ganz falsch, denn den Kern dieser Tätigkeit bildet tatsächlich die Arbeit am Text, die oft etwas Kontemplatives, Weltabgewandtes hat. Es ist aber unvollständig, schon allein deshalb, weil die wenigsten Übersetzer ausschließlich vom Übersetzen leben (können). Manche arbeiten – zum Broterwerb oder zum Ausgleich – in den unterschiedlichsten Berufen, doch auch Kolleginnen und Kollegen, die das Übersetzen mit Leidenschaft als Hauptberuf und in Vollzeit betreiben, verlassen gelegentlich ihre Schreibstube, um mit „ihren“ Autoren auf Lesereise zu gehen, um auf Buchmessen Verlagsklinken zu putzen, für Bücher zu werben und Kontakte zu pflegen oder um Fortbildungen zu absolvieren oder zu leiten.

Für den bis heute bei allen Fortschritten nicht spannungsfreien deutsch-polnischen Kontext gilt darüber hinaus in besonderem Maße, dass Übersetzen nicht nur Sprachkunst, sondern angesichts von noch immer breitem Unwissen und Überheblichkeit auf deutscher sowie teils historisch begründeten Vorbehalten auf polnischer Seite immer auch Kulturvermittlung ist. Dieser Aspekt bildete einen wichtigen Impuls im Wirken von Karl Dedecius, der am Beginn der Ausstellung zu dem nach ihm benannten Preis als „Brückenbauer zwischen Polen und Deutschland“ gewürdigt wird.^{5a} Auf Dedecius trifft die oft strapazierte Metapher tatsächlich zu. Er selbst sagte: „Übersetzungen sind die Antwort auf den verwirrenden und entzweierenden Turmbau von Babel. Sie sind der Brückenbau, der die voneinander getrennten Ufer, Landungen und Menschengruppen wieder zusammenführt.“⁶ Als Übersetzer und Herausgeber ebnete Dedecius vielen polnischen Autoren den Weg in die deutsche Sprache und nicht selten darüber hinaus. Als Gründer des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt schuf er eine

institutionelle Basis für den akademischen und kulturellen Austausch und die Beschäftigung mit Polen, von der Wissenschaftler und Übersetzer bis heute profitieren. Wie groß die Widerstände waren, die es dabei zunächst zu überwinden galt, zeigt eine in vielerlei Hinsicht bemerkenswerte Äußerung von Peter Suhrkamp, der Dedecius im Jahr 1953 mit den Worten abwies: „Nach diesem Krieg wird sich in Deutschland niemand mehr für slawische Literatur interessieren.“⁷ Dass viele seiner Übersetzungen und Anthologien polnischer Literatur dennoch im Suhrkamp Verlag erschienen, belegt die Beharrlichkeit und Überzeugungskraft, mit der Dedecius für seine Sache eintrat. Dem entsprechend würdigt der nach ihm benannte Preis explizit auch „herausragende Leistungen als Übersetzer und Mittler im deutsch-polnischen Kulturdialog“ (so steht es auf der Urkunde).

Nicht wenige Übersetzer verstehen sich mindestens ebenso sehr als Kulturmittler wie als Sprachkünstler. Ein herausragendes Beispiel ist der zu früh verstorbene Albrecht Lempp, ein langjähriger Mitarbeiter von Karl Dedecius, der im Jahr 2000 den Auftritt Polens als Gastland der Frankfurter Buchmesse organisierte und damit wesentlich zur Neuentdeckung der polnischen Literatur in Deutschland beitrug. Aus der Arbeitsgruppe entstand anschließend unter Lempps Leitung in Krakau das Instytut Książki (Buchinstitut), das seither unter anderem durch Übersetzungsprogramme für Verlage und Übersetzer die Vermittlung polnischer Literatur ins Ausland fördert. Andere können diesem Aspekt der übersetzerischen Tätigkeit wenig abgewinnen. So schreibt Esther Kinsky, die sich inzwischen mit Gedichten und Romanen als Autorin einen Namen gemacht hat: „Ich halte nicht viel von der Betonung der Rolle des Übersetzers als ‚Brückenbauer‘ und Kulturvermittler. Der Übersetzer ist kein Fremdenführer, auch wenn die Fremde sein Gegenstand ist. Einblicke in andere Kulturen und Gepflogenheiten mögen ein Nebenprodukt der Veröffentlichungen und Verfügbarkeit übersetzter literarischer Texte sein, aber nicht ihr Zweck und Ziel. Jede Übersetzung ist in erster Linie das Ergebnis eines Gestaltungsprozesses von Sprache als



Der hl. Hieronymus in seiner Studierstube, Werkstatt Pieter Coecke van Aelst (um 1530).

(Quelle: Walters Art Museum, Baltimore/Maryland; gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=18783800>)

Material, der nicht aus der Beschäftigung mit einem Gegenstand erwächst, sondern aus der Beschäftigung mit der Spannung zwischen zwei Arten der Behandlung eines Gegenstandes.“⁸ Das Wesentliche an der Übersetzung sieht Kinsky in der „Art und Weise, wie sie Zeugnis ablegt von der Auseinandersetzung mit den beiden Gegebenheiten des Menschseins: Sprache und Fremde“.⁹ Nicht von ungefähr zitiert sie Benjamins *Aufgabe des Übersetzers*, auch wenn sie dessen Sprachmetaphysik gleichsam erdet und ins Existenzielle wendet. Gleichwohl schützt die Fokussierung auf die Sprache nicht unbedingt vor Verstrickung in die deutsch-polnisch(-jüdische) Problematik: So wirft der polnische Germanist und Übersetzer Andrzej Kopacki der von Kinsky übersetzten, im Vergleich zum Original gekürzten deutschsprachigen Ausgabe von Joanna Bators Roman *Sandberg* eine „Verfälschung der literarischen

Materie“ vor, weil seiner Auffassung nach durch Auslassungen im Text und durch das Nachwort der Übersetzerin Shoah und Antisemitismus im Vergleich zum Original verzerrt dargestellt werden.¹⁰

3.

Der literarische Übersetzer agiert mithin nie in einem luftleeren Raum zwischen den Sprachen, sondern in konkreten literarischen, kulturellen und zeitgeschichtlichen Zusammenhängen. Er steht im Austausch mit anderen Instanzen und Akteuren der literarischen Kommunikation, die wiederum selbst miteinander in Beziehung treten können. All das wirkt auf den Übersetzer und den Übersetzungsprozess ein. Daher hängt die Beziehung zwischen Ausgangs- und Zieltext über rein linguistische Aspekte hinaus potenziell von vielen Faktoren ab

– neben dem vom Ausgangstext (dem Original) abgedeckten Spektrum möglicher Übersetzungen unter anderem auch vom Zweck der Übersetzung, den Bedürfnissen der Adressatengruppe, den Interessen der Auftraggeber oder den Intentionen der Autoren. Angesichts dessen lässt sich mit Umberto Eco das Übersetzen als Tätigkeit bezeichnen, die nicht zuletzt „auf einer Reihe von Verhandlungsprozessen beruht – ist doch Verhandlung genau ein Prozess, bei dem man, um etwas zu erreichen, auf etwas anderes verzichtet, und aus dem die Parteien am Ende mit einem Gefühl von vernünftiger wechselseitiger Befriedigung herauskommen sollten, geleitet vom goldenen Prinzip, dass man nicht alles haben kann“. ¹¹ Aus diesem Prozess kann sich der Übersetzer natürlich weitgehend zurückziehen, häufig ist er aber schon wegen seiner Sprachkenntnis bei derartigen Verhandlungen intensiv zugegen und bildet die Schnittstelle in der Kommunikation vor allem, wenngleich nicht nur zwischen Verlag und Autor (andere Verhandlungspartner können Veranstalter, Journalisten oder Besucher von Lesungen sein). Im Mittelpunkt stehen dabei meist praktische Fragen im Zusammenhang mit der zielsprachigen Textgestalt, wozu auch die Frage von Kürzungen gehört, die immer heikel sind (Kopacki spricht im angeführten Fall über die konkrete Kritik hinaus ganz grundsätzlich von „Kastration“), nicht selten als nachgeholtes Lektorat dem Text aber sehr gut tun. Noch interessanter wird es meistens dann, wenn Übersetzer sich zu weiterreichenden Eingriffen in den Ausgangstext entscheiden und damit in der Arbeit am Text ein Zugewesen beanspruchen, das über den Rahmen des gemeinhin Akzeptierten hinausgeht. Das führt gelegentlich dazu, dass zumindest ansatzweise auch im Literaturfeuilleton über das Übersetzen als solches und die Aufgaben des Übersetzers nachgedacht wird.

Ende der 1990er Jahre sorgte Paulette Møllers Übersetzung von Jostein Gaarders Jugendbuch *Sofies Welt* ins Englische für eine Kontroverse. Auslöser war die Entscheidung der Übersetzerin, die im Text vorkommenden Zitate aus Werken der norwegischen Literatur durch Zitate aus der englischsprachigen Literatur zu erset-



Eine umstrittene Neuübersetzung: „Vom Wind verweht“ von Margaret Mitchell in der 2020 erschienenen Übersetzung von Andreas Nohl und Liat Himmelheber.

(Quelle: Buchcover-Download aus dem Internet)

zen. Anstelle von Knut Hamsuns *Victoria* figurierte in der Übersetzung John Steinbecks *Of Mice and Men*, der norwegische Nationaldichter Henrik Wergeland wurde durch Lord Byron ersetzt. Die Kritik richtete sich gegen diese „unnötigen Eingriffe von Übersetzerseite“ in einer ansonsten „gründlichen und avancierten Übersetzung“. ¹² Im Feuilleton der *FAZ* wurde daraus der Vorwurf, Übersetzerin und Verlag hätten „das Werk, das die kulturstiftende Kraft des Fragens explizierte, [...] stromlinienförmig zusammengestrichen, damit es keine Fragen mehr gibt“. ¹³ Unter funktionalem Aspekt lässt sich das Vorgehen der Übersetzerin aber durchaus rechtfertigen: Im Original sollen die Zitate aus norwegischen Schullektüren die philosophischen Fragen der jugendlichen Hauptfigur motivieren. In der Übersetzung könnten sie diese Funktion kaum erfüllen, weil Hamsun

und Wergeland anders als Steinbeck und Byron den wenigsten englischen oder amerikanischen Mittelschülern bekannt sein dürften. Insofern kann ein solcher Austausch legitim sein, zumal er trotz einer zunächst anderslautenden Erklärung Gaarders wohl mit dem Autor abgesprochen war.

Ein neueres Beispiel für kontroverse übersetzerische Entscheidungen liefert Liat Himmelhebers und Andreas Nohls 2020 erschienene Neuübersetzung von Margaret Mitchells Südstaaten-Epos *Gone with the Wind*, deren Titel *Vom Wind verweht* (ohne „e“) schon die Distanz zur alten Übersetzung von Martin Beheim-Schwarzbach aus dem Jahr 1937 markiert.

Die Neuübersetzung ergänzt in der Erstfassung ausgelassene Stellen und erhebt den Anspruch, stärker als diese „dem Originaltext und den stilistischen Intentionen Margaret Mitchells gerecht zu werden“,¹⁴ das heißt einen nüchterneren Ton zu finden. Dieser Aspekt der Neuübersetzung wird in den Rezensionen durchgängig gelobt. Umstritten ist hingegen das von Nohl formulierte Anliegen einer „möglichst strikten Vermeidung von sprachlichen Rassismen bzw. rassistisch anmutenden Beschreibungsstereotypen“.¹⁵ Unter anderem moniert Tobias Döring in der FAZ: „Eine fürsorgliche Reinigung von anstößigen Wörtern [...] tilgt [...] die historische Distanz und nimmt der auf-

geklärten Leserschaft Gelegenheit, den eigenen Verstand zu gebrauchen.“¹⁶ Und Rainer Moritz stellt in der NZZ eine Frage, die im vorliegenden Kontext zentral ist: „‘Neger’ oder ‘Nigger’ tauchen somit nur in wörtlicher Rede oder dort auf, wo Charaktere sich selbst so bezeichnen; andernorts werden sie konsequent durch ‘Schwarze’ und ‘Sklaven’ ersetzt. [...] Dennoch stellt sich in diesem Punkt alsbald ein Unbehagen ein, denn was gibt letztlich Übersetzern das Recht, das Original en passant ideologisch zu ‘verbessern’, auf den heutigen, natürlich überlegenen Bewusstseinsstand zu heben? [...] Still und heimlich bleibt so vom ‘unerring African instinct’ der Schwarzen nur ein ‘unfehlbarer Instinkt’ übrig.“¹⁷ Im Sinne von Ecos Verhandlungskonzept könnte man auf Moritz’ Frage antworten: Dieses und andere Rechte geben sich zunächst die

SŁOWO

Nie ubieraj mnie zbyt bogato
i nie skrapiaj wonnościami

Ale też nie gwałć mnie
nie szydź ze mnie
i nie pochlebiaj
znam swoje zadania

Das Wort

Kleide mich nicht allzu reichlich
und besprenke mich nicht mit Wohlgerüchen

Aber tu mir auch keine Gewalt an
verspötte mich nicht
und schmeichle ~~mir~~ nicht
ich kenne meine Aufgabe (Pflicht)

Arbeit am Wort: Julia Hartwigs Gedicht „Słowo“ und die erste Fassung der deutschen Übersetzung.
(Quelle: Autor)

Übersetzer selbst und die Verlegerin, die ihre Übersetzung veröffentlicht. Ob die Neuinterpretation – des Textes und in gewisser Hinsicht auch der Übersetzerrolle – akzeptiert wird und vielleicht gar Maßstäbe setzt, entscheidet sich in den daran anschließenden Verhandlungen mit Publikum und Kritik.

4.

Zurück zum deutsch-polnischen Kontext: Im Zuge des politischen Wandels, der sich seit einigen Jahren in Polen vollzieht, stellt sich für die auch im weiteren Sinne als deutsch-polnische Kulturmittler aktiven Übersetzer die Frage des Zugewesenseins auf eine ganz neue Art. Nach dem Regierungsantritt von Prawo i Sprawiedliwość (Recht und Gerechtigkeit, PiS) im Jahr 2015 ist die offizielle Kulturpolitik von einer zunehmenden Ideologisierung gekennzeichnet, die auch die Arbeit der für den internationalen Kulturaustausch zuständigen Institutionen betrifft. Die Stoßrichtung beschreibt der polnische Historiker Krzysztof Ruchniewicz kritisch wie folgt: „Der Stolz auf die eigene Vergangenheit [soll] Vorrang haben vor der kritischen, (selbst-) aufklärerischen Reflexion der Geschichte.“¹⁸ Im Sinne der Parteilinie wurden 2016 auch der Direktor und der Vize-Direktor des Krakauer Buchinstituts ausgetauscht, ebenso wie die meisten Direktoren Polnischer Institute, die im Ausland polnische Kultur präsentieren und wichtige Ansprechpartner bei der Organisation von Veranstaltungen sind. Anfang 2019 rief Kulturminister Piotr Gliński dann mit dem Instytut Literatury (Literaturinstitut) in Krakau eine weitere Institution zur Literaturförderung ins Leben, deren Ziel explizit die „Umsetzung der staatlichen Kulturpolitik auf dem Gebiet der Gegenwartsliteratur“¹⁹ darstellt.

Die Ideologisierung der Kulturpolitik betrifft nicht nur die Arbeit von liberalen und im von Ruchniewicz angesprochenen Sinne „(selbst-) aufklärerischen“ Künstler, Wissenschaftler, Institutionen oder Publikationen in Polen, die nun der Nestbeschmutzung oder des mangelnden Patriotismus verdächtigt und von staatlicher Förderung ausgeschlossen werden. Sie betrifft auch die Arbeit von Übersetzern und

Kulturmittlern, weil wir von der offiziellen Kulturpolitik heute kaum mehr als Partner in einer gemeinsamen Sache, sondern vor allem als potenzielle Gehilfen bei der Erfüllung der jeweiligen „Mission“ angesprochen werden (entsprechende Anfragen hatte ich in den letzten Jahren sowohl vom Buch- als auch vom Literaturinstitut). Aus dem deutsch-polnischen Kulturdialog ist auf offizieller Ebene größtenteils ein polnischer Monolog geworden, womit sich die Rahmenbedingungen auch unserer Tätigkeit grundlegend verändert haben.

Zugleich ist auch die polnische Kultur- und Literaturszene polarisiert – Gegner und Befürworter einer Kooperation mit PiS-nahen Institutionen wie dem Literaturinstitut stehen sich teils unversöhnlich gegenüber. Die Frontenbildung erinnert fast schon an kommunistische Zeiten, was bedeutet, dass jede Handlung politisch interpretiert wird. Ich kenne Autoren und Kollegen, die angegriffen wurden, weil sie mit den vermeintlich falschen Zeitschriften oder Institutionen zusammengearbeitet haben, und habe selbst schon in skeptische Gesichter geschaut, wenn ich von Gesprächen mit den „neuen“ Leuten im Buchinstitut oder dem Literaturinstitut erzählte. Umgekehrt prüfe auch ich inzwischen bei jeder Anfrage vonseiten polnischer Kulturinstitutionen genau, worum es geht und mit wem ich es im Zweifelsfall zu tun bekommen würde. Häufiger als früher lehne ich Anfragen ab, was in einem Fall (einer Gesprächsrunde zur Flugzeugkatastrophe von Smolensk, an der nur PiS-treue Journalisten und ein mutmaßlicher Verschwörungstheoretiker teilnehmen sollten) zu der bezeichnenden Rückfrage führte, ob ich denn keinen „rechten“ Übersetzer bzw. Dolmetscher kenne, der diesen Auftrag übernehmen würde.

Vor diesem Hintergrund stellt sich für mich die Frage nach dem Zugewesensein des Übersetzers in einer ganz neuen Hinsicht. Einerseits versteht es sich von selbst, dass ich mich mit polnischen Autoren, Übersetzerkollegen oder den verbliebenen integeren, um echten Kulturaustausch bemühten Mitarbeitern in den polnischen Kulturinstitutionen solidarisch zeige, selbst wenn es nur Gesten sind wie die Protestbriefe internationaler und deutschsprachiger

Übersetzer gegen kulturpolitische Maßnahmen der PiS-Regierung.²⁰ Andererseits halte ich es für falsch, sich von außen zu stark in die polnischen Debatten einzumischen – gerade im Hinblick auf geschichtspolitische Debatten wäre es anmaßend, wollte man als Deutscher den Polen Ratschläge erteilen. Drittens rückt plötzlich ein Aspekt neu in den Vordergrund, den ich aus den Zeiten meiner ersten Polenfahrten Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre kenne: Polen erklären. In dem Maße, in dem sich Deutschland und Polen nach einer Phase der vermeintlich selbstverständlichen Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Europa wieder fremd werden, kommen die angesprochene deutsche Ignoranz und Überheblichkeit wieder auf, andererseits greifen jenseits der Oder Vorbehalte gegen den werte- und identitätsvergessenen westlichen Nachbarn Raum. In dieser Situation erhält die Tätigkeit des Übersetzers heute erneut eine dezidiert politische Dimension (analog dem „Brückenbau“ der Nachkriegszeit): So sehr sie vom Text ausgeht und an ihn gebunden ist, so sehr vermag sie Räume zu schaffen, die einen Blick über den Tellerrand des Eigenen hinaus und damit die Möglichkeit zum Austausch und zur Verständigung ermöglichen. Diese Aufgabe scheint aktuell so wichtig wie lange nicht mehr.

5.

Damit komme ich zum Schluss meines Streifzugs durch das Terrain der Aufgaben des Übersetzers. Ich wollte keinen Katalog aufstellen, sondern Felder benennen, auf denen sich das Zugesein des Übersetzers (und natürlich der Übersetzerin) manifestieren kann. Auf welche dieser Felder sich ein Übersetzer begibt und wie er sich auf ihnen bewegt, ist eine Frage der individuellen Disposition und Entscheidung, ein Patentrezept gibt es nicht und braucht es auch nicht. Bewusst ausgeklammert habe ich Übersetzungsfragen im engeren Sinne. Die Literatur zu Fragen der „Treue“, „Äquivalenz“ oder „Loyalität“ von Übersetzungen füllt Bibliotheken,²¹ verdeckt aber oft die Sicht auf die Akteure, die mir seinerzeit Umberto Eco aus Sicht des Theoretikers, Praktikers und Betroffenen geschrie-

benes Buch über das Übersetzen^{21a} eröffnete. Es ging mir darum, exemplarisch einige Fälle und Kontexte darzustellen, in denen das Zugesein des Übersetzers jenseits der Arbeit an der Sprache und damit letztlich der soziale Aspekt des Übersetzens manifest wird. Das Übertragen von Texten kann nämlich einerseits durchaus auch als Selbstzweck befriedigend sein, sei es als intensivste Form der Lektüre, sei es als kontemplative Übung. Andererseits sind es gerade die sprachlichen Operationen, die heute in noch begrenztem, künftig aber vielleicht in umfangreicherem Rahmen maschinell vollzogen werden können. Anders als einst selbst Pioniere der einschlägigen Forschung glaubten, ist die „vollautomatische Übertragung von Texten durch elektronische Rechenggeräte“ heute keine Utopie mehr.²² Doch Übersetzen ist eben nicht nur Arbeit am Text, sondern auch Arbeit mit dem Text in einem sozialen Umfeld. Solange sich daran nichts ändert, werden den Übersetzern die Aufgaben nicht ausgehen.

Anmerkungen:

¹ Dieser Text basiert auf einem Vortrag, den ich am 29. Januar 2020 auf Einladung von Prof. Hans-Jürgen Bömelburg anlässlich der Eröffnung der Ausstellung zum Karl-Dedecius-Preis in der Bibliothek der Justus-Liebig-Universität gehalten habe.

² Imre Kertész, „Budapest, Wien, Budapest. 15 Bagatellen“ (aus dem Ungarischen von Ernő Zeltner), in: ders., *Die exilierte Sprache. Essays und Reden*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003, S. 17–41, hier S. 24.

³ Ernst Würthwein, *Der Text des Alten Testaments*, Stuttgart: Württembergische Bibelanstalt 1966, S. 52; hier zitiert nach Radegundis Stolze, *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*, 5., überarbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen: Narr 2008, S. 17, Anm. 16.

⁴ Hieronymus, „Über die beste Art des Übersetzens. Brief an Pammachius“ (aus dem Lateinischen von Wolfgang Buchwald), in: H.-J. Störig, *Das Problem des Übersetzens*, 2., durchgesehene und veränderte Auflage, Darmstadt: WBG 1969, S. 1–13, hier S. 1.

⁵ Walter Benjamin, *Die Aufgabe des Übersetzers*, in: ders., *Illuminationen. Ausgewählte Schriften 1*, hrsg. v. Theodor W. Adorno u. Gretel Adorno, Bd. 1, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1977, S. 50–62, hier S. 62.

^{5a} siehe Anmerkung 1.

⁶ Karl Dedecius, *Vom Übersetzen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1986, S. 19.

⁷ Karl Dedecius, *Ein Europäer aus Lodz. Erinnerungen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2006, S. 190.

⁸ Esther Kinsky, *Fremdsprechen. Gedanken zum Übersetzen*, Berlin: Matthes & Seitz 2013, S. 8.

⁹ ebd., S. 25.

¹⁰ Andrzej Kopacki, „Ogień na jeziorku“ [Feuer auf dem Teich], in: *Literatura na Świecie* 9–10/2018, S. 421–428.

¹¹ Umberto Eco, *Quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen*, aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber, München: Hanser 2003, S. 20.

¹² Gülay Kutsal, „Hva er galt med *Sophie's World*?“ [Was ist falsch in *Sophie's World*?], in: *Samtiden, Tidsskrift for politikk, litteratur og samfundssporgsmål* 2/1997, S. 53–58, hier S. 58.

¹³ Dirk Schümer, „Das Transplantat. Streit um Sofies klitzekleine Welt“, in: *FAZ*, 17. 6. 1997. Vgl. dazu ausführlicher meinen Text „Zwischen heiligem Original und autonomem Translatat. Zum Problem der ‚Treue‘ in Theorie und Praxis des literarischen und wissenschaftlichen Übersetzens“, in: *OderÜbersetzen* 1/2010, S. 132–148, hier S. 136–138.

¹⁴ „Sprachliche Rassismen vermeiden – Andreas Nohl zur Neuübersetzung von ‚Vom Wind verweht‘“, <https://uepo.de/2020/01/07/sprachliche-rassismen-vermeiden-andreas-nohl-zur-neuebersetzung-von-vom-wind-verweht/> (Zugriff: 3. 5. 2020). – Nohls Text entspricht dem Abschnitt „Zur Übersetzung“ im Anhang der im Verlag Antje Kunstmann erschienenen Neuübersetzung.¹⁵ ebd.

¹⁶ Tobias Döring, „In flotter Kutsche ohne Anstandswauwau“, in: *FAZ*, 4. 1. 2020, https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/vom-wind-verweht-margaret-mitchells-suedstaaten-epos-in-neuebersetzung-16564239.html?printPage&dArticle=true#pageIndex_2 (Zugriff: 3. 5. 2020).

¹⁷ Rainer Moritz, „‘Gone with the Wind’ ist endlich neu übersetzt. Und wird dabei fast zu brav“, in: *NZZ*, 14. 1. 2020, <https://www.nzz.ch/feuilleton/vom-wind-verweht-neu-uebersetzt-und-gruendlich-durchgeputzt-ld.1532969> (Zugriff: 3. 5. 2020).

¹⁸ Krzysztof Ruchniewicz, „Historische Debatten in Polen – historischer Populismus?“, 15. 11. 2019, <https://erinnerung.hypotheses.org/7473> (Zugriff: 3. 5. 2020).

¹⁹ So die Beschreibung der „Mission“ („Misja“) des Institut Literatur auf der Institutshomepage: „Celem istnienia IL jest realizacja polityki kulturalnej państwa w zakresie polskiej literatury współczesnej“, <https://instytutliteratury.eu/misja/> (Zugriff: 3. 5. 2020).

²⁰ Konkret: Das von Anders Bodegård initiierte Schreiben zur Entlassung von Grzegorz Gauden als Direktor des Buchinstituts (<https://wyborcza.pl/1,95891,19998525,-list-otwarty-tlumaczy-literatury-polskiej-do-ministra-kultury.html>, Zugriff: 3. 5. 2020) im April 2016 sowie der Protest der deutschsprachigen Übersetzer und Literaturvermittler gegen kulturpolitische Maßnahmen der PiS-Regierung im Februar 2018 (<https://literaturuebersetzer.de/aktuelles/es-reicht-protestnote-deutschsprachiger-uebersetzer-und-vermittler-polnischer-literatur/>, Zugriff: 3. 5. 2020).

²¹ Empfehlenswert zur ersten Orientierung nicht zuletzt auch zur Entwicklung der Disziplin sind die unterschiedlichen, kontinuierlich überarbeiteten Auflagen von Rade-gundis Stolze, *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*, Tübingen: Narr 1994 (die 8. Auflage erschien 2018).

^{21a} siehe Anmerkung 11.

²² Vgl. dazu Thomas v. Randow, „Übersetzungsmaschine – kostspielige Illusion“, in: *Die Zeit* 35/1962, <https://www.zeit.de/1962/35/uebersetzungsmaschine-kostspielige-illusion/komplettansicht> (Zugriff: 3. 5. 2020). Das Zitat stammt von Yehoshua Bar-Hillel.

Kontakt:

bernhard.hartmann@web.de

AUTOTEILE und mehr...



Gießen • Hungen • Butzbach • Grünberg



Duckluft-Technik



Kfz-Markenersatzteile



Wobst-Lecksuchspray

**F. A. Wobst GmbH & Co. KG • Ursulum 16 • 35396 Gießen
(0641) 9 444 1-0 • Fax 9 44 41 88 • info@wobst.de • www.wobst.de**

IV. Aktuelle Forschungsprojekte





**Mathilde Hennig, Nilüfer Cakmak-Niesen,
Philipp Meisner**

DFG-Langfristvorhaben an der JLU Gießen: Syntaktische Grundstrukturen des Neuhochdeutschen.

Zur grammatischen Fundierung eines Referenzkorpus Neuhochdeutsch

Motivation

Bei der Lektüre von Texten der jüngeren deutschen Kulturgeschichte machen wir alle immer wieder die folgende Erfahrung: Ab und zu müssen wir vielleicht ein Wort nachschlagen, das in der Gegenwartssprache nicht mehr zu unserem Wortschatz gehört; im Großen und Ganzen können wir aber die Sprache der Zeitgenossen von Gryphius, Goethe und Fontane gut verstehen. Im Gegensatz zu mittelalterlichen Texten ist das Deutsche der Frühen Neuzeit, Aufklärung und Klassik keine Fremdsprache für uns. Dennoch unterscheidet sich die Sprache von unserer heutigen: Manche Form klingt antiquiert, an der einen oder anderen Stelle würden wir heute einen anderen Satzbau wählen.

Angesichts der hohen Bedeutung des Zeitraums vom 17. bis zum 19. Jahrhundert für die deutsche Kulturgeschichte und der hohen Aufmerksamkeit, die die Schriftzeugnisse dieser Zeit in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und in der Öffentlichkeit genießen, ist das Wissen über Wandelphänomene im Bereich der Grammatik in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen als erstaunlich gering einzustufen (vgl. Ágel 2000). Dabei handelt es sich ausgerechnet um die sprach- und kulturhistorisch zentrale Epoche der Herausbildung der modernen Schriftsprache und Standardsprache, der Entstehung von modernen Umgangssprachen und Regionalsprachen und der Ausdifferenzierung von Textsorten, Textstilen und literarischen Gattungen. Während also etwa das 18. und das 19. Jahrhundert literatur- und philosophiegeschichtlich sehr gut erforscht sind, wäre eine fundierte grammatische Analyse von zentralen literarischen und philosophischen Texten des 18. und

19. Jahrhunderts mangels Untersuchungen zu syntaktischen Grundstrukturen des Neuhochdeutsch gar nicht erst möglich. Grammatische Strukturen sind aber keine reinen Formen, sie sind nicht bedeutungslos, sondern tragen entscheidend zur semantischen Interpretation von Texten bei.

Das DFG-Langfristvorhaben „Syntaktische Grundstrukturen des Neuhochdeutschen. Zur grammatischen Fundierung eines Referenzkorpus Neuhochdeutsch“ will Abhilfe schaffen, indem es Quellentexte aus dem Zeitraum vom 17. bis zum 19. Jahrhundert syntaktisch erschließt und die auf diese Weise grammatisch aufgearbeiteten Texte als Korpus der Fachöffentlichkeit zur Verfügung stellt. Das Projekt, das im Herbst 2016 begonnen hat und auf eine Laufzeit von 12 Jahren angelegt ist, ist ein Kooperationsprojekt der JLU Gießen und der Universität Kassel. Es wird in Gießen von Prof. Dr. Mathilde Hennig geleitet und in Kassel von Prof. Dr. Vilmos Ágel. Mit der syntaktischen Analyse von Quellentexten aus den Bereichen Wissenschaftssprache, Alltagssprache, Gebrauchsliteratur und Belletristik schafft das Projekt eine Grundlage für die systematische Dokumentation von syntaktischem Wandel und Variation im Neuhochdeutschen. Mit der Erstellung eines syntaktisch annotierten Referenzkorpus des Neuhochdeutschen arbeitet das Projekt mit den Methoden der Korpuslinguistik und folgt damit einem – wenn nicht dem – zentralen linguistischen Trend unserer Zeit. Unter einem Korpus versteht man in der Linguistik Sprachmaterial (in der Regel Texte), das, durch weitere Informationen angereichert, „annotiert“ ist. Welcher Art diese Informationen sind, hängt von der Zielsetzung des Korpus ab. So gibt es für den Zeitraum des Neuhochdeutschen mit dem „Deutschen Textarchiv“ (= DTA) eine

groß angelegte Textsammlung aus Schriftzeugnissen der letzten Jahrhunderte, bei der es vor allem darum geht, die Texte verschiedenen Wissenschaftsgebieten digital verfügbar zu machen und den Nutzern Informationen zur Textgestalt und zu sogenannten „Metadaten“, d.h. Informationen über den Text anzubieten. Außer einer sehr groben, maschinell erstellten Wortartanalyse und einer Zuweisung von Satzgrenzen auf der Basis von Interpunktion bietet das DTA keine tiefere linguistische Erschließung der Texte. Das auf einem Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften basierende Korpus hat auf diese Weise in den letzten 13 Jahren 6500 Texte im stattlichen Umfang von 320 Millionen Wortformen erschließen können.

Das Korpus GiesKaNe (= GießenKasselNeuhochdeutsch) hingegen wird nach seiner Fertigstellung ein kleines Korpus sein, weil es hier um eine sogenannte tiefe Mehrebenenannotation geht, d.h., es erfolgt eine sehr detaillierte Analyse syntaktischer Grundstrukturen. Da die Sätze in den älteren, häufig auch durch konzeptionelle Mündlichkeit geprägten Texten nicht alle einem einheitlichen, gar aus der Gegenwartssprache bekannten Muster folgen und die Interpunktion keine zuverlässige Größe für die syntaktische Strukturierung ist, erfolgt die Analyse und somit auch Annotation im Wesentlichen manuell. Deshalb kann das Korpus nach seiner Fertigstellung nicht mehr als schätzungsweise eine Million Wortformen umfassen. Geplant ist dafür die Analyse von 72 Texten à ca. 30–40 Druckseiten.

Eine Grammatik des gesamten Sprachgebrauchs

Eine Grammatik des Neuhochdeutschen kann man sich einerseits als eine Grammatik vorstellen, die die grammatische Kunst der literarischen und intellektuellen Größen dieser Zeit würdigt, andererseits aber auch als eine Grammatik, die die gesamte Bandbreite des Sprachgebrauchs in den Blick nimmt. Das ist der Weg, den das GiesKaNe-Projekt gehen möchte. Damit folgen wir den Trends zu einer soziopragmatischen Sprachgeschichtsforschung (von Polenz 1995), d.h. einer Sprachgeschichtsforschung, die nicht nur die Entwicklung der

sprachlichen Formen als solcher zu ihrem Gegenstand macht, sondern die sich – salopp formuliert – auch dafür interessiert, welche Menschen in welchen Kontexten welche Art von Sprache verwenden. Im Sinne einer – sich an Entwicklungen in der Geschichtsforschung orientierenden – „Sprachgeschichte von unten“ (Elspaß 2005) erscheint es uns gerade aufschlussreich, die syntaktischen Grundstrukturen des elaborierten (etwa: wissenschaftlichen und/oder intellektuellen) Sprachgebrauchs mit den Strukturen in Texten von einfachen und ungeübten Schreibern zu vergleichen. So haben wir es ja mit demjenigen Zeitraum in der deutschen (Kultur-)Geschichte zu tun, in dem etwa durch einen rasanten Anstieg der Verbreitung von Schriftzeugnissen, insbesondere durch eine starke Entwicklung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens, durch „Massenalphabetisierung“ (im 19. Jahrhundert; Knoop 1994: 869; Elspaß 2005: 77) und „Leserevolution“ um 1770 (von Polenz 1994: 34ff.) eine „Verschriftlichung des Lebens“ zu verzeichnen ist (Hennig 2009: 41ff.). Die Schreibenlässe für ungeübte Schreiber wiederum werden durch die historischen Verhältnisse vorgegeben: Ein Söldner berichtet von seinen Erlebnissen im Dreißigjährigen Krieg („Söldnerleben“), ein Kannengießer von seinen Reisen im 17. Jahrhundert („Güntzer“), ein durch den Deutsch-Französischen Krieg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts getrenntes Ehepaar schreibt sich Briefe („Briefwechsel“), Auswanderer berichten ihrer Familie aus der neuen amerikanischen Heimat („Zimmer“). Die aus der Verschriftlichung des Lebens folgende „Verschriftlichung des Sprechens“ (Hennig 2009: 41; Koch/Oesterreicher 1994: 587; Oesterreicher 1993: 272) ist für die Sprachwandelforschung ausgesprochen spannend: Das Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit verschiebt sich in diesem Zeitraum fundamental. Wir haben es nun mit einem mehr oder weniger gleichberechtigten Nebeneinander von Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu tun, was natürlich mit reziproken Auswirkungen verbunden ist. Hinzu kommt die Umschichtung im Varietätengefüge, die Etablierung der geschriebenen Standardsprache als Leitvarietät. Diese „Vertikalisierung“ (Reichmann 1988), also Aus-

richtung nach oben, wird von „immer intensiveren Normierungs- und Kodifizierungsbestrebungen“ begleitet (Ägel 2000: 1857). Warum aus diesen Beobachtungen das Mantra „eine Grammatik des Neuhochdeutschen muss den gesamten Sprachgebrauch abbilden“ folgt, dürfte nun klar sein: Nur eine solche Gesamtgrammatik kann die kulturgeschichtlich interessanten Entwicklungen in der Periode des Neuhochdeutschen abbilden.

**Zur Textprofilbildung
grammatischer Muster**

Wenngleich das primäre Arbeitsfeld unseres Projekts durch die grammatische Analyse von Sprachmaterial ausgezeichnet ist, erschöpft sich ihr Ertrag nicht in grammatiktheoretischen Fragestellungen. Da die Analyseobjekte authentische Texte darstellen, werden durch die Abbildung der Sprachoberfläche im Korpus

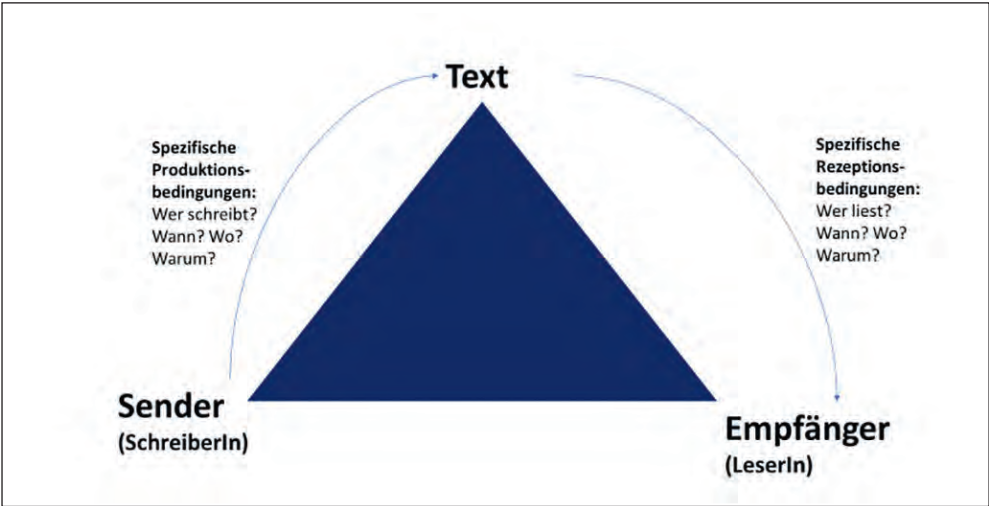


Abb. 1: Grundmodell der Textproduktion ¹

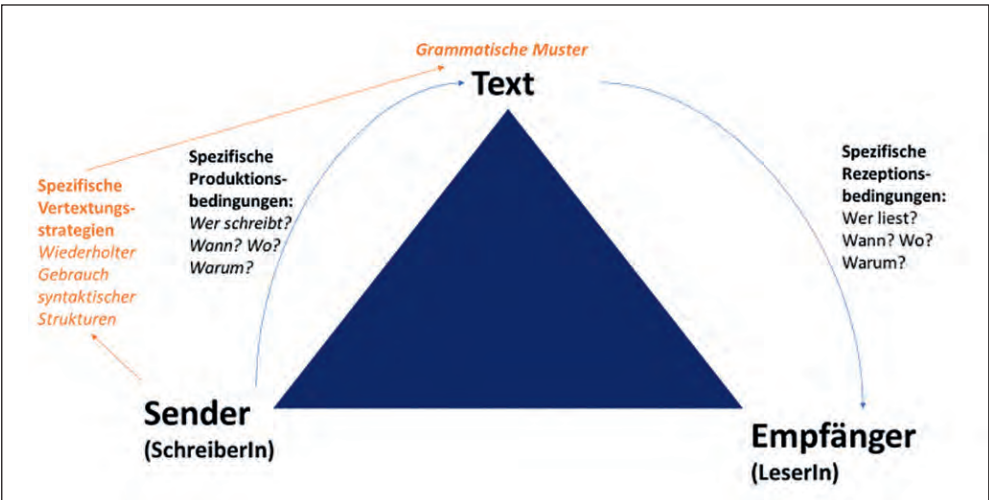


Abb. 2: Zur Rolle grammatischer Muster an der Ausbildung eines Textprofils

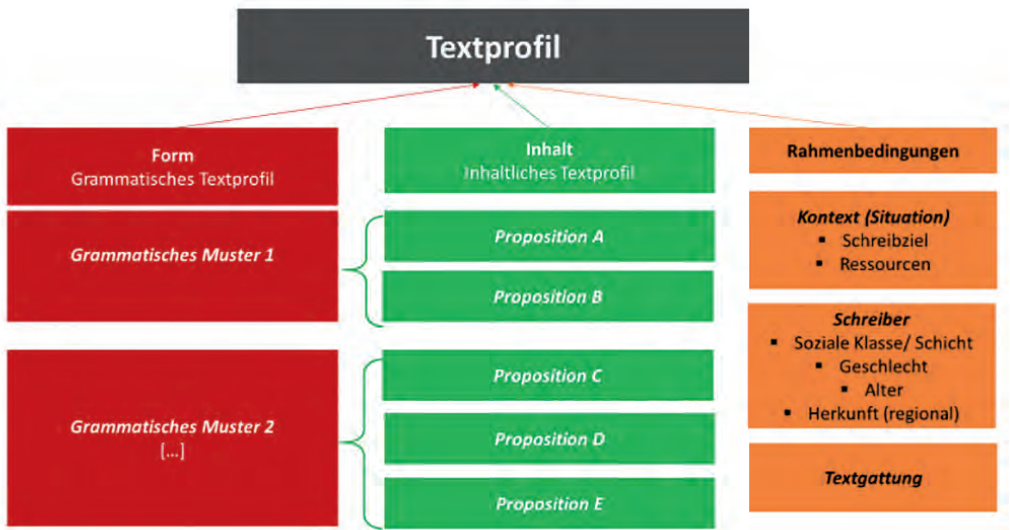


Abb. 3: Textprofil als Interaktion formaler und inhaltlicher Merkmale auf der Basis bestimmter Rahmenbedingungen ²

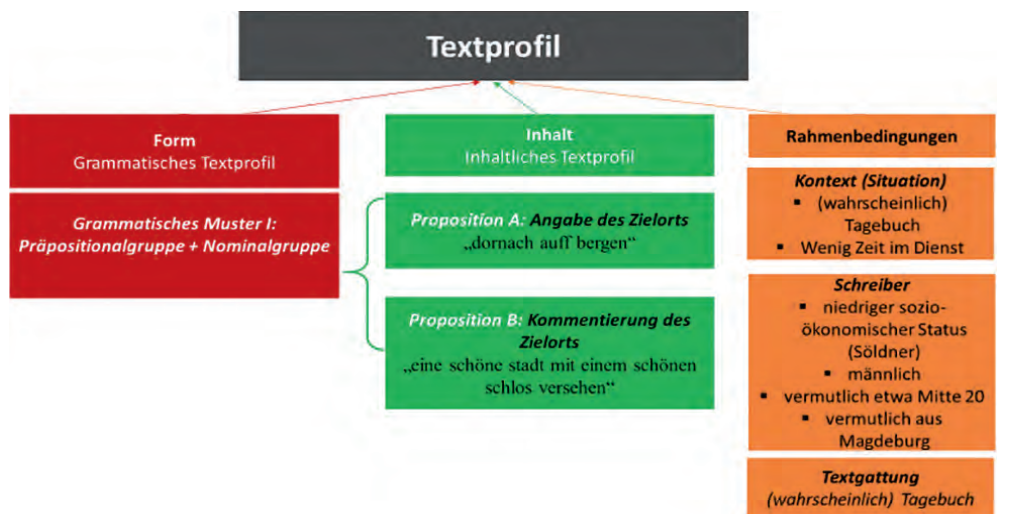


Abb. 4: Exemplarische Realisierung eines Textprofils am Beispiel einer Passage aus dem Text „Söldnerleben“

Perspektiven für interdisziplinäre Forschungsfragen eröffnet. In diesem Kapitel soll exemplarisch demonstriert werden, inwiefern die gewonnene syntaktische Analyse aus soziopragmatischen Gesichtspunkten fruchtbar gemacht werden kann.

Die übergeordnete Einheit unserer Analysekategorien stellt der jeweilige Text dar. Der Text

kann als Ausdruck bestimmter kommunikativer Bedürfnisse des jeweiligen Schreibers verstanden werden. Der Schreiber verfolgt durch den Text ein kommunikatives Ziel, sei es, dass er andere überzeugen will, sei es, dass er den Text als Ausdrucksmedium für seine Emotionen nutzt. Prinzipiell sind an der Kommunikationssituation also drei Größen beteiligt: der Text-

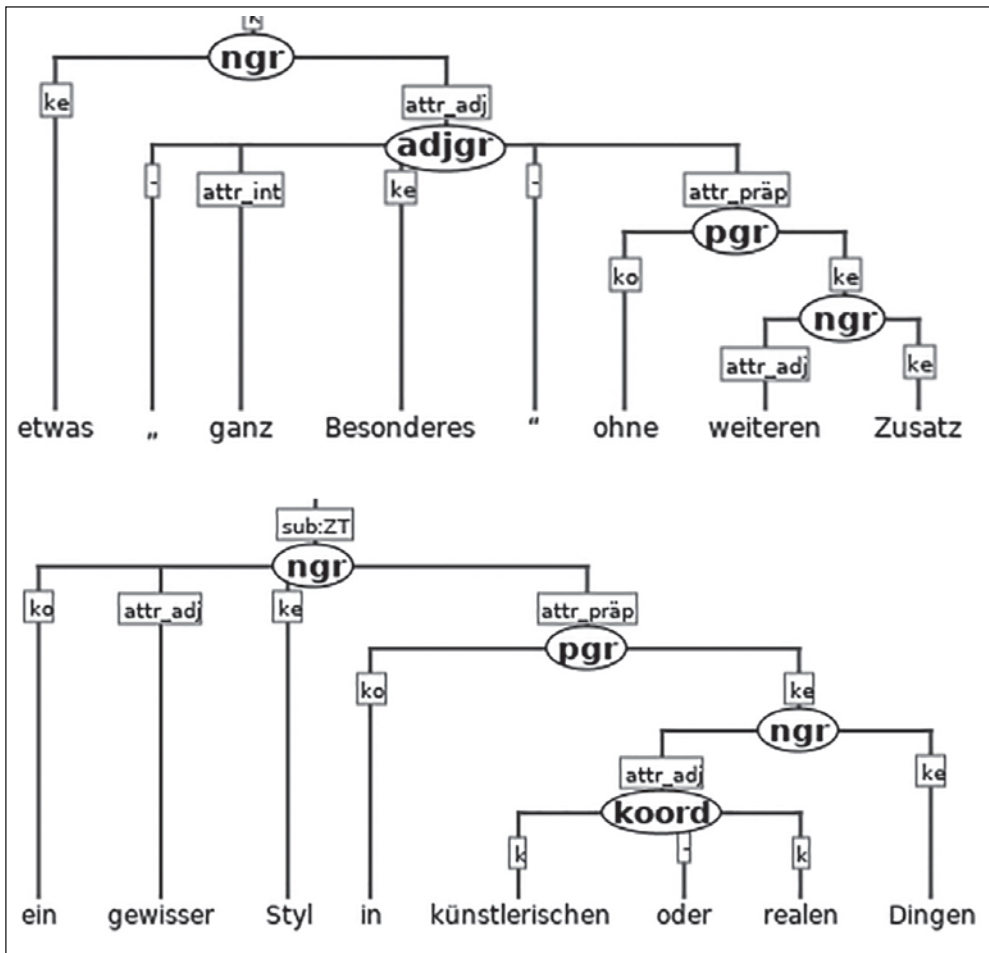


Abb. 5: Komplexe Nominalgruppe in „Simmel“

produzent, der Text selbst und schließlich der Rezipient.

Der Schreibprozess unterliegt seitens des Textproduzenten spezifischen Produktionsbedingungen. Relevant für die Konstitution des Textes ist stets, wer zu welchem Zeitpunkt und an welchem Ort für welchen Zweck schreibt.

Der Schreiber selbst (das „Wer“) ist beispielsweise durch seine jeweilige Schicht-/Klassenzugehörigkeit und seinen damit verbundenen Bildungsstand, sein Alter und sein Geschlecht in seinem Text gespiegelt. Der Entstehungsort des Textes kann Aufschluss über regionale Varietäten geben. Der Zweck des Schreibens kann ei-

ne gewisse Adressatenorientierung bedingen. Rahmenbedingungen wie die Verfügbarkeit von Ressourcen (Zeit, Papier) können einen bestimmten Schreibstil forcieren. So kann beispielsweise anhand der Schreibsituation erklärt werden, warum der anonyme Söldner in seinem Tagebuch während seines Diensts im Dreißigjährigen Krieg (*Söldnerleben*) mehrheitlich kurze Parataxen und angebrochene Sätze schreibt, jemand mit ausreichend Zeit für Sorgfalt dagegen längere, ausschweifende Perioden formulieren kann. Damit soll hier nicht behauptet werden, dass man aus jeder Textoberfläche immer auf sämtliche soziopragmatischen Rahmenbedin-

gungen der Textproduktion geschlossen werden kann. Prinzipiell ist aber davon auszugehen, dass es kein Zufall ist, wer wie schreibt, sondern dass sich die Rahmenbedingungen der Textproduktion in der Auswahl der sprachlichen Mittel niederschlagen.

In Texten werden Inhalte organisiert. Die Organisationseinheiten stellen Sätze dar – wie Löt-scher treffend formuliert, werden „in Sätzen [...] Inhalte in formale Strukturen gegossen“ (2016: 365). Der wiederholte Gebrauch bestimmter formaler Strukturen führt schließlich zur Bildung bestimmter Muster.

Sofern bestimmte syntaktische Strukturen repetitiv gebraucht werden, lassen sich grammatische Muster erkennen. Wenn bestimmte Inhalte wiederholt werden, können auch diese musterhaft werden. Im Nebeneinander von Form und Inhalt sowie den äußeren Faktoren entsteht in Summe ein Textprofil, das vom Rezipienten zusammengesetzt werden kann. Das folgende Modell erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit; es kann als erste Annäherung zu einem möglichen Ansatz für *text profiling* verstanden werden.

Obwohl ein Textprofil aus grammatischen Mustern erst in der Gesamtheit des Textes erschlossen werden kann, lässt bereits der erste Blick auf einen Textausschnitt Annahmen zum erwarteten Textprofil zu. Beispielsweise können wir auf den ersten Blick große Unterschiede in den folgenden Textsequenzen feststellen und Vermutungen zu den o.g. Parametern eines Textprofils anstellen:

A *Schon die Sprache läßt die „Seltenheit“ zugleich als Vorzüglichkeit und etwas „ganz Besonderes“ ohne weiteren Zusatz, als etwas ganz besonders Gutes gelten, während das Gemeine, d. h. das dem weitesten Kreise Eigene, Unindividuelle, zugleich das Niedrige und Wertlose bezeichnet.“* (Simmel 1890)

B *„dornach auff bergen, eine schöne stadt mit einem schönen schlos versehen“ Alhir gehet das venedieger landt Recht an, dornach auff pressa, eine schöne stadt, Alhir habe Ich mich lassen vnterhalten vnter die venediegern, In Ihren dienst, da sindt wir aus einer stadt In die ander gezogen, In die gartir sein, Als von pressa Auff biskere am gardtsch, eine vberaus schöne festung, [...] Alhir bin Ich krank worden, den ein gar hiedtzieger wein, In diesen landt, bin krank gewessen 2 Monat, doch hat mich der almechtige wieder geholffen, da sonsten viel deuten gestorben sindt“* (Söldnerleben 1625–1649)

Hinter A lässt sich anhand des gebrauchten Wortschatzes ein gebildeter Schreiber vermuten. Die Verwendung von Nebensätzen und erweiterten Nominalgruppen (d.h. Wortgruppen, deren Kern ein Substantiv darstellt, z.B. *das dem weitesten Kreise Eigene; etwas ganz besonders Gutes*) lässt auf einen distanzsprachlichen (schriftsprachlichen) Text schließen. Inhaltlich geht es um die Abgrenzung der Konzepte des Seltenen und Gemeinen.

Ausschnitt B lässt einen weniger gebildeten Schreiber erwarten. Der Text macht einen nähe-

Tabelle 1: Komplexitätsmaße in zwei Texten im Vergleich

	A (Simmel)	B (Söldnerleben)
Sätze	10	10
Teilsätze	28	10
Teilsatz/Satz	2,8 TS/S	1 TS/S
Wörter	242	103
Wörter/Satz	23,1 W/S	10,3 W/S
Wörter/Teilsatz	7,9 W/TS	10,3 W/TS
Komplexe Attribute	6	0

sprachlichen Eindruck (klingt wie gesprochen). Es gibt kein Prädikat, die Sätze erscheinen unvollständig. Inhaltlich geht es darum, dass der Schreiber im Rahmen seines Einsatzes als Söldner in die Stadt Bergen gezogen ist, die er als schön bewertet. Das vorgeschlagene Textprofil zu Ausschnitt B könnte wie folgt ausgefüllt werden:

Die unter *Rahmenbedingungen* aufgeführten Elemente sind weitestgehend nur unter Einbezug weiterer Textteile und entsprechend nicht allein durch den Ausschnitt zu beantworten. Man benötigt hierfür sogenannte „Metainformationen“ über den Autor und den Kontext des Entstehens des Textes. In einem Korpus werden solche Metainformationen mit erfasst, damit man in der Analyse die Informationen zu den Rahmenbedingungen systematisch mit den sprachlichen Merkmalen korrelieren kann.

Jedenfalls können wir nach der ersten Lektüre der beiden Ausschnitte mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten: Das sind zwei unterschiedliche Schreiber und zwei unterschiedliche Texte. Worin liegt es nun begründet, dass der Leser mit den beiden Textausschnitten instinktiv ganz unterschiedliche Textprofile mit verbindet? Der augenscheinliche Unterschied könnte u.a. mit dem Begriff der Komplexität benannt werden: Sowohl im Hinblick auf den Inhalt als auch auf die sprachliche Gestaltung kann Ausschnitt A im Vergleich zu B als komplexer beschrieben werden. Einfach gesagt: A verfügt über mehr Wörter, größere Wortgruppen, einen größeren Wortschatz und verschachtelte Sätze. Komplexität ist ein Indikator zur Bestimmung der einzelnen Parameter im *text profiling*. Für die Messbarkeit von Komplexität auf der Formseite ist die Analyse der Sprachoberfläche unerlässlich. Hierfür gibt das syntaktisch tiefenannotierte Korpus dem Forscher die Messinstrumente zur Hand.

Die von uns bereits nach der ersten Lektüre der Ausschnitte festgestellten Unterschiede lassen sich auch in Zahlen ausdrücken. Mit Hilfe der von Lötscher (2016: 387) entwickelten Hilfsvariablen zur Determinierung von Komplexität sollen die beiden Texte nun empirisch nebeneinandergestellt werden. Lötscher (ebd.) hat in unterschiedlichen Texten jeweils 100 Sätze nach den in ihnen vorkommenden Teilsätzen, Wörtern

und komplexen Nominalgruppen untersucht. Mehr Teilsätze, mehr Wörter und mehr komplexe Nominalgruppen bedeuten jeweils mehr Komplexität.

Wir wollen uns exemplarisch die ersten zehn (grammatischen) Sätze der jeweiligen Texte anschauen.

Zunächst fällt auf, dass im Text A mehr als doppelt so viele Wörter als im Text B auf 10 Sätze kommen. Durchschnittlich kommen in A 23 Wörter auf einen Satz, in B sind es lediglich 10 Wörter pro Satz. Außerdem sind in A fast dreimal so viele Teilsätze enthalten wie in B. A hat also mehr Wörter und mehr Nebensätze; in B gibt es keinen einzigen Nebensatz.

Im Text *Söldnerleben* lassen sich in den ersten zehn Sätzen auch keine komplexen Nominalgruppen im Sinne Lötschers³ feststellen, d.h. Wortgruppen werden einfach aufgebaut (z.B. durch *Artikel+Adjektiv+Substantiv*: *eine schöne Stadt*). Die geringe formale Komplexität stimmt mit der inhaltlichen Seite überein: Im Text werden die Kriegszüge in kurzen Phrasen nachgezeichnet,

„1625. von Vrssenowe, wieder auff pressa“

der Dienst und die Tätigkeiten des Söldners werden in Kurzform festgehalten;

„von daaus, sindt wir auff den musterplatz gezogen,
nach die ober Marggraffschaff baden,
Aldort In quartier gelehgen“

die Tode der Kameraden werden nüchtern dokumentiert.

„also habe Ich meinen camerradt verloren,
weis auch noch nicht wo er hin kommen Ist“

Die grammatischen und inhaltlichen Muster sind am Kommunikationsbedürfnis des Schreibers ausgerichtet. So scheint es dem anonymen Söldner maßgeblich darauf anzukommen, seine Erlebnisse im Krieg gebündelt und ohne Ausschweife zu dokumentieren.

Ganz anders verhält es sich in Text A, einem wissenschaftlichen Artikel des Philosophen Georg Simmel im Rahmen seiner Monographie „Über soziale Differenzierung“ aus dem Jahre 1890. Der argumentative Aufbau des Textes dient im zitierten Abschnitt der Definition und Konzeptualisierung des sozialen Niveaus. In diesem Text lässt sich das „Streben nach ikonischer Abbildung logischer Zusammenhänge[...] in Fachtex-

Tabelle 2: Grammatische Ebenen, Analyseeinheiten und Werte in GiesKaNe nach Ägel (2017: 26)

Ebene	Analyseeinheit	Grammatischer Wert
Makroebene	Text	Textglied
Mesoebene	Satz	Satzglied
Mikroebene	Wortgruppe/Wortarten	Wortgruppenglied

ten“ (Lötscher 2016: 370) nachvollziehen, in dem die hohe sprachliche Komplexität zunächst als „Reflex eines Bemühens um sprachliche Präzision“ (ebd.) erscheint. Auf der sprachlichen Oberfläche wird dieses Bemühen um die bildhafte Abbildung von Logik in Passagen wie der folgenden besonders greifbar, in der für diesen Zweck mathematisch-logische Formeln versprachlicht werden:

*„so völlig falsch es logischerweise ist, dafs,
weil alle $a = b$ sind, nun auch alle $b = a$ sein
sollen, so begeht doch das thatsächliche
Denken und Fühlen unzähligemal
diesen Fehlschluß“*
(Simmel 1890)

Die Komplexität erstreckt sich in diesem Fachtext von der Makroebene (ausgedehnte Sätze, viele Wörter) über die Mesoebene (viele Satzglieder, viele Gliedsätze) bis hin zur Mikroebene (erweiterte Wortgruppen, komplexe Nominalgruppen i.S. Lötschers). Die komplexen Nominalgruppen dienen nicht zwingend einfach nur der Unterbringung zusätzlicher Informationen oder von „Parallelinhalten“, sondern können in der jeweiligen Aussage als „eigenständige Textthemen thematisiert“ werden (Lötscher 2016: 371). Auf der Formseite bedeutet das wiederum, dass sie grammatisch nicht nur als kontextmodifizierende Adverbiale, sondern auch als direkte Prädikatsergänzungen gebraucht werden können. Die attributive Präzision dient der Erörterung, Reflexion und Diskussion der formulierten eigenständigen Textthemen. Die mehrschichtige Textthematik übersetzt sich in die mehrschichtigen syntaktischen Strukturen.

Zur Verdeutlichung der syntaktischen Mehrstufigkeit des Textes sollen exemplarisch zwei komplexe Nominalgruppen graphisch visualisiert werden:

Die Darstellungsform der Beispiele wird im folgenden Kapitel näher erläutert. Die Abhängigkeiten sind hier als sogenannte Konstituentenstrukturen in einem Baum abgebildet. Beide Beispiele repräsentieren je eine Nominalgruppe (d.h. Wortgruppen mit einem nominalen Kern: *etwas, Stil*) mit komplexer interner Struktur, d.h. beide Nominalgruppen verfügen über Attribute zweiten Grades, d.h. Wortgruppenglieder, die den anderen zwei Stufen untergeordnet sind. So werden die Wortgruppen länger und „tiefer“, ergo komplexer.

Dass mit der syntaktischen Komplexität auch eine ausgewählte Leserschaft i.S. eines recipient design zum Wunschartikellatten erklärt wird, kann an dieser Stelle nicht ausgeweitet werden. Es kann aber festgehalten werden, dass Ausschnitt A ein höher gebildeteres Publikum als Ausschnitt B adressiert. Schließlich sind verschachtelte Nebensätze und mehrstufige Wortgruppen für den Leser schwieriger zu entschlüsseln und somit zu verstehen.

Wie an den beiden Texten gezeigt werden konnte, sind die inhaltlichen Aspekte nicht getrennt von den sprachlichen zu betrachten. Sprachoberfläche und -inhalt sind eng miteinander verwoben. Die sprachliche Gestalt wird als Vermittlungsmedium für Inhalte nach den jeweiligen Kommunikationsbedürfnissen des Sprechers ausgerichtet.

Sprachliche Oberfläche und Inhalt stehen folglich in einem kodependenten, reziproken Verhältnis.

Datenaufbereitung

Wie weiter oben bereits beschrieben wurde, erfolgt die Annotation der sprachlichen Daten aufgrund des komplexen Mehrebenenmodells zu großen Teilen manuell. Als Werkzeug dafür

GKN_Token	Normalisierung	Lemmatisierung	Wortart (Klasse)	Wortart (Subklasse)	Makro- glieder	Teilsätze	Mesoebene 0	Semantik 0	Mikroform Ebene A	Wert/Funkt ion Ebene A
Unter	Unter	Unter	pr		s	hs	dirum		pgr	ko
solche	solche	solch	d	demo						ke
beße	böse	böse	adj							
Buben	Buben	Bube	n							
undt	und	und	j	kon						
Merdter	Mörder	Mörder	n							
bin	bin	sein	v	lv			prädi vk>	VORG>	vgr>	
ich	ich	ich	p	pers			sub	VT		
auch	auch	auch	j	ap						
gefallen	gefallen	fallen	v	vv			<prädi vk	<VORG	<vgr	
undt	und	und	j	kon	kg	hs				ke
nahe	nahe	nahe	adv							
ermordtet	ermordtet	morden	v	vv						
worden	worden	werden	v	lv pass						
-	-	-	-	-						
so	so	so	j	subj						
mich	mich	ich	p	rf						
mein	mein	mein	d	poss						
Gott	Gott	Gott	n							
nicht	nicht	nicht	ptk	neg						
erhalten	erhalten	erhalten	v	vv	s	ns	adv_kond			ko
hette	hätte	haben	v	lv						ke
										ke
										ke
										ke
										ke
										ke
										ke
										ke
										ke
										ke

Abb. 6: Auszug einer Annotation des Güntzer in Excel

GKN_Token	Form 1	Funktion 1	Form 2	Funktion 2	Form 3	Funktion 3	Form 4	Funktion 4
Unter	s	dirum	pgr	ko				
solche						ko		
beße						attr adj		
Buben				ke	ngr			k
undt						ke	koord	k
Merdter								k
bin		prädi vk:VORG>	vgr>	ko				
ich		sub:VT						
auch								
gefallen		<prädi vk:VORG	<vgr	ke				
undt	kg							
nahe	s	kom_neg						
ermordtet		prädi vk:VORG	vgr	ke				
worden				ko				
-								
so								
mich				ob akk:HG				
mein						ko		
Gott				sub:HT	ngr	ke		
nicht				kom neg				
erhalten				prädi vk:HAN D		ke		
hette						ko		

Abb. 7: Annotation der Baumstruktur in Excel

dient das verbreitete Tabellenkalkulationsprogramm Microsoft Excel. Der zu verarbeitende Text gestaltet sich somit als eine umfangreiche Tabelle, die die syntaktischen Informationen beinhaltet. Jede Zeile entspricht einem Token, also

einer Wortform bzw. einem Satzzeichen, des Texts, jede Spalte repräsentiert eine Annotationsebene des Korpus. In Excel lassen sich Zellen verbinden, was sich für Spannannotationen nutzen lässt, die für die syntaktische Analyse eine

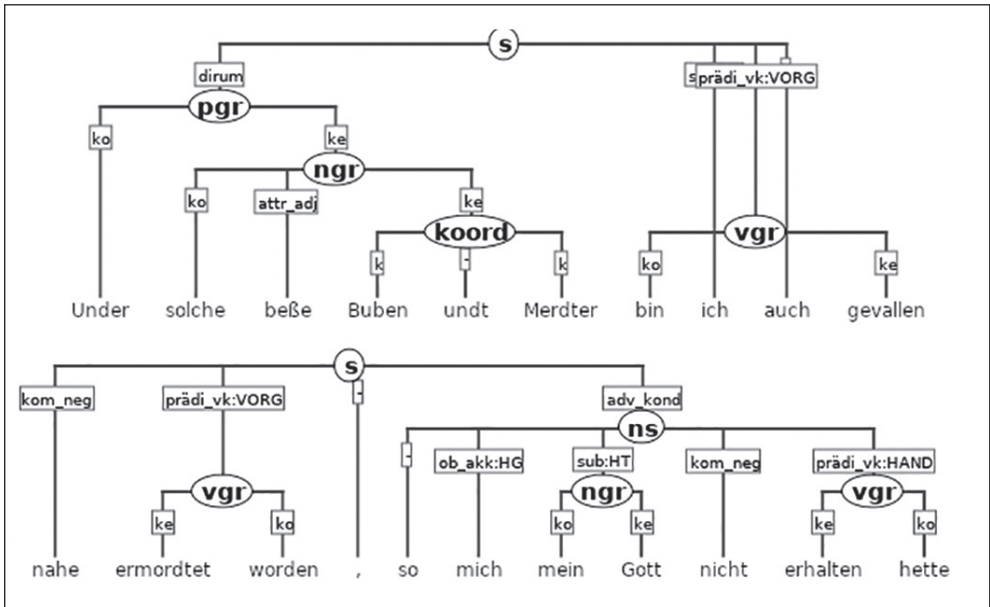


Abb. 8: Darstellung der Syntax im Baumformat in ANNIS

wichtige Grundlage bilden. So lassen sich Strukturen erfassen, die über mehrere Token hinaus reichen. In Abb. 6 sieht man am Beispiel eines Auszug aus Güntzer, wie eine solche Tabelle aussehen kann.⁴

Wie bei linguistischen Korpora üblich, enthält das GiesKaNe-Korpus eine Normalisierung und Lemmatisierung (grün), bei denen die Token an das Gegenwartsdeutsche angepasst bzw. ihre Grundform erfasst wird, was spätere Suchanfragen vereinfacht. Darüber hinaus umfasst es eine Annotation der Wortarten (orange). Das Herzstück des Korpus, die syntaktischen Informationen, gliedert sich in drei übergeordnete Ebenen – die Makro-, Meso- und Mikroebene. Terminologisch lehnt sich diese Segmentierung an Ágel (2017) an. Auf der Makroebene (blau) werden die größten syntaktischen Einheiten, die Textglieder, erfasst, es handelt sich dabei etwa um Sätze oder Nichtsätze (Ellipsen). Zusätzlich werden auf der Makroebene auch Teilsätze wie Haupt- oder Nebensätze getaggt (= als Analyse-kategorie dem Text zugewiesen). Eine Ebene tiefer, auf der Mesoebene, erfolgt die Annotation der Satzglieder (pink), auf der Mikroebene werden

schließlich die kleinsten Einheiten, die Wortgruppen, dokumentiert (gelb).

In GiesKaNe ist die wichtigste Ebene des Mehrebenenmodells eine Baumbank. Baumbanken bestehen aus sogenannten syntaktischen Bäumen, die sich für die Darstellung komplexer hierarchischer Strukturen wie Syntagmen in der Linguistik etabliert haben. „Ein Baum definiert sich durch seine Wurzel (engl. "root"), die über beliebig viele Verzweigungen (Knoten; engl. "node") mit den sogenannten terminalen Knoten, den Token bzw. Wortformen verbunden sind“ (Hirschmann 2019: 60). Auf dieser Form der Visualisierung aufbauend entstanden und entstehen umfassende Korpora, die Sätze im Baumformat abbilden, so auch ein Teil von GiesKaNe. Dies sei am Beispiel des ersten Satzes des Güntzer-Auszugs aus Abb. 6 kurz illustriert: *Under solche beße Buben undt Merdter bin ich auch gefallen*.

Dieser Satz ist die Wurzel eines Baums, dessen Komponenten die Knoten darstellen. Die Baumidee fortführend könnten die Knoten auch als Äste bezeichnet werden. Diese wachsen zunächst als Satzglieder. Unser Satz gliedert sich in eine direktionale lokale Bestimmung (*under sol-*

che beßen Buben undt Merdter), ein Prädikat (*bin gevallen*) und ein Subjekt (*ich*). Sowohl die direktionale Bestimmung als auch das Prädikat bestehen aus mehreren Wörtern, sie sind also Wortgruppen. Diese Gruppen lassen sich abermals zerlegen, da ihre Bestandteile wiederum Funktionen innerhalb der Wortgruppe einnehmen. Um im Bild zu bleiben, könnte man sich diese Funktionen als Zweige vorstellen, die von den Ästen sprießen. In der Verbalgruppe, die das Prädikat bildet, tritt das Hilfsverb *bin* in diesem Fall als sogenannter Kopf, das Partizip *gefallen* als sogenannter Kern der Wortgruppe auf. An dieser Stelle wären somit die Blätter des Baums erreicht, die Tokenebene bildet wie beschrieben den Abschluss der Analyse. Je komplexer der Satz und seine Wortgruppen sind, desto stärker verzweigt ist folglich der Baum.

Im Laufe der Annotation „verwachsen“ so die Makro-, Meso- und Mikroebene miteinander zu einem gemeinsamen Baum. So stellt Abb. 2 die rohe Form der Bäume in Excel dar, hier stehen Funktionen wie die Satzglieder, die vorher auf der Mesoebene erfasst wurden, neben ihren formalen Gegenstücken der Wortgruppen, die zunächst auf der Mikroebene annotiert wurden.⁵

Abbildung 8 zeigt schließlich die finale Visualisierung der Sätze im Baumformat. Durch eine Überführung der in Excel gespeicherten Daten in ein spezielles XML-Format wird GiesKaNe zur öffentlichen Ressource. Diese Bäume sind somit neben den weiteren im Korpus gesammelten Daten online über ANNIS abrufbar, wo das Korpus digital bereitgestellt wird. Als ein browserbasiertes Suchwerkzeug, das an der Humboldt-Universität zu Berlin entwickelt wurde, dient ANNIS als Plattform für vielschichtig annotierte linguistische Korpora (Krause/Zeldes 2016, siehe auch <https://corpus-tools.org/annis/>).

Die Veröffentlichung von Korpora ist im Bereich der Korpuslinguistik ein gängiges Verfahren, da sie sich so für die weiterführende Forschung nutzen lassen. Des Weiteren können Forschungsergebnisse auf diese Weise nachverfolgt und überprüft werden. ANNIS unterstützt dazu verschiedene Darstellungsformate, so auch die besagte Baumstruktur. Zur Erforschung sprachlicher Phänomene verfügt ANNIS zudem über eine umfangreiche Abfragespra-

che, die die Suche nach interessanten Entwicklungen innerhalb der Periode des Neuhochdeutschen im GiesKaNe-Korpus ermöglicht.

Anmerkungen:

¹ Die Kommunikationsbeteiligten können je nach Textorte unterschiedlich stark ausgeprägt sein. So ist in einem Tagebucheintrag der Empfänger i.d.R. weniger wichtig und somit weniger präsent als in einem Brief. Die pragmatischen Bedingungen spiegeln sich in der Sprachoberfläche: Imperative, Anredenominative und der Gebrauch von Personalpronomina sowie Verben in der zweiten Person (Singular) machen den Empfänger und Dialogteilnehmer im Brief auf der Sprachoberfläche sichtbar; der Verzicht auf diese Mittel und der kumulative Gebrauch der 1. Person Singular kennzeichnen die Abwesenheit eines intendierten Rezipienten und die monologische Sprechsituation im Tagebuch.

² Mit der hier vorgestellten vereinfachten Darstellung soll nicht impliziert werden, es handle sich um rein additive Bausteine der Textprofilbildung. Genau genommen bestehen zwischen den einzelnen Bausteinen hierarchische Beziehungen: Die Rahmenbedingungen bedingen die Ausgestaltung von Form und Inhalt. Die einzelnen Parameter müssen theoretisch skalar gedacht werden. Im Rahmen dieses Artikels verzichten wir auf eine genauere Modellierung.

³ „mindestens zwei (einfache oder komplexe) nominale Attribute in pränuklearer oder in postnuklearer Position, koordiniert oder parallel; mindestens ein komplexes Attribut (NG oder AdjG mit zusätzlicher Einbettung); zwei einfache Adjektive werden nicht gezählt“, ebd.

⁴ Die Abbildung zeigt eine stark vereinfachte Form der Analyse, die für den Zweck der Anschaulichkeit angepasst wurde. Im Normalfall sind die Analysetabellen um einiges umfangreicher.

⁵ Dass sich diese finale Form der Annotation erst im späteren Prozess ergibt, hängt mit unterschiedlichen Arbeitsabläufen zusammen, so umfassen die unterschiedlichen Ebenen etwa noch weitere grammatische Informationen, die über den Baum hinausgehen und daher in unterschiedlichen Schritten erfasst werden müssen.

Literatur:

- GiesKaNe:
<https://gieskane.com/>
https://korpling.org/annis3/#_c=R2llc0thTmVmMC4x
 Primärquellen:
 Simmel = Simmel, Georg (1890): Über soziale Differenzierung: Sociologische und psychologische Untersuchungen. Leipzig: Duncker & Humblot.
 Briefwechsel = (1871–72/1999): „Wenn doch dies Elend ein Ende hätte“: ein Briefwechsel aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Hrsg. von Isa Schikorsky. Köln et al.: Böhlau 1999 (Selbstzeugnisse der Neuzeit 7).
 Güntzer = Güntzer, Augustin (1657/2002): Kleines Biechlin von meinem ganzten Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert. Hrsg. von Fabian Brändle und Dominik Sieber. Köln/Weimar: Böhlau 2002 (Selbstzeugnisse der Neuzeit 8).

Söldnerleben = (1625–1649/1993): Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte. Hrsg. v. Jan Peters. Berlin: Akademie-Verlag 1993 (Selbstzeugnisse der Neuzeit 1).

Zimmer = (1861–64/2001): Michael Zimmer's Diary. Ein deutsches Tagebuch aus dem Amerikanischen Bürgerkrieg. Hrsg. von Jürgen Macha und Andrea Wolf. Frankfurt/Main et al.: Lang 2001 (Sprachgeschichte des Deutschen in Nordamerika 1).

Sekundärliteratur:

Ägel, Vilmos 2000: Syntax des Neuhochochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Bd. 2. 2. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2), 1855–1903.

Ägel, Vilmos 2017: Grammatische Textanalyse. Textglieder, Satzglieder, Wortgruppenglieder. Berlin/Boston: de Gruyter.

Elspeß, Stephan 2005: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 263).

Hennig, Mathilde 2009: Nähe und Distanzierung. Verschriftlichung und Reorganisation des Nähebereichs im Neuhochochdeutschen. Kassel: University Press.

Hirschmann, Hagen 2019: Korpuslinguistik. Eine Einführung. Stuttgart: J.B. Metzler.

Knoop, Ulrich 1994: Entwicklung von Literalität und Alphabetisierung in Deutschland. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), 859–872.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1994: Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit: ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung = Writing and its use. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10), 587–604.

Krause, Thomas/Zeldes, Amir 2016: ANNIS3: A new architecture for generic corpus query and visualization. In:

Digital Scholarship in the Humanities 2016 (31). <http://dsh.oxfordjournals.org/content/31/1/118>

Lötscher, Andreas 2016: Komplexe Attributierung als Element von Textstilen im diachronen Vergleich. In: Hennig, Mathilde (Hrsg.): Komplexe Attribution. Ein Nominalstilphänomen aus sprachhistorischer, grammatischer, typologischer und funktionalstilistischer Perspektive. Berlin/Boston: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen 63), 353–390.

Oesterreicher, Wulf 1993: Verschriftung und Verschriftlichung im Kontext medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit. In: Schaefer, Ursula (Hrsg.): Schriftlichkeit im frühen Mittelalter. Tübingen: Narr (Script Oralia 53), 267–292.

Polenz, Peter von 1994: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart: Band II: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter (de Gruyter Studienbuch).

Polenz, Peter von 1995: Sprachsystemwandel und sozio-pragmatische Sprachgeschichte in der Sprachkultivierungsepoche. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus/Reichmann, Oskar (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochochdeutschen: Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 156), 39–67.

Reichmann, Oskar 1988: Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske, Horst, Haider et al. (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York: de Gruyter, 151–180 [unter Mitwirkung von Christiane Burgi, Martin Kaufhold und Claudia Schäfer].

Kontakt:

Prof. Dr. Mathilde Hennig
Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Germanistik
Otto-Behaghel-Straße 10B
35394 Gießen



Einrahmungen Restaurationen Künstlerbedarf

Ludwig-Rinn-Straße 14–16 | Haus D
(im Rinn & Cloos Gewerbepark)
35452 Heuchelheim bei Gießen
☎ (06 41) 13 18 51 69 | www.artikum.com

Mo.–Fr. von 15–18 Uhr
jeden ersten + letzten Samstag von 10–13 Uhr



Artikum

Terminvereinbarung
erwünscht

Peter v. Möllendorff

Schönes Hören.

Theorie und Praxis literarischen Hörens in der Antike

An der Professur für Griechische Philologie des Instituts für Altertumswissenschaften wird in einem von der DFG finanzierten Projekt (Oktober 2019 bis September 2022) erforscht, welche Bedeutung die Ausrichtung literarischen Schaffens vor allem auf eine auditive Rezeption für den literarischen Stil und dann für das zeitgenössische soziokulturelle Verständnis von Sprache generell hatte. Der Untersuchungszeitraum umfasst die Spanne vom ersten vorchristlichen bis zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert.

Wenn die antike Philosophie auch die Disziplin der Ästhetik als solche nicht kennt, hat sich doch jede ihrer Richtungen mit der Frage nach dem Schönen eingehend beschäftigt. In pragmatischerer Form stellen solche Fragen auch die antike Poetik und Rhetorik; und auch in der impliziten Poetik antiker literarischer Texte finden sie ihren Platz. Hier geht es zumeist um die Frage, warum Rezipienten Literatur als angenehm, erfreulich, lusterregend, faszinierend, auch „schön“ empfinden, besser: Was genau im und am literarischen Text solche Wirkungen hervorbringt. Die Antworten erstrecken sich über eine weite Skala und umfassen sowohl inhaltliche als auch formale Eigenschaften von Texten, sowohl nebeneinander als auch miteinander. Grundlegende poetologische Konzepte wie „Inspiration“ oder „Mimesis“ (Nachahmung) verlagern das wirkende Prinzip primär in eine metaphysische oder in eine objektive Dimension. Es ist vor allem die Rhetorik gewesen, die, da sie die von ihr intendierte Leistung am eindeutigsten benennen kann, zunächst auch die klarsten Aussagen über sich aus der geformten Sprache selbst ergebende Wirkungen treffen konnte. Im Zuge der Verbindung von Rhetorik und Poetik im beginnenden augusteischen Prinzipat, dann in der hohen Kaiserzeit und verstärkt durch die hellenistische Philologie

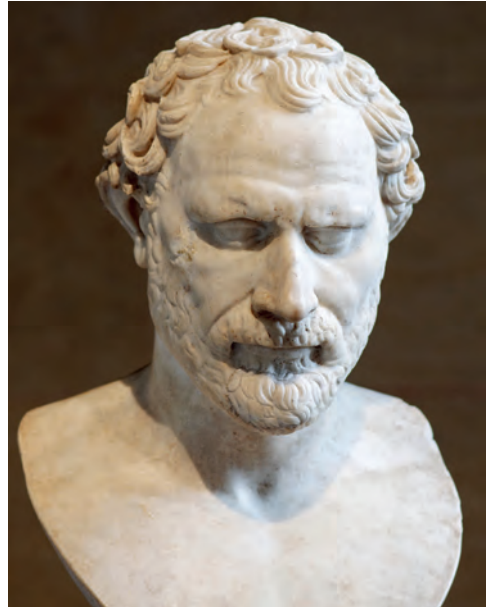
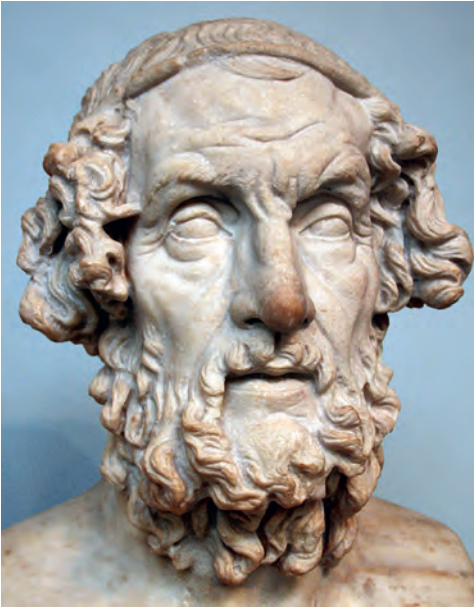
und ihre Bemühungen um die Entwicklung von Kriterien zur Erfassung und Bewertung von im weitesten Sinne literarischer Qualität richtet auch die Poetik ihren Blick noch stärker auf das, was ihr vorher selbstverständlich gewesen zu sein scheint: die in Material und Form von Sprache selbst liegenden Wirkungen. Die klassizistische Theorie, die sich im 1. Jh. v. Chr. herauszuschälen begann, postulierte nun, dass es insbesondere die attische Literatur und Rhetorik des 5. und 4. Jahrhunderts (inklusive Homer), also die Textproduktion im klassischen Athen und seinem Umland, gewesen sei, die diese sprachimmanenten Potentiale zu idealer Effizienz geführt habe.

Der hieraus resultierende so genannte Attizismus – hierunter ist eine (realiter sehr unterschiedlich intensive) konzeptuelle und pragmatische Orientierung des Sprachschaffens in Literatur und Rede an Vorgängern in der attisch-athenischen Kultur des fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderts zu verstehen – stellt daher eine Richtung dar, die die griechische ebenso wie die lateinische Poetik und Rhetorik vom ersten vorchristlichen Jahrhundert an dominierte und zum leitenden Paradigma der hellenischen Kultur der Kaiserzeit avancierte. Beachtlicherweise findet man ihn zuerst innerhalb der römischen Kultur. Hier dient der Rückbezug auf die *attici* zunächst edukativen Zwecken innerhalb der rhetorischen Ausbildung der römischen Oberschicht, die lateinischen Rhetorikschulen spätestens seit dem Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr. misstraut und sich an griechisches Lehrpersonal hält, das zum Zwecke einer Ausbildung am Beispiel der Besten einerseits, zum Zwecke der didaktischen Reduktion andererseits einen festen und kleinen Kanon attischer Redner propagiert. Im Zuge der Auseinandersetzungen um Marcus Antonius und Octavianus Augustus

kommen griechische Rhetoren und Literaten aus politischen wie aus kulturellen Gründen nach Rom. Sie beziehen sich ebenfalls auf einen attischen Kanon, zum einen aus Qualitätsgründen, zum anderen im Sinne eines Bekenntnisses zu einem „westlichen“ Reichszentrum unter dem Prinzipat des Augustus. In diesem Zusammenhang konstituiert sich entsprechend die Ablehnung einer Ostorientierung (durchaus zu verstehen als ein Bekenntnis zur antoninischen Seite) und einer emotionaleren und „ausufernderen“ Rhetorik und Sprachgestaltung als „asianisch“. Dieser scheinbare Gegenbegriff zum „Attizismus“ gewinnt nie wirklich konzeptuelle Qualität und dient der polemischen Diskreditierung einzelner Redner, insbesondere Ciceros, während ihm im 2. und 3. Jh. n. Chr. allmählich eine positivere und eigenständigere Wertschätzung zuteil wird. Unter der Regierung des Augustus tritt in Rom der griechische Attizismus seinen Siegeszug an, den er in der Kaiserzeit fortsetzt, in der er als eigentliches Maß gekonnter griechischer Sprachgestaltung gilt. Seine fehlerlose Beherrschung in Lexik und Syntax gilt fortan als Ausweis und Berechtigungsnachweis für die Zugehörigkeit zur Oberschicht, während sich die lateinische Rhetorik ab der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. an dem kanonisch gewordenen Vorbild Ciceros orientiert (dessen Stilistik unter seinen Zeitgenossen durchaus auch kritisch gesehen und bisweilen als „asianisch“ attackiert wurde). Die attizistische Skala ist breit angelegt: Einerseits geht es hier um eine minutiöse Beachtung attischer Sprachnormen sowie die Verwendung ausschließlich von attisch belegten Wörtern und Schreibweisen, andererseits werden Motive und Themen, Schreibweisen und Stile attischer Herkunft zum einzigen Referenzpunkt, und wenn man sagen kann, dass alles, was attisch ist, auch gut ist, so gilt in der Hochzeit des Attizismus auch die Umkehrung: Alles, was gut ist, ist auch attisch. Der Attizismus ist stark beteiligt an der Verfestigung der langlebigen griechischen Diglossie von Demotiké und Katharévousa, die erst durch die griechische Kulturpolitik des 20. Jahrhunderts beseitigt wurde.

Die altphilologische Forschung hat sich immer wieder mit dem Attizismus beschäftigt und ihn in Theorie und Praxis ausgiebig untersucht. Von Betrachtungen der attizistischen Praxis einzelner kaiserzeitlicher Autoren bis hin zu groß angelegten attizistischen Gesamtüberblicken, von konzepthistorischen Darstellungen über Analysen einzelner Attizismustheorien (etwa bei Dionysios von Halikarnassos und Ps.-Longin) bis hin zu sozialgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Funktionalisierungen sind das Phänomen des Attizismus und seine historischen Ausdifferenzierungen sehr weitgehend erfasst worden. Dabei wird zwar nicht ignoriert, aber nie wirklich in die Untersuchung integriert, dass der Attizismus nicht eigentlich ein Phänomen des geschriebenen und (still) gelesenen Wortes ist, sondern der laut gesprochenen, laut gelesenen und (in der Rede) performierten Sprache. Dabei reflektiert ja bereits Platon, worin genau eigentlich die mimetische Leistung von Sprache besteht und worin sie sich von anderen mimetischen Modi – dem Visuellen, dem Gestisch-Performativen, dem Musikalischen – unterscheidet, und selten wird die mimetische Leistung der Sprache hinreichend von ihrer bedeutungsgebenden Leistung unterschieden.

Alle mit der Oralität verbundenen klang sinnlichen Effekte gehören daher zur rezeptiven Bestimmung des antiken „poetischen“ Textes essentiell dazu, der wesentliche stilistische Wirkungen aber auch bei der stillen Lektüre entfaltet. Dies ist – neben etwa den an ihrem insgesamt schlechten Erhaltungszustand laborierenden, aber eminent wichtigen Schriften des Philodem von Gadara – ausführlich dargelegt im Traktat *Περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* (*De compositione verborum*) des Dionysios von Halikarnassos (ca. 54 v. Chr.–7 n. Chr.), eines der wichtigsten Theoretiker idealer, zugleich attischer Sprachformung. Er wird in der Projektarbeit immer wieder als Referenztext herangezogen, da er sich nicht darauf beschränkt, Klang- und Stilphänomene zu benennen, sondern sie auch bewertet, charakterisiert und ihnen *qua* Mimesis einen unmittelbaren Einfluss auf die ethische Bildung der Sprecher wie der Hörer einräumt. Ein bedeutender Teil seiner Darlegungen



Homer und Demosthenes, die Leitsterne des Attizismus der griechischen Kaiserzeit.

(Quellen: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/1c/Homer_British_Museum.jpg?uselang=de, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/94/Demosthenes_Polyeuctos_Louvre_Ma237_n01.jpg?uselang=de)

zur Fügung der Elemente der Sprache – sie reicht von der Kombination von Buchstaben zu Silben, von Silben zu Wörtern, von Wörtern zu Wortgruppen und von Wortgruppen zu Sätzen unterschiedlicher Komplexität – ist immer wieder der gesprochenen Sprache gewidmet, ihrer genauen Artikulation (die etwa für alle Phöneeme auch physisch minutiös beschrieben wird), ihrer Melodie und Rhythmik. Dies alles ist es, was eine maximal „schöne und lustvolle“ Sprache ausmacht, sowohl im Akt des Sprechens als auch im Akt des Hörens. Dass sich diese Ästhetik von Sprache mit ihren semantischen Gehalten „angemessen“ verbinden muss, ist dabei für ihn eine mehr am Rande erwähnte Selbstverständlichkeit, die allerdings für die Relevanz und die Praktikabilität des gesamten Konzepts bedeutsam ist. Die spezifische, nämlich engagierte und poetisch-rhetorisch ausgefeilte und durchdachte Sprachlichkeit ist nicht einfach transparentes Medium, Stil ist nicht einfach Ornament, sondern für den Rezipienten der eigentliche Schlüssel zum thematischen Kern und seinem Erleben. Sie liefert

Färbungen, Tönungen, Ponderierungen, Stimmungen, Rhythmen und insgesamt musikalische Faktoren, arbeitet mit Kontrasten, Variationen, Repetitionen, Dehnungen und Beschleunigungen, aber auch mit Konnotationen, Allusionen, setzt Akzente oder generiert Leerstellen, ist anschaulich oder obskur. Genau diese mediale Dimension, die Akustik von Sprache, nimmt die Forschung, wie erwähnt, bislang kaum in den Blick. Das ist leicht erklärlich, da uns hier insgesamt nur wenig belastbares dokumentarisches Material zur Verfügung zu stehen scheint. Andererseits wissen wir doch, eben etwa aus Dionysios von Halikarnassos, aber auch aus den Sophistenviten Philostrats, gar nicht wenig über diese Ebene sprachlicher Performanz. Dionysios gibt uns überdies eine ganze Reihe von Beispielen, wie er sich dementsprechend zielführende Analysen attischer Texte – Homer, Thukydides, Herodot, Demosthenes u. a. – vorstellt. Texte besitzen in seinen Augen eine nahezu physische Präsenz, die unmittelbar auf das Ohr wirkt. Damit vertritt er eine Ästhetik, die bestenfalls sekundär auf eine

Hermeneutik ausgerichtet ist. Seinen rigiden Attizismus muss man nicht teilen, sondern kann ihn durchaus auch als Versuch ansehen, Qualitäten eines „asianischen“, also stärker auf ästhetische Effekte zielenden Stils (s. o.) in ein attizistisches Ideal zu integrieren. Dies stellt für die Durchführung des Projekts die Aufgabe einer unvoreingenommenen Analyse, für die das attizistische Konzept des Dionysios nur den Ausgangspunkt bedeuten kann, der gleichwohl durch seine starke Kategorisierung und Formalisierung ein hilfreiches Untersuchungsinstrumentarium bietet.

Angesichts dessen muss der Begriff „Präsenz“ stärker konzeptualisiert und kann nicht auf die bloße Wahrnehmbarkeit akustischer Textphänomene beschränkt werden. Hierzu hat die aktuelle Ästhetikforschung – neben Karl Heinz Bohrer und Martin Seel vor allem auch die Arbeiten von Hans Ulrich Gumbrecht – umfangreich beigetragen. In ihr wird, in der Tradition Nietzsches, die genuin ästhetische Ebene von Kunst und Literatur, der Schein (akustisch: der Klang), als *eigentliche* künstlerische Dimension des Erlebens ausgemacht, während die Objekte einer Hermeneutik im Sinne tiefer Gehalte nicht-literarischer (etwa politischer, moralischer, philosophischer) Natur dem nachgeordnet sind. Zugleich wird postuliert, dass der hermeneutische Zugriff seine eigenen Rechte besitzt, aber nur im Wechselspiel mit der Erfassung des Ästhetischen erfolgen kann. Die sich hieraus ergebenden Probleme einer interpretatorischen Methodik liegen auf der Hand; sie können aber durch die von Dionysios ins Spiel gebrachte Kategorie des *prépon* (Angemessenheit) aufgefangen werden, die eine Semantisierbarkeit von Klang und Rhythmus behauptet, zumindest aber eine entschiedene Relation zwischen dem, was gesagt wird, und dem Wie des Gesagten behauptet. Dass der griechische Begriff des *prépon* dabei eine sogar denotative Bedeutung des Leuchtens und Glänzens einbringt, macht deutlich, dass Dionysios diese Kategorie offensichtlich als ästhetisch verstanden wissen will. Es gibt also eine sozusagen parahermeneutische Erfassung von Inhalt, eine Identifikation von Wörtern, Motiven, Themen, die ihre Bedeutung *nur* in Bezie-

hung zu ihrer hörbaren Gestalt wahr- und aufnimmt, ohne nach einem „*eigentlich* Gemeinten“, einem Gehalt, auf die Suche zu gehen. Die (im weitesten Sinne) Form literarischer Werke steht in dieser Perspektive nicht im Dienst eines hermeneutisch zu eruiierenden Inhaltes, sondern bildet mit ihm, als eigenständige Dimension eines Textes, ein Ganzes. Das Projekt fragt also, durchaus naheliegend auch in Anlehnung an musikwissenschaftliche Konzepte ästhetischer Analyse (wie sie im übrigen auch Dionysios selbst bemüht), nach den Formgehalten von Texten. Nicht eine reine Beschreibung klanglichen Geschehens ist intendiert, sondern der Form wird eine produktionsästhetische Intentionalität unterstellt, die es in Korrelation zu textuellen Inhalten und zu einem weiteren rezeptiven Kontext zu stellen gilt, der auf die Form reagiert und sie zugleich auch hervorreibt; insofern ist die Form auch ein künstlerisch und mit Bezug auf ein quasi-anthropologisch gesetztes Ideal von Sprachlichkeit gestaltetes Mittel gesellschaftlicher Bewältigung. Hierbei ist freilich generell einzukalkulieren, dass, je stärker und eindrucklicher die formale Gestaltung ist, je mehr sie den Blick auf sich lenkt, desto komplexere Deutungspolyvalenzen durch sie und den entstehenden konnotativen Überhang erzeugt werden können, die sich zu den ohnehin auf der Signifikationsebene bereits bestehenden noch addieren. Das wird man jedoch eher als Stärke denn als Schwäche künstlerischer Texte ansehen.

Darüber hinaus ist schließlich generell noch eine weitere, mit Obigem eng verknüpfte ästhetische Dimension in den Blick zu nehmen, nämlich die Erzeugung eindrucksvoller rezeptiver und stark stil-gesteuerter *Erfahrungen* wie „Ekstase“, „Atmosphäre“, „Plötzlichkeit“, „Schrecken“, „Intensität“, „Schönheit“, wie sie in der Forschung vielfältig eruiert und elaboriert worden sind. Solche Erfahrungen sind für gelingende und wirkungsreiche Lektüren essentiell. Hier spielen subjektive und nicht planbare Umstände der Rezeption – wie z. B. die „Empfänglichkeit“ und „Reizbarkeit“ – eine (gerade dann, wenn man sich die oben erwähnte Dimension oral-auditiver Performanz in Erinnerung ruft, konzeptuell relevante) Rolle, doch

gibt es Einbettungen, Vorbereitungen und Hin-führungen, die sich in der Analyse herausarbeiten und operationalisieren lassen.

Das Forschungsprojekt wendet sich mithin an ausgewählten Texten der Kaiserzeit genau dieser Präsenzproblematik zu und will in mehreren einzelnen, miteinander verknüpften Einzelvorhaben zeigen, dass und wie solche Überlegungen in der textuellen Produktion pragmatisiert wurden. Zentrales Instrument des Stilverstehens ist der oben skizzierte, in der Kaiserzeit in voller Blüte stehende Attizismus. Hierbei geht es nicht darum, Texte auf ihren attizistischen Bestand in Lexik und Formenlehre hin zu analysieren. Anstelle der Erarbeitung solcher (oft bereits vorhandenen) Repertorien nimmt die Analyse die klangliche, sinnliche, atmosphärische Leistung dieser Texte in den Blick und fragt, wie sie ihre Gegenstände ästhetisch auffassen und gestalten. Stil wird hier also nicht als primär signifikationsunterstützende Textdimension verstanden, sondern als diejenige Dimension von Sprache, die Inhalten den Wert eines Erlebnisses verleiht, dessen Funktionieren zwar nur durch die Analyse erfasst, also nur *mittelbar* verstanden werden kann, das in der Rezeption des Textes jedoch *unmittelbar* wirkt. Für eine solche Untersuchung ist eine Sonderklasse der fiktionalen Literatur besonders geeignet, nämlich die Utopie. Utopische Texte referieren ja auf ein Hier und Jetzt, das es in der vom Text präsentierten Form nicht gibt und das sich von dem, was lebensweltlicher Erfahrung oder Vorstellbarkeit entspricht, durch eine deutliche ideologische oder/und atmosphärische Abweichung ins Ideale oder ins Negative – in die Eu- oder in die Dystopie – auszeichnet. Gerade bei solchen Texten erscheint es als plausible Grundannahme, dass sie sich in besonderer Weise um die Erzeugung von Präsenz bemühen, um das gänzliche Fehlen eines eigentlichen lebensweltlichen Pendants auszugleichen und zugleich jenem eu- bzw. dystopischen Moment besondere Wirksamkeit zu verschaffen. Präsenzeffekte, so eine der leitenden Thesen des Projekts, ersetzen die unmög-

liche unmittelbare Konfrontation des Rezipienten mit der alternativen Welt durch die Erschaffung eines sinnlichen Korrelats akustisch-musikalischer Natur, das mit Strategien der Erzeugung von (mittelbarer) Evidenz kooperiert.

Das Projekt bliebe aber unvollständig, würde das Untersuchungscorpus nicht durch eine besondere Sorte attizismus-„theoretischer“ Texte ergänzt, nämlich solcher, die – anders als es die von Dionysios gewählte Traktatform leistet – ihren Gegenstand, den attizistischen Stil, literarisch angehen, ihm eine im oben ausgeführten Sinne künstlerische Form verleihen. Es steht zu erwarten, dass solche Texte die notwendigerweise in einem bestimmten Grad subjektiven Festlegungen des Dionysios ergänzen, erweitern, womöglich auch modifizieren werden; zugleich sollte die Reichweite einer solchen Ästhetik erkennbar werden, wenn man der naheliegenden Hypothese nachgeht, dass ein den Attizismus propagierender Text auch attizistische Stilisierungsprinzipien umsetzt. Es ist zu fragen, was denn die Formen sind, und warum es diese sind, die bei einem solchen Gegenstand als *prépon* angesehen werden, und ob auch hier ästhetische Überschüsse entstehen.

In den vorausgehenden Überlegungen ist deutlich geworden, welche Schlüsselfunktion Dionysios von Halikarnass' *De compositione verborum* für die Arbeit in diesem Projekt einnimmt. Es liegt daher nahe, die Projektarbeit an und mit diesem Text mit einem weiteren Arbeitsvorhaben zu verbinden, das in der kommentierenden Übersetzung dieses Traktats ins Deutsche besteht. Dies dient nicht zuletzt auch dem Zweck, diesen ästhetikgeschichtlich eminent wichtigen Text auch für die modernen Literaturwissenschaften zugänglich zu machen und auf diese Weise das interdisziplinäre Gespräch zu befördern.

Kontakt:

Peter.v.Moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

V. Berichte aus geförderten Projekten



Katrin Dolle, Semjon Aron Dreiling

Die homerische Irrfahrt in Bildkünsten und Populärkultur

Interdisziplinäre Tagung der Institute für Kunstgeschichte und Klassische Philologie

Vom 4. bis 6. April 2019 fand auf Schloss Rauschholzhausen die von der Gießener Hochschulgesellschaft geförderte Tagung *Space Odities. Die homerische Irrfahrt in Bildkünsten und Populärkultur vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart* statt.

Ziel der Tagung war es, die unterschiedlichsten Fachbereiche (Klassische Philologie, Kunstgeschichte, Klassische Archäologie, Kulturwissenschaften, neue Philologien, Theater- und Filmwissenschaften) an einen Tisch zu bringen und ein Werk der Antike zu diskutieren, dessen Thema an Bedeutung bis heute nicht verloren hat, im Gegenteil derzeit, in unserer globalisierten, von Extremen und Migrationsbewegungen ge-

prägten Welt, erneut an Brisanz zu gewinnen scheint. Die 19 Referentinnen und Referenten haben Einblick in ihre Forschung gewährt, vom Versuch der *imitatio* bis hin zum kreativen Umgang von den frühesten archaischen Vasenbildern über großformatige Wandmalerei L. Schwanthalers in der Münchner Residenz sowie F. Prellers Odyssee-Freskenzyklus in Leipzig und Weimar, über Karikaturen im britischen *Punch*, gesamteuropäischen Sammelkarten, Zinnfiguren, Buchillustrationen und Gemälden des 19. (Belgien: A. Wiertz, Polen: Künstlerbewegung „Młoda Polska“) und 20. Jahrhunderts (M. Beckmann, O. Gräbner, A. Savinio, G. de Chirico, S. Dalí, in den USA B. Newman und C.



Die Teilnehmer der Tagung vor Schloss Rauschholzhausen.

(Foto: privat)

Twombly) bis hin zur Adaption, künstlerischen Aneignung und Rezeption der Rezeption in der rezentesten Installations- und Performancekunst, in Comics, Videospielen wie auch in Film (u.a. S. Kubricks *Space Odyssey*) und Fernsehen. Im Laufe der Tagung konnten wir synchrone Parallelen in der Verwendung beispielsweise des Sujets Polyphem feststellen, aber auch einen diachronen Wandel in der Emphase jeweils einer seiner ambivalenten Eigenschaften (als des unzivilisierten Monsters, aber auch Repräsentanten des Anderen) wie seines ihm in vielerlei Hinsicht analogen Kontrahenten Odysseus (als eines reddegewandten, aber auch der Täuschung fähigen Helden und Prototypen von Inkulturation). Das Andere als das Weibliche im Kontext der *Odyssee* scheint insbesondere gegenwärtige Künstlerinnen und Künstler zu bewegen, wie griechische Beispiele der *documenta 14* und das brasilianische Performancetheater nahelegen, die die Perspektive der Penelope beleuchten. Es zeichneten sich Tendenzen ab, neben pädagogischen Zielen (G. Schwabs *Sagen des klassischen Altertums*, Sammelkarten) die *Odyssee*, aber auch deren Rezeption in James Joyce' *Ulysses* nicht nur in Auswahl einzelner Erzählstränge bzw. Motivkomplexe, sondern in ihrer Gesamtheit zu visualisieren (L. Schwanthaler/F. Prelle bzw. als fortlaufendes Projekt im *James Joyce Quarterly*). Künstler identifizierten sich und die je eigene Theorie und Kunst v.a. seit der Moderne mit der homerischen Irrfahrt (A. Ehrenstein, A. Wiertz, M. Beckmann, S. Dalí, G. de Chirico, B. Newman) oder nutzen sie als Symbol für Nationalbewegungen und die Ausbildung eines eigenen Nationalbewusstseins (vornehmlich der Achill der *Ilias* in Polen). Schließlich können ihre Motive symbolisch verarbeitet, aber auch invertiert (z.B. bei S. Kubrick) sowie vielfach parodiert werden. Ihre strukturellen Eigenschaften werden in Parallelisierung von Erzählung und Realität aufgegriffen und auf die Gegenwart übertragen (Ch. Jatahys *Notre Odyssee I*), um die dargestellte *condition humaine* aus der Antike in unsere Zeit zu holen. In jedem Fall wird der Mythos mit einem höheren Referenzwert belegt, der im Weiteren näher zu untersuchen sein wird. In der nun anstehenden Ausarbeitung der Beiträge für den geplanten Tagungsband werden die in den

gemeinsamen, regen Diskussionsrunden und Gesprächen diskutierten Fragen zur veränderten Raumwahrnehmung, zur Prominenz und (Um-) Funktionalisierung einzelner Figuren zu unterschiedlichen Zeiten (Aufklärung, Historismus, Romantik, Klassische Moderne der 1910er bis 1940er Jahre, die stark politisierten 1960er/ 1970er Jahre wie die globalisierte und digitalisierte Gegenwart) ebenso zu besprechen sein wie die Genderthematik und soziopolitische Kontexte. Die von uns in die Tagung gesetzte Hoffnung auf intensive Interaktion zwischen den Disziplinen hat sich vollumfänglich erfüllt. Die interdisziplinäre Tagung fand auch im Umfeld großen Anklang, so konnten wir insbesondere am ersten Tag zu unserer Keynote Lecture des renommierten, u.a. auf die Gegenwartskunst mit Film und Populärkultur spezialisierten Kunsthistorikers Henry Keazor aus Heidelberg, der wie die fünf Chairpersons aus der Klassischen Philologie und Kunstgeschichte die gesamte Tagung mitverfolgt hat, ungefähr 30 Studierende und externe Gäste begrüßen, die den weiten Weg hinaus zum Schloss Rauischholzhausen als Tagungshotel der JLU nicht gescheut haben. Auch das ein Zeichen für das neu aufkeimende Interesse an der homerischen *Odyssee* und ihrer Nutzbarmachung für die Gegenwart.

Für die Förderung der zudem von der Fritz-Thyssen-Stiftung bezuschussten Tagung durch die Gießener Hochschulgesellschaft möchten wir uns sehr herzlich bedanken.

Kontakt:

Katrin Dolle, M.A.
Lehrkraft für besondere Aufgaben
am Institut für Altertumswissenschaften,
Abteilung: Klassische Philologie
Katrin.Dolle@klassphil.uni-giessen.de

Dr. Semjon Aron Dreiling
Akademischer Rat am Institut
für Kunstgeschichte
Justus-Liebig-Universität
Otto-Behaghel-Straße 10 G
35394 Gießen
Semjon.A.Dreiling@kunstgeschichte.uni-giessen.de

Sarah Angelow

Nach den Sternen greifen

Am 3. und 4. April 2019 hatten 42 Studierende die Möglichkeit, das DLR-Forschungszentrum Oberpfaffenhofen kennenzulernen, welches sich besonders durch das German Space Operation Center (GSOC) und der Überwachung von Satelliten sowie der Raumstation ISS auszeichnet.

Im Dezember vergangenen Jahres hielt der DLR-Vorstandsvorsitzende Prof. Dr. Dittus einen Vortrag zum Thema „Quantentechnik und Raumfahrt“ im Rahmen des Physikalischen Kolloquiums am Fachbereich 07. Im Anschluss hatten die Studierenden die Gelegenheit, mit ihm ins Gespräch zu kommen. In Folge dessen sprach er die Einladung aus, den DLR-Standort Oberpfaffenhofen zu besichtigen.

Die Realisierung dieser Exkursion wurde durch die finanzielle Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft, dem Fachbereich 07 der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) und dem Fachbereich EI der Technischen Hochschule Mittelhessen (THM) verwirklicht. Die Kooperation von JLU und THM beruht auf dem gemeinsamen Studiengang „Physik und Technologie der Raumfahrtanwendungen“, in dessen Mittelpunkt die interdisziplinäre Ausbildung in den beiden Kernfächern Physik und Elektrotechnik steht. Diese Kompetenz ist in der Raumfahrtbranche durch das Aufkommen der kommerziellen Verwendung von elektrischen Antrieben immer mehr gefragt und birgt vielversprechende berufliche Perspektiven.

Aber auch andere Studiengänge konnten von dieser Exkursion profitieren. Für die Elektrotechniker der THM war von besonderem Interesse das Zentrum für Robotik und Mechatronik, die Physiker der JLU bekamen Einblicke in die Grundlagenforschung der Arbeitsgruppe Komplexe Plasmen. Generell war die Exkursi-

on offen für alle Bachelorstudierende der Fachbereiche 07 und EI. Die Resonanz war überwältigend positiv, wodurch die Teilnehmerplätze schnell belegt waren.

Durch die lange Anfahrtszeit von 6 Stunden mit einem Reisebus nach München wurde der Aufenthalt über zwei Tage gelegt. Am ersten Tag ging es früh um 8 Uhr los, wodurch die Gruppe gegen 15 Uhr an der Unterkunft in München eintraf. Die weitere Abendgestaltung wurde den Studierenden freigestellt. Unter anderem wurde das Make Munich Festival und das Deutsche Museum München besucht. Am nächsten Tag um 11 Uhr wurden die Teilnehmer von den Geschäftsführerinnen des DLR Oberpfaffenhofen, Frau Eberz und Frau Glaser, an der Pforte des Forschungsinstitutes empfangen. Diese führten die Gruppe über das Gelände und gaben eine allgemeine Vorstellung des Standortes. Im Anschluss folgte die Besichtigung des German Space Operation Centers, wo zwei Mitarbeiter den Studierenden zu Fragen über den Raumflugbetrieb und das Astronautentraining Rede und Antwort standen. Nach dem Mittagessen in der dortigen Kantine ging es dann weiter zum Robotik- und Mechatronik-Zentrum. In riesigen Werkstatthallen wurden den Teilnehmern die neuesten Errungenschaften in Sachen Robotik vorgeführt. Bei Gesprächen mit den dortigen Ingenieuren wurde die ein oder andere Visitenkarte mitgenommen. Den Abschluss der Führung machte ein Besuch bei der Arbeitsgruppe Komplexe Plasmen, die auf diesem Gebiet Grundlagenforschung betreibt. Von besonderem Interesse waren dabei die Messvorrichtungen, die für den Einsatz auf der Raumstation ISS vorgesehen sind. Gegen 17 Uhr verließ auch der letzte Studierende die Forschungseinrichtung und begab sich er-

schöpft, aber glücklich in den Reisebus zurück nach Gießen.

Die Exkursion hat die Teilnehmer nicht nur inhaltlich, sondern auch zwischenmenschlich bereichert. So konnten sich die Studierenden der JLU und THM einmal besser kennenlernen und bestehende Vorurteile im Verhältnis der beiden Lerninstitute abbauen. Wenn man

sich für die gleiche Sache begeistert, ist es egal, woher man kommt, und das hat die Exkursion zu einer wertvollen Lebenserfahrung gemacht.

Kontakt:

sarah.angelow@kooperation-jlu.fh-giessen.de

Leonie Kopineck, Greta Katharina Klein

Sachbericht Theatermaschine 2019

Die Theatermaschine 2019 fand vom 29. Mai bis zum 2. Juni statt. In diesem Jahr wurden bei der Werkschau der Angewandten Theaterwissenschaft über 30 verschiedene künstlerische Arbeiten von Studierenden des Instituts gezeigt. Das Programm zeichnete sich durch Projekte verschiedenster Formen aus. Es wurden Performances gezeigt, ein Konzert gespielt und verschiedene Installationen und Fotoarbeiten realisiert. Mit der schwierigen räumlichen Situation, in der sich das Institut für Angewandte Theaterwissenschaft befindet und mit der bereits im vorherigen Jahr umgegangen werden musste, setzte sich die Studierendengemeinschaft während des Festivals auseinander. Auch in den diesjährigen Mottos wurden dieser Prozess thematisiert: "the show must go home", "work in progress" und "don't push too hard". Aus der Not wurden neben den Probebühnen und Ateliers des Instituts auch ein Saal des Kinocenters Gießen, das MUK und das Lahnfenster bespielt. Außerdem fanden mehrere Projekte in privaten Räumlichkeiten der Performer*innen statt. Nicht zuletzt war der Prototyp als das diesjährige Festi-

valzentrum und als Ausstellungsraum zentraler Sammelpunkt in Gießen.

Das Festivalzentrum lud während des Festivals zum entspannten Austausch über das Gesehene ein. Bei Kritikgesprächen am Morgen wurde über die diversen Arbeiten reflektiert, was zum spannenden Austausch zwischen den Besucher*innen der Theatermaschine führte.

Es kamen viele spannende Gespräche zwischen Studierenden des Instituts und anderer Fachschaften zustande. Außerdem begrüßte das Festival zahlreiche Bewohner*innen Gießens und Gruppen von Kunsthochschulen aus unterschiedlichen Regionen Deutschlands. Das Organisationsteam freute sich darüber, dass die Veranstaltungen stets gut besucht waren, sodass mit Besucher*innenzahlen von bis zu 200 Personen pro Tag gerechnet werden kann.

Auch insgesamt war das Team mit dem Ablauf der Theatermaschine sehr zufrieden.

Kontakt:

theatermaschine2019@gmail.com

Matthea Schmale

Theater- und Konferenzreise zum Kolloquium der *Société internationale pour l'étude du théâtre médiéval* (SITM) in Genua, 7.–13. Juli 2019

Im Rahmen eines Projektseminars entwickelten Studierende der Justus-Liebig-Universität Gießen unter der Leitung von Prof. Cora Dietl eine Neuaufführung von Felix Büchsers *Ein geistliches Spiel von St. Meinrads Leben und Sterben* aus dem Jahr 1576. Premiere feierte das Stück am 24. Juni 2019 im Botanischen Garten in Gießen. Weitere Aufführungen folgten am 6. Juli in Grünberg, am 8. Juli auf der Tagung der SITM in Genua und abschließend am 19. Juli in Hungen.

Das Theaterstück dreht sich insbesondere um die Person des Heiligen Meinrad und seinen Tod. Der Einsiedler Meinrad wird im Finsternen Wald an dem später nach ihm benannten Einsiedler See von zwei geldgierigen Mördern überfallen und erschlagen. Felix Büchsers the-

matisiert in seinem Stück – heute aktuell – das Unverständnis für andere religiös begründete Lebensweisen und die oft daraus resultierenden Gewalttaten. Sein Stück ist eines der frühesten gegenreformatorischen Dramen der Schweiz und kritisiert auf seine Weise die Gegner der alten Kirche. Neben Heiligen und Antihelden wie der Figur des Uli Bösbub spielen Teufel und Engel im Stück eine wesentliche Rolle. Der Kampf zwischen Engel und Teufel bringt die Moral des Stücks zum Ausdruck.

Dank der großzügigen Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft e.V., von Erasmus Promos, dem Fachbereich 05 und dem Institut für Germanistik sowie dem außerordentlichen Engagement von Frau Prof. Cora Dietl war es den Seminarteilnehmern möglich, im An-



Universitätsbibliothek: Workshop-Szene mit Savannah Hudson (links) und Melissa Heerz (rechts). (Foto: Cora Dietl)



Palazzo Ducale (von links nach rechts): Matthea Schmale, Adnan El Homrani, Jonas Oosterhuis, Maik Eschler, Schlerari Tariq, Hannah Keßler, Vanessa Uhl, Charlotte Paeschke, Melissa Heerz, Lydia Hebold, Cora Dietl, Sven Forcher.
(Foto: Matthea Schmale/Bart Ramakers)

schluss an das (seinerseits wiederum u.a. vom Magistrat der Stadt Gießen geförderten) Projektseminar im Rahmen einer Exkursion vom 7. bis 13. Juli 2019 an dem Kolloquium der *Société internationale pour l'étude du théâtre médiéval* (SITM) in Genua teilzunehmen. Auch die SITM unterstützte die Exkursion, indem sie den Studierenden die Tagungskosten erließ. Sie nahmen aber nicht nur als reguläre Teilnehmer an der Tagung teil, sondern trugen mit der Aufführung des Theaterstücks aktiv zu deren Gestaltung bei. Dem Diözesanmuseum, das uns mit seinem Kreuzgang einen überaus atmosphärischen Aufführungsraum kostenlos zur Verfügung stellte, sind wir zu besonderem Dank verpflichtet.

Die meisten Vorträge, die den inhaltlichen Kern der Tagung ausmachten, wurden in der Universitätsbibliothek von Genua gehalten. Die Konferenz fand allerdings insgesamt an mehreren unterschiedlichen historisch relevanten und sehr schönen Orten in Genua statt. Diese waren unter anderem das Diözesanmuseum, das Castello D'Albertis und der Palazzo Ducale, der das ehemalige Machtzentrum der Dogen war und heute, als ein wichtiges Kulturzentrum, für die Hafenstadt von großer Bedeutung ist. Rahmenthemen der Tagung waren die Verwendung von Requisiten und Kostümen im mittelalterlichen Theater, das sakrale Spiel des Mittelalters unter besonderer Beachtung italienischer Traditionen, der Austausch von Spielstoffen im

mediterranen Raum, auch zwischen Christen und Moslems, und schließlich die Überlieferung der Spiele in Handschrift und Druck. Konkret boten die Vorträge u.a. Einblicke in das Verhältnis von frühem Drama und Musik, in verschiedene Inszenierungsformen, den Spielkontext mittelalterlicher Stücke oder auch in den performativen Sinn von Gesten in Bezug auf die Interaktion mit dem Publikum. Die Referenten rekonstruierten auf der Grundlage von Text- und Bildhinweisen Kostüme, Bühnendekorationen und Bühnenarrangements vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit. Auch über den Theaterraum selbst und die Bühnenkunst wurde gesprochen sowie über Regisseure und Produzenten von Wiederaufführungen mittelalterlicher Stücke im 20. Jahrhundert. Frau Prof. Cora Dietl referierte über das Spiel vom Hl. Meinrad als ein Heiligenspiel zwischen Gegenreformation und mittelalterlicher Spieltradition unter besonderer Beachtung von Bühneneffekten und Requisiten.

Die Vorträge waren weitgehend vorab online publiziert und wurden auf der Tagung noch einmal zusammengefasst und diskutiert. Die internationale Vielfalt der Teilnehmer führte auch zu einer sprachlichen Vielfalt der Tagung. So wurde teils englisch, teils italienisch und französisch gesprochen. Die Tagung ermöglichte aufgrund ihrer inhaltlichen Vielfalt einen breit gefächerten Überblick über historische und kulturelle Themen der Theatergeschichte auf hohem wissenschaftlichem Niveau.

Neben den sogenannten "Paper Sessions" gab es Theater-Workshops zur Verwendung von Gesten und zur Arbeit mit Masken, an denen darstellende Studierende ebenso teilnahmen wie betagte Wissenschaftler, die einen barrierefreien Erfahrungsaustausch zwischen den Generationen sicherstellten, und tägliche Performances. Neben den Studierenden der JLU traten die berühmten Edward's Boys (Schüler der Shakespeare-Schule) aus Stratford upon Avon auf und präsentierten unter der Leitung von Elisabeth Dutton (Fribourg) John Redfords *Wit and Science*. Die Inszenierung dieses allegorischen Spiels holte den Schulalltag der Eliteschule in das allegorische Stück über Verstand und Wissenschaft herein und testete aus, wel-

che minimalen Attribute Personifikationen benötigen, um erkannt zu werden. Eine Mischung aus Modernisierung und Authentizität versuchte auch die polnische Gruppe um Andrzej Dabrowska (Warschau), die leider aus Kostengründen nicht anreisen konnte, sondern nur ein Video ihrer Inszenierung des frühesten im Druck überlieferten polnischen Osterspiels schickte. Um den unveränderten Text hatte die Truppe eine Rahmenhandlung verfasst, welche die Zeitreise in das 16. Jahrhundert metaphorisch als Flugreise umsetzte. Sharon King aus Los Angeles präsentierte gemeinsam mit ihrem Mann, Prof. Cora Dietl und dem ehemaligen Gießener Heinrich Hofmann die von ihr ins Englische übertragene frz. *Farce The Fart*, die mit viel Sprachwitz das Eheleben ebenso ironisiert wie das betrügerische Wesen von Juristen. Schließlich wurden mit *Peas, Pierre Pathelin, and Purgation, or Three Farcial Arts of the Deal* von Marla Carlson und Studierenden der Universität Georgia drei ineinandergeschobene französische Farcen präsentiert – in einer Inszenierung, die auf sämtliche Requisiten und Kulissen verzichtete und die vier Darstellerinnen in Windeseile zwischen Figuren, Kulissenteilen und Sängern wechseln ließ. Imposant war nicht zuletzt die Darbietung des Sängers Luigi Maio, der zusammen mit drei Musikern *Mister Da Camera: from Dante to Stravinsky* inszenierte und in Wort und Musik sein Publikum von gewissen Ähnlichkeiten zwischen den beiden gänzlich unterschiedlichen großen Gestalten der Kulturgeschichte überzeugen konnte.

Außerdem gab es noch Führungen durch das Diözesanmuseum und durch das Castello D'Albertis-Museum der Weltkulturen, die den kulturellen und historischen Hintergrund der Orte hervorhoben und so auch zu den Vorträgen und Aufführungen eine örtliche Verbundenheit schafften. Zum Abschluss der Tagung gab es ein Bankett auf der Dachterrasse des Palazzo Ducale.

Die auf der Tagung gewählte Form der Präsentation theaterwissenschaftlicher Forschung lässt sich abschließend als überaus gelungen beschreiben. Ein solcher Einblick in die Forschung an solchen Kulissen, wie ihn Dr. Tiziano Pacchiarotti, der Organisator der Tagung in Ge-

nua, ermöglichte, hat die Tagung zu einem außergewöhnlichen und einzigartigen Erlebnis für die Teilnehmer werden lassen. Sie zeugte von einem hohen Engagement des Organisations und auch von großer Anerkennung der Theaterforschung durch die Stadt Genua. So berichtete auch die italienische Zeitung „Il Secolo XIX“ begeistert von der Tagung.

Rund 100 Teilnehmer nahmen an der nunmehr 16. Tagung der SITM teil; das ist knapp die Hälfte der Mitglieder insgesamt. Die internationale Theatergesellschaft SITM, welche 1977 in Frankreich gegründet wurde, trifft sich alle drei Jahre. 2010 holte Prof. Cora Dietl die Tagung erstmals nach Deutschland: nach Gießen, wo sie von der GHG gefördert wurde. Seit 2006 ist Frau Prof. Cora Dietl die regionale Vertreterin der SITM in den deutschsprachigen Ländern und von 2013–2019 war sie internationale Präsidentin der SITM. Jetzt hat sie ihr Amt an

Lenke Kovács (Mallorca) abgegeben und gibt stattdessen die Zeitschrift der Gesellschaft, *European Medieval Drama*, heraus.

Mit dem Glück vieler warmer Sonnentage zeigte sich Genua von seiner schönsten Seite. Internationale Vielfalt, sowohl in den Themen, den Teilnehmern aber auch der Gestaltung selbst hat die Exkursion zu einer spannenden und auch bunt gemischten Erfahrung werden lassen: ein schönes Beispiel dafür, wie Forschung betrieben und wie mit historischem, kulturellem und theologischem Wissen umgegangen werden kann. Wir, die Studierenden der JLU Gießen, bedanken uns bei allen, die das alles ermöglicht haben.

Kontakt:

Hanna.M.Schmale@germanistik.uni-giessen.de
Cora.Dietl@germanistik.uni-giessen.de

Eva Holling

Performance-Festival IN/BETWEEN

Am 24. und 25. August 2019 fand in Gießen das Performance-Festival mit dem Titel IN/BETWEEN statt. Die Veranstaltung war eine erstmalige Kooperation zwischen der Kunsthalle Gießen, dem Neuen Kunstverein Gießen und dem Institut für Angewandte Theaterwissenschaft (ATW). Der Titel verweist auf verschiedene Ebenen der Verortung des Festivals sowohl innerhalb der Institutionen als auch im Stadtraum und war von der Kunsthalle im Voraus so gesetzt. Für die ATW war dies inhaltlicher Anlass, am Thema des „Zwischenraums“ theoretisch und praktisch zu arbeiten.

An zwei Tagen präsentierten die von Nadia Ismail kuratierten KünstlerInnen Akademie (Ben Kaufmann, René Stessl), Baby of Control, Magdalena Kita, Evamaria Schaller und Thomas Zipp

ihre Arbeiten in der Kunsthalle, während das Institut Avaroid die Räume des Neuen Kunstvereins bespielte. Diese Ausstellungsorte wurden durch eine Reihe vielfältiger, performativer Aktionen von Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft im Stadtraum miteinander verbunden, so dass unterwegs an 13 Stationen unterschiedlichste Performance-Formen zu erleben waren. Die teilnehmenden Studierenden waren Pia Bendfeld (Gaststudentin des Studiengangs curational studies Frankfurt), Jonas Demuth und Anton Humpe, Paula Regine Erb, Kathrin Selina Frech und Carla Wyrtsch, Luise Hess, Sharon Jamila Hutchinson, Nadine Jachmann, Maren Küpper und Kerstin Oppermann (Gastkünstlerin), Victoria Link, Martin Müller, Katharina Olt, Anna Maria Pahlke und Naomi Royer.



Victoria Link: „k oko n“.

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)



Katharina Olt: „Kom(m)fort – Eine Einladung, den Blick zu weiten.“

(Foto: JLU/Rolf K. Wegst)

Ihre Performances wurden im Rahmen meines Szenischen Projektes im Sommersemester speziell für das Festival entwickelt und gemeinsam diskutiert. Dieses Lehrformat am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft ermöglicht Studierenden, anhand von theoretischen und praktischen Recherchen eigene Arbeiten zu realisieren und mit Formen zu experimentieren. Im Entwicklungsprozess waren die Kolleginnen aus Kunsthalle und Neuem Kunstverein mehrmals zu Gast in der Lehrveranstaltung und gaben den Studierenden Einblick in die Arbeit der beiden anderen Institutionen und integrierten sie in den Organisationsprozess des Festivals. Zudem besuchten einige von ihnen im Rahmen des Kunstvermittlungsprogramms Proben der Studierenden, um Feedback zu geben und die Projekte in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Die drei Kooperationspartner rückten durch diese Veranstaltung die Kunstform der Performance in Gießen gebündelt in den Fokus der Aufmerksamkeit und machten ihre institutionelle Verbundenheit über dieses Thema sichtbar. Die Veranstaltung präsentierte erfolgreich verschiedene Perspektiven auf Performance und Kunst-

schaffen: aus der Bildenden Kunst, aus der darstellenden Kunst, aus einer Ausbildungssituation sowie aus der Sicht freischaffender KünstlerInnen heraus. Viele der KünstlerInnen arbeiteten partizipatorisch und bezogen das Publikum in die performative Handlung ein, andere Arbeiten waren installativ, aktivierten den (Stadt-)Raum und luden zu neuartigen Erfahrungen darin ein, auch Formate des Audio-walks, der Performance als theatrale Aufführung oder als Konzert waren Teil des Programms. Durch die ungewöhnliche Vielzahl an Projekten, die durch die normale Größe einer universitären Lehrveranstaltung zusammenkommt, konnten unterschiedlichste Ideen auf engstem Raum erfahren werden. Zudem war uns von ATW-Seite aus wichtig, künstlerische Impulse des Produzierens zu präsentieren, um sie neben (zwischen?) kuratierte, bereits existierende Arbeiten/Formate zu stellen.

Es wurde in der Kooperation zudem auch ein Kunstvermittlungsprogramm extra für das Performancefestival angepasst, an dem alle drei Institutionen in Konzept und Realisierung beteiligt waren (Koordination: Marta Dannoritz-

zer). So wurden das schöne Format des begleiteten Stadtrundgangs, Guides und Publikums-gespräche realisiert, welche das Festival abschlossen und von Studierenden der ATW moderiert wurden. Unterstützend waren im umfangreichen gemeinsamen Programmheft Orte, Inhalte und Hintergründe von den drei Seiten her formuliert.

Diese institutionelle Kooperation in Gießen war erstmalig, obgleich das Institut für ATW eine lange und weitreichende Kooperationstradition hat. Sie ist auf die Initiative der aktuellen Leiterin der Kunsthalle, Nadia Ismail, zurückzuführen, die hier die Initiative im Rahmen des Festivalprogramms 10 Jahre Kunsthalle ergriff und eine Einladung an die beiden anderen Institutionen aussprach. Verbunden war dies für uns als Universitätsinstitut mit der Besonderheit, dass die Veranstaltung außerhalb der Vorlesungszeit stattfand, d.h. besondere Eigenorganisation der Studierenden geleistet werden musste, die Ines Wuttke im Rahmen eines speziellen Lehrauftrags betreute. Es gelang uns, innerhalb des Festivals eine einheitliche Außenkommunikation zu gestalten, die trotzdem die unterschiedlichen Ansätze und Stimmen sichtbar werden ließ, grundsätzlich traten

immer Vertreterinnen aller drei Institutionen auf. Es wurde dabei darauf geachtet, dass die Studierenden in alle Vorgänge so weit wie möglich eingebunden wurden, damit sie nicht nur unter dem Schirm einer Institution versammelt präsentiert wurden, sondern als eigenständige Kunstpositionen viel Mitsprache und viel Verantwortung erhielten. Über die Performances hinaus konnten sie eigene Texte für das Programmheft und Impulse für die Kunstvermittlung einbringen. Ein Dank gebührt Melchior B. Tacet und Valentine Goldmann (Neuer Kunstverein) und insbesondere Nadia Ismail (Kunsthalle) für das Risiko, was sie damit eingingen, den experimentellen Schwerpunkt der ATW in ein ergebnisorientiertes Projekt einzuladen.

Die Förderung der GHG trug maßgeblich dazu bei, dass die Studierenden diese Vielzahl gelungener und spannender Projekte realisieren konnten. Wir danken daher sehr für die freundliche Förderung!

Kontakt:

eva.holling@theater.uni-giessen.de

Matthias Höher

“Post-War Land Use Change in Colombia”

Der Workshop fand vom 4. bis 6. September 2019 im Senatssaal des Hauptgebäudes der Justus-Liebig-Universität Gießen statt. Die 22 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus Kolumbien und Deutschland diskutierten über Zusammenhänge zwischen Landnutzung und Landrechten in Verbindung mit den andauernden Konflikten in Kolumbien. Der kolumbianische Gastprofessor der JLU, Prof. Dr. Ivan Lizarazo, hatte in Kooperation mit Prof. Dr. Lutz Breuer den Workshop ins Leben gerufen, um gemeinsam an interdisziplinären Lösungsansätzen zu arbeiten.

Mittels der ILIAS-Plattform war es möglich, mit allen Beteiligten den Workshop gemeinsam vorzubereiten. Dafür wurde zunächst ein Fragebogen verschickt, um die Erwartungshaltungen bzw. Interessensgebiete abzufragen. Anschließend wurde ein Wiki zum Workshop-Thema aufgesetzt, das von den Beteiligten nach und nach aufgebaut wurde. Im Ergebnis wurden folgende Ziele auf den Workshop übertragen:

- Identifizierung relevanter Forschungsfragen im Zusammenhang mit Landnutzungsänderungen und Land Governance;
- Erstellung eines Manuskripts, in dem unterschiedliche Perspektiven zu Landnutzungstrends

und -treibern in Kolumbien gegenübergestellt werden;

- Sichtung der Möglichkeiten für einen späteren Verbundantrag zum Workshop-Thema.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, Präsident der JLU, betonte in seiner Eröffnungsrede, dass das Thema des Workshops den Kern des Konflikts betreffe und daher von großer Relevanz sei. Insbesondere die hierfür angereisten Profes-



Die zukünftige Landnutzung in den äquatornahen Ländern der Erde wird einen erheblichen Einfluss auf das Weltklima haben. Dies wurde auch bei der Diskussion der Chancen und Risiken der Nachkriegsära Kolumbiens deutlich. Auf dem Gruppenbild sind zu sehen: Fabio Leiva, Ivan Lizarazo, Adriana Gomez und Francisco Gutierrez.
(Foto: Janina L. Schmitz)

soren Francisco Gutierrez Sanin und Fabio Leiva der Universidad Nacional in Bogotá brachten den Workshop durch ihre umfassenden Einblicke in ihr Heimatland und ihre Expertise voran. Dank gebührt der GHG für die finanzielle Unterstützung des Workshops.

Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus verschiedensten Fachdisziplinen hielten Vorträge, in denen sie ihre persönlichen Forschungsschwerpunkte mit der Workshop-Thematik verknüpften, sodass die Multidisziplinarität des Treffens deutlich wurde. Gemeinsam entwickelten die Teilnehmenden mithilfe von methodologischen Ansätzen Konzepte zu Themenbereichen wie Wassermanagement, Veränderungen der Landnutzung und Waldrodung in Kolumbien. Die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen wollen mit der neu gegründeten Allianz die aufgeworfenen Forschungsfragen weiterentwickeln und Projekte auf den Weg bringen.

Prof. Leiva brachte seine Erfahrungen zur ländlichen Entwicklung in Kolumbien ein, um den Workshop-Teilnehmern die Bedeutung der Multifunktionalität des ländlichen Raums für die territoriale Entwicklung Kolumbiens vor Augen zu führen. Dabei betonte er, dass der ländliche Raum auch innerhalb der ökologischen und sozialen Dimension eine große Rolle spielt. In Anknüpfung an das Workshop-Thema *Post-War Land Use Change in Colombia* stellte Prof. Leiva die Leitlinien des *Think Tanks Centro de*

Pensamiento en Desarrollo Rural (CPDR) vor, welche die Entwicklung des ländlichen Raumes in Kolumbien fördern sollen und insbesondere den Friedensprozess 2016 berücksichtigen.

Auf Fabio Leiva geht auch die Initiative zurück, sich bei einem Call der DLG zur Förderung der Wissenschaftlich-Technologischen Zusammenarbeit (WTZ) mit Kolumbien zu bewerben. Ein weiterer Antrag ist bei der kolumbianischen Fördereinrichtung colciencias.gov.co vorgesehen.

Die Workshop-Vorbereitungen bzw. -Ergebnisse wurden auch als Input für den Antrag „SDG-Nexus“ im DAAD-Programm „Hochschulexzellenz in der Entwicklungszusammenarbeit“ (EXCEED) genutzt. Anfang Dezember 2019 wurde der Antrag bewilligt. Daran sind von lateinamerikanischer Seite unter anderem die Partner an der Universidad de los Andes, Bogotá, Colombia (Uniandes) am Centre for Sustainable Development (CODS), Universidad Nacional de Colombia (UNAL) sowie CAPAZ und CEMarin beteiligt. Zum Aufbau des internationalen Hochschulnetzwerks stehen bis 2024 insgesamt 3,7 Mio. EUR zur Verfügung. Zu diesem Erfolg konnte letztlich auch der Workshop beitragen.

Kontakt:

mhoe@zeu.jlug.de

Elena Xoplaki

Summer School "Climate Change Impacts on the MED-Agro-Food Chain"

Im Rahmen des DAAD-Partnerschafts-Programms ("The Mediterranean Hot-Spot: Challenges and Answers in a Changing Environment") zwischen der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) und der Aristoteles-Universität Thessaloniki (AUTH) leitete Dr. Elena Xoplaki vom Institut für Geographie vom 9. bis 14. September 2019 die Sommerschule zum Thema "Climate Change Impacts on the MED-Agro-Food Chain". Ziel der Sommerschule war es, die exzellente Forschung in den Bereichen Klimatologie, Ökologie, Landschafts- und Ressourcenmanagement, Ernährung, Soziologie, Agrarpolitik und Ökonomie im Mittelmeerraum zusammenzuführen. Sie diente als Plattform für die Bildung und den Wissenstransfer, der Interaktion zwischen den Disziplinen, Kommunikation und der engen Zusammenarbeit zwischen Studenten und renommierten Wissenschaftlern der beiden Universitäten sowie externen internationalen Experten. 30 junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit unterschiedlichem wissenschaftlichen Background aus 12 Ländern und aus 4 Kontinenten hatten die Gelegenheit, durch interessante Keynote-Vorträge, Workshops, Exkursionen und einer Projektarbeit mit Spitzenforschern Kontakte zu knüpfen, ihr Wissen zu erweitern und ihre interdisziplinäre Denkweise weiterzuentwickeln.

Zur Vorbereitung auf die Sommerschule erstellten die Teilnehmer ein Poster, das sie zu Beginn der Veranstaltung den anderen Teilnehmern vorstellten. Das Plakat verknüpfte den eigenen Forschungsbereich der Teilnehmer mit der Thematik der Sommerschule. Dadurch kamen die jungen Forscher gleich miteinander in Kontakt und lernten die verschiedenen Forschungsschwerpunkte der Teilnehmer kennen.

Während der Sommerschule wurden multidisziplinäre Ansätze benutzt, um klimatisch bedingte Umwelt- und Klimaveränderungen und deren Auswirkungen auf Gesellschaften, Ökosysteme, Wirtschaft und Infrastruktur der mediterranen Agrar- und Lebensmittelkette darzustellen. Mithilfe des Zusammenspiels zwischen Theorie und Anwendung wurden insbesondere die folgenden Forschungsthemen behandelt:

- Auswirkungen des Klimawandels auf die Nahrungsmittelsysteme
- Ernährungssicherheit, nachhaltige und widerstandsfähige Agro-Lebensmittelproduktion
- Agrarpolitik und Wirtschaft im Mittelmeerraum
- Klimamodellierung und Modellierung in der Landwirtschaft
- Risiken, Chancen und Anpassungen an den Klimawandel in der Mittelmeerregion

Die Teilnehmer nutzten die Möglichkeit, mit renommierten Wissenschaftlern aus Griechenland, Spanien, Italien, Deutschland und der Schweiz nach den Vorträgen, während der Gruppenarbeit, während der Kaffeepause und abends Ideen auszutauschen und Fragen zu stellen.

In 5 verschiedenen Gruppen entwarfen die Teilnehmer ein wissenschaftliches Proposal, welches sie am letzten Tag der Sommerschule den Wissenschaftlern und Teilnehmern präsentierten. Die Wissenschaftler und Teilnehmer hatten im Anschluss an die Präsentationen Zeit, der jeweiligen Gruppe Fragen zu stellen und konstruktives Feedback zu geben.

Ein weiteres Highlight der Sommerschule war die Exkursion am letzten Tag zum Gladba-

cherhof bei Limburg. Professor Gattinger (JLU) gab den jungen Studierenden und Dozenten Einblick in die breiten wissenschaftlichen Aktivitäten der JLU im Bereich des ökologischen Landbaus und deren Produkte. Die Teilnehmer konnten somit die fachtheore-

tischen und methodischen Aspekte der Sommerschule direkt vor Ort in der Praxis sehen.

Kontakt:

elena.xoplaki@geogr.uni-giessen.de

Benjamin Hoesch

UNA SOLO bei „Musik im Pausenraum“ im Gießener Rathaus

Am Mittwoch, dem 23. Oktober 2019, kam es im Gießener Rathaus zu einer außergewöhnlichen Aufführung: *UNA SOLO*, eine Musiktheaterperformance für Fagott-Solo und Elektronik, am Künstlerhaus Mousonturm in Frankfurt produziert, besetzte den Pausenraum neben dem Konzertsaal – den meisten Gießener*innen nur durch seine breite Fensterfront zum Berliner Platz oder als Wahllokal bekannt. „Musik im Pausenraum“ ist eine Konzertreihe, die seit 2018 vom Kulturstadtrat der

Stadt Gießen in Kooperation mit der Musikwissenschaft an der JLU (Prof. Matteo Nanni) im Rathaus durchgeführt wird. Ausgangsidee ist, der aktuellen und Neuen Musik einen Raum in Gießen zu geben, in dem Werke der musikalischen Avantgarden sowie der zeitgenössischen Musik aufgeführt werden. Dabei sollen einem breiten Publikum u. a. Werke präsentiert werden, die verschiedene Möglichkeiten der Interaktion zwischen Musik und Raum thematisieren.



Fagottist Johannes Schwarz bei der Probe im Pausenraum des Gießener Rathauses.

(Foto: Gregor Glogowski)

Für *UNA SOLO* wurde zusätzlich mit der Angewandten Theaterwissenschaft kooperiert, um die Musiktheaterarbeit der Alumni Gregor Glogowski und Benjamin Hoesch erstmals nach Gießen zu bringen. Und sie nahmen die Herausforderung der ungewöhnlichen räumlichen Verhältnisse für eine "site-specific"-Umarbeitung an: Über Tage hinweg konnten Passant*innen den Fagottisten Johannes Schwarz (Ensemble Modern Frankfurt), den Sounddesigner Sebastian Schwarz (Zentrum für Medien und Interaktivität Karlsruhe), die Kamerafrau Charlotte Bösling und die beiden Regisseure beim Aufbau, Basteln und Proben beobachten. Die Fensterfront blieb nämlich nicht verschlossen, sondern wurde als durchlässige Grenze zwischen Konzertraum und gesellschaftlichem Außen in Szene gesetzt: Zeitweise verließ Schwarz während der Performance den geschützten Innenraum und musizierte inmitten des Platzes, dann wieder machte die Lightshow drinnen das Konzertpublikum zur Schaufenster-Attraktion für die Gießener Laufkundschaft. Für seinen beeindruckenden Einsatz als hochverzierter Instrumentalist und präziser Performer

erntete Schwarz begeisterten Applaus von 40 Zuschauer*innen im vollbesetzten Pausenraum. In der Veranstaltung öffnete sich die akademische Gemeinschaft der Universität in außergewöhnlicher Weise zur Stadt hin: Nicht nur Eingeweihte der beteiligten Institute waren eingeladen, auch ein städtisches Laufpublikum nahm die Aufführung wahr, ließ sich von ihr irritieren und fragte nach dem Kontext der Veranstaltung. Indem das zeitgenössische Musiktheater aktiv die Auseinandersetzung mit der allgemeinen Öffentlichkeit der Stadt sucht, wurde auch das öffentliche Bewusstsein von Gießen als Universitätsstadt gestärkt. Die mehrtägigen Vorbereitungen und die technische Herrichtung des Aufführungsraums wurden nur mit Unterstützung durch die Gießener Hochschulgesellschaft möglich.

Die Konzertreihe „Musik im Pausenraum“ soll als Kooperation von Stadt und Universität auch im Herbst 2020 fortgesetzt werden.

Kontakt:

Benjamin.Hoesch@theater.uni-giessen.de

Li Lorian

Only If I Have Nothing to Cite, I Dance

Von und mit Li Lorian. Im Auftrag von The Gathering – Performance Conference 0:8, unterstützt von HaZira und The School of Visual Theater, Jerusalem.

Livemusik von Michal Sapir

Texte von Li Lorian, Stefan Zweig, Rhona Burns

Only If I Have Nothing to Cite, I Dance ist eine „Brief-Performance“, die aus imaginären E-Mails an meine Professorin entstanden ist, während ich an einer Facharbeit für das Seminar „Thinking Choreography“ gearbeitet habe.

Unter Verwendung von feministischer Theorie, von Tanzstudien und zeitgenössischen jüdischen Strömungen in der Kunst – die sich von Platons Erbe des Gegensatzes von Körper und Geist abgewendet haben – manifestiert sich in dieser Arbeit buchstäblich ein Weg, geistige

„Liebe Bojana,

ich sitze gerade in der Nationalbibliothek in Jerusalem und versuche, mich auf meine Facharbeit zu konzentrieren. Kleine Tropfen salzigen Schweißes fließen an meiner Achsel herunter, obwohl ich ruhig vor Butlers Schrift zu subversiven mimetischen Akten sitze. Ist das der performative Ausdruck des Lesens? Mir fällt ein Essay mit dem Titel „Diaspora: Generation and the Ground of Jewish Identity“ ins Auge, der unter einem Stapel Notizen herauslugt – während gleichzeitig eine Dokumentation über Arkadi Zaides ‚Archive‘ in einem neuen Tab geöffnet ist. Liegt das vielleicht nur an der Hitze des Sommers im Nahen Osten?“



Li Lorian und Michal Sapir während ihrer Performance beim Zeitzeug_Festival an der Ruhr-Universität Bochum.
(Foto: Robin Junicke)

und körperliche Studien zu verknüpfen.

Die Aufführung wurde von *The Gathering* in Auftrag gegeben, einem „internationalen Performance-Event, das drei Festivals, drei Städte und zehn Tage zeitgenössischer Live-Kunst miteinander verbindet“ (<https://gathering2019.com/en/>). Das Performance-Event ist eine einzigartige und aufwendige Kollaboration zwischen The School of Visual Theater in Jerusalem, der HaZira Performance Arts Arena und Shelter

209 in Tel Aviv. Sie schreiben: „In einer komplexen politischen Realität, die Reduktion und Division beinhaltet, strebt *The Gathering Festival* nach Expansion und einer Vereinigung der Kräfte.“ Tatsächlich gingen die zehn Tage des Festivals mit Künstlergesprächen, Foren, Performances und Workshops einher. *Only If I Have Nothing to Cite, I Dance* wurde zweimal vor vollem Saal in dem schönen Dachraum des Hansen House in Jerusalem aufgeführt.

Die Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft war für die Entstehung des Projekts wesentlich und ermöglichte die gründliche und intensive Recherche, die dafür erforderlich war. Besonders dankbar bin ich für die Möglichkeit einer Förderung, da es mir wichtig war, Verbindungen zwischen meinem künstlerischen Umfeld in Jerusalem und der gegenwärtigen wissenschaftlichen Arbeit an der Justus-Liebig-Universität zu knüpfen. Solche internationalen, kulturübergreifenden Kollaborationen sind meiner Ansicht nach sowohl für die persönliche Entwicklung als Künstlerin als auch für die Diskurserweiterung bereichernd.

Die Performance befasst sich mit dem Prozess des Eintauchens in theoretische Texte – konkret dem Lesen, Denken und Schreiben – als einem körperlichen und gänzlich physischen Akt. Mit Humor, Bewegung und Musik zeigt sich so die ungesehene Arbeit an Universitäten einem grö-



Detail der Performance.

(Foto: Robin Junicke)

ßeren Publikum von Zuschauern außerhalb des akademischen Rahmens. Die Arbeit nimmt den Körper als Ort der Artikulation neuer Ideen wahr und wandelt die bedrückenden Realitäten, die wir manchmal erleben, in positive soziale Strukturen um.

Die äußerst herzlichen Reaktionen, die die Musikerin Michal Sapir und ich von Kolleg*innen und Publikum, Wissenschaftler*innen und Künstler*innen erfahren haben, haben mein Vertrauen in die Erschaffung einer Gemeinschaft von Denker*innen und kreativen Menschen gestärkt. Die Verbindungen gingen schnell über die lokale israelische Szene hinaus, nachdem wir für eine Aufführung des Stückes zum *Zeitzeug_Festival* nach Bochum (<https://zeitzeug.net/zeitzeug-2019/>) eingeladen wurden. Dort konnten viele potenzielle Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Angewandte Theaterwissenschaften der JLU und dem Institut für Theaterwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum fokussiert und weiterentwickelt werden. In allen Publikationen und Bekanntmachungen bezüglich des Stückes wurde die Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft zum Ausdruck gebracht und hervorgehoben.

Aktuell arbeite ich daran, mich mit diesem Stück für zukünftige Auftritte bei potenziellen Veranstaltungsorten und Festivals in Tel Aviv,

Hamburg, Berlin, Gießen und anderen Städten zu bewerben und hoffe, 2020 mehr Vorführungstermine akquirieren zu können und Erfahrungen bei diesen zu sammeln. Nebenbei entwickle ich in Zusammenarbeit mit Kolleg*innen der ATW und mit Unterstützung der Hessischen Theaterakademie mein Abschlussstück und meine Abschlussarbeit für die Abschlussprüfung „Choreographie und Performance“, welches Mitte Februar 2020 im Mousonturm in Frankfurt am Main aufgeführt wird. Ich möchte Ihnen nochmals für Ihre freundliche Unterstützung bei meiner Arbeit danken und

sende herzliche Grüße an das gesamte Gremium und Team der Gießener Hochschulgesellschaft.

Besonderer Dank an: Ira Avneri, Rhona Burns, Yair Garbuz, Uriel Kon, Bojana Kunst, Yair Lipschitz, Nofar Sela und Arkadi Zaides
Übersetzung: Anne Hehl und Charlotte Isenberg

Kontakt:

lilorian@gmail.com

**Maria Obermeier, Helena Waldvogel,
Calendal Klose, Paula Trummer, Laura Schilling**

Diskurs-Festival "never again"

Vom 7. bis 10. November 2019 fand die 34. Ausgabe des DISKURS-Festivals für Kunst, Performance und Wissenschaft statt. Seit der Gründung des Festivals vor mehr als drei Jahrzehnten bietet dieses in Gießen einen Raum für Auseinandersetzung, Diskussion, Genuss, Widerspruch, Gespräch und Kritik. Kunst- und Kulturschaffende, StudentInnen, BürgerInnen, WissenschaftlerInnen unterschiedlicher Fachbereiche und Disziplinen tauschen sich aus: Über künstlerische Praxis und ästhetische Diskurse ebenso wie übergreifende gesellschaftliche und politische Fragestellungen. Verschiedene Kunstformen und wissenschaftliche Positionen zu einem bestimmten Thema treffen unter dem Format eines Festivals aufeinander. Das studentisch organisierte Festival stellt einen festen Bestandteil der ehrenamtlichen Initiativen an der Justus-Liebig-Universität dar, es fördert den Austausch zwischen Instituten und Studierenden verschiedener Fachbereiche der JLU und repräsentiert diese zugleich gegenüber einer breiten Öffentlichkeit aus regionalen, nationalen und internationalen Gästen.

Xavier Le Roy, Performancekünstler und Leiter des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft, betont die Bedeutung des Festivals für die Region: „Es stellt eine kulturelle Bereicherung für die Stadt Gießen und die Rhein-Main-Region dar und trägt dazu bei, ästhetische Positionen jenseits des konventionellen Kulturangebots für Studierende und Interessierte zugänglich zu machen. Der DISKURS ist über die letzten 33 Jahre zu einem erfolgreichen Festival avanciert, das Theater- und Kulturschaffende aus Europa und darüber hinaus zusammenbringt.“

Das Festival richtet sich an ein heterogenes Publikum: Ein Programm aus Vorträgen, kreativen Gesprächsformaten und Aufführungen ermöglicht es Interessierten jeglicher Herkunft und

Disziplin, mit ihren individuellen Perspektiven einen aktiven Austausch zu befördern.

Auch in diesem Jahr zog die internationale Strahlkraft dieses traditionsreichen Festivals Kulturschaffende und WissenschaftlerInnen aus 7 Ländern nach Gießen, um ihre neuesten Werke zu präsentieren. Der DISKURS 2019 lud mit seinem Thema "never again" zum Diskutieren und Fragen ein. "never again" kann als eine Forderung verstanden werden, als eine Parole, ein Oxymoron, ein Imperativ oder eine gesellschaftliche Vereinbarung. Der Titel verbindet zwei sich gegenseitig ausschließende Zeitlichkeiten: den Abschluss, die Negation und das Verbot, welche im Niemals mitschwingen und die Repetition und Unabgeschlossenheit, die im Wieder enthalten sind. Diese Dynamik wurde als Ausgangspunkt genutzt, um die vielfältigen Implikationen von "never again" innerhalb gegenwärtiger Kunst- und Wissenschaftsproduktion zu untersuchen. Als politische Forderung stellen die Parolen „Nie wieder Krieg“, „Nie wieder Auschwitz“ und „Nie wieder Deutschland“ einen festen Bestandteil von Protestbewegungen und Erinnerungskultur dar. Angesichts zunehmender geschichtsrevisionistischer und antidemokratischer Entwicklungen stellt sich jedoch die Frage, inwiefern jenseits naiver Fortschrittsgläubigkeit Zugriffe auf Vergangenes denkbar sind. Damit ermöglichte "never again" auch ein Nachdenken über Ungleichheitsverhältnisse, denen wir gegenwärtig gegenüber stehen, diese sichtbar zu machen und zu verhandeln. Gemeinsam mit den KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen und den ZuschauerInnen verschränkten sich dabei verschiedene Perspektiven und fanden einen Ort zum Austausch.

Das Festivalzentrum, der Georg-Büchner-Saal (Bismarckstraße 37) fungierte als Ort des Zusammentreffens bei Frühstück und Abendes-



Abschlussperformance „Relic“ vom Kollektiv Avoec Performance am 10. November 2019, Festivalzentrum.

(Bildautor: Timo Schmid)

sen oder bei einem Snack und Getränk am Mittag. Neben den entspannten, über den Tag verteilten Gesprächen sorgten besonders die im Programm enthaltenen Kritikgespräche zu verstärktem Austausch. Sie boten die Möglichkeit, über die gezeigten Arbeiten gemeinsam zu reflektieren und sich mit den darin behandelten Thematiken zu diskutieren. Durch die eng verknüpfte thematische Auseinandersetzung der wissenschaftlichen und künstlerischen Positionen konnten Querverbindungen gelegt werden und unterschiedliche Ansätze der Vermittlung in Verhältnis miteinander gesetzt werden. Die Kritikgespräche fanden teils zur Frühstückszeit und teils nach dem Abendessen statt. Abends wandelte sich das Festivalzentrum dann zu einer Bar und Bühne für Karaoke. Da die Mehrzahl der künstlerischen Formate und Vorträge nur einmalig gezeigt wurden, legte das Organisationsteam bei der Planung des Ablaufs besonders viel Wert darauf, dass sich keine Präsentationen überschneiden. Zwischen den Aufführungen wurde Zeit zum Diskutieren und Erreichen der verschiedenen Spielorte ein-

geplant. Zu diesen gehörte die Probebühne 2 der Angewandten Theaterwissenschaft, der Vorlesungssaal 1 der alten Universitätsbibliothek, der Margarete-Bieber-Saal und die taT-Studiobühne.

Gezeigt wurde die Videoperformance „Agitation“ der Leipziger KünstlerInnen Julia Lübbke, Francis Kussatz und Alexander Klaubert, in der aktuelle und historische Formen von Widerstand und Protestkultur untersucht werden. In Verbindung zu diesem Themenfeld ging die italienische Künstlerin Sara Leghissa in ihrer Arbeit „PUKE LOVE“ vor allem auf die körperlichen Dimensionen und den Ausdruck von Empörung und Widerrede ein. Die portugiesische Künstlerin Sall Lam Toro dekodierte und reaktualisierte in ihrer Performance „MEDUSA is GAIA“ die Medusa-Figur der griechischen Mythologie aus einer queer-postkolonialen Perspektive und befragte die zeitliche Struktur von „never again“ mit Mitteln der Wiederholung und Re-signifizierung. Auch der indonesische Künstler Kelvin Atmadibrata verhandelte innerhalb seiner performativen Installation

„Forcing Hyacinth“ die konflikthafte Zeitlichkeit von Vergangenheit und Zukunft, auf welche „never again“ verweist. Die von ihm entworfene lebendige Skulptur referierte auf die antike griechisch-mythologische Figur des Hyakinthos und befragte Erinnerungen und Reflexionen über das Erwachsenwerden. Ähnlichen Themen spürten auch Jannis Steincke und Joschua Ben Pesch, zwei Wissenschaftler der „Rheinischen Sektion der kompostistischen Internationalen“ nach und setzten sich in ihren Vorträgen mit den Dimensionen von Erbe, Verantwortung und Erinnerung auseinander. Das Video mit dem Titel „the[video]Flâneur® shoots Auschwitz“ von Konstantinos Antonios Goutos aus Marburg stellte die provokante These eines flanierenden Kameragangs durch Auschwitz in den Raum und thematisierte in den so entstandenen Bildern sowohl die Frage nach der Erinnerungskultur als auch des Darstellens nach Auschwitz. Nina Rabuza studierte in Halle an der Saale und Berlin Philosophie und Politikwissenschaft. In ihrem Vortrag untersuchte sie Konstellationen der Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen in (West-) Deutschland. Ausgehend von der Gestaltung der KZ-Gedenkstätte Dachau versuchte sie die unterschiedlichen Bedeutungen der Erinnerung nach 1945 zu skizzieren. Dabei stand die Frage nach Dimensionen und Konflikten

der Forderung „Nie wieder!“ im Mittelpunkt. „never again“ als Forderung aktuellen Ungleichheitsverhältnissen den Kampf anzusagen, nahm die slowakische Choreografin Alica Minarova in ihrem Tanzstück „SAUDADE“ auf, in dem sie klassische Bewegungen aus dem Striptanz in neue Kontexte überführte und auf diese Weise einen vermeintlich schon immer da gewesenen männlichen Blick hinterfragte. In Verbindung zu diesem Themenkomplex untersuchte die Berliner Künstlerin und Ärztin Vera Piechulla in ihrer Lecture Performance „I PUT A SPELL ON YOU; DESCARTES; BECAUSE YOU MESSED UP MY LIFE ONCE“ die inhärenten Herrschaftsverhältnisse des scheinbar objektiven Blicks auf weibliche Anatomie. Abschließend thematisierte das Kollektiv Avoec Performance, bestehend aus der brasilianischen Künstlerin Luiza Moraes und der amerikanischen Künstlerin Lori Baldwin, in ihrer Lecture Performance „Relic“ den Abschied: Wie wissen wir, dass etwas vorbei ist, wie können wir Abschied nehmen und wie gehen wir mit verschiedenen Abschieden um? Wann wissen wir, dass etwas wirklich nie wieder stattfinden kann?

Kontakt:

info@diskursfestival.de

**Oliver Klaassen, Cathérine Ludwig-Ockenfels,
Jana Tiborra, Prof. Dr. Ansgar Schnurr (beratend), Katharina Wolf**

Interdisziplinäre Konferenz: Renegotiating Minoritarian In_Visibilities

Vom 12. bis 14. November 2019 fand am *International Graduate Centre for the Study of Culture* (GCSC) die internationale und interdisziplinäre Tagung "Renegotiating Minoritarian In_Visibilities" statt. Organisiert wurde die Tagung von vier DoktorandInnen des GCSC und Mitgliedern der Research Area "Visual and Material Culture Studies", namentlich Oliver Klaassen, Cathérine Ludwig-Ockenfels, Jana Tiborra und Katharina Wolf. Das Organisationsteam wurde beratend durch Prof. Dr. Ansgar Schnurr (Institut für Kunstpädagogik) unterstützt. Ziel der Tagung war es, Verschiebungen und (Neu-)Bewertungen des politischen Potenzials von Un_Sichtbarkeiten gezielt zur Debatte zu stellen. Anhand der Auseinandersetzung mit Fallbeispielen aus Kunst und visueller Kultur wurden vor allem minoritäre Strategien des Un_Sichtbar-Machens und Un_Sichtbar-Werdens diskutiert, welche hegemoniale Repräsentationsregime unterwandern und infrage stellen können. Der Unterstrich in der Schreibweise sollte dabei ein prozesshaftes und nicht-statisches Kontinuum symbolisieren und zum anderen eine Leerstelle betonen, die statt zwei sich binär gegenüberstehenden Konzepten auch z. B. Ambiguität und Unbestimmtheit zulässt.

Referent_Innen aus diversen Themengebieten wie Kunstgeschichte, Geschichte, Kulturwissenschaften, Queer and Gender studies, Sozialwissenschaften sowie Film- und Theaterwissenschaften diskutierten in offener Atmosphäre über die Fächergrenzen hinweg über minoritäre Subjektpositionen. Nach einem Call for Papers mit rund 35 Einreichungen aus verschiedenen Disziplinen konnten schließlich 16 Referent_Innen in Gießen begrüßt werden. Die Konferenz hatte es sich neben der thematischen Offenheit zum Ziel gesetzt, unterschiedlichen Formaten der Wissensproduktion

und des Wissensaustausches Raum zu geben und die reziproke Verknüpfung von Wissenschaft, Kunstpraxis und Aktivismus zu ermöglichen. Die gesamtgesellschaftliche Relevanz der Konferenz lag im Erforschen ästhetischer Strategien, die visuellen Diskriminierungen und Stereotypisierungen aufgrund von Geschlecht, Sexualität, Race, Ethnizität, Alter und weiterer (minoritärer) Zugehörigkeiten entgegenwirken. Entsprechend beteiligten sich neun Kunstschafter und Aktivist_Innen mit alternativen Formaten, wie Workshops, einer Lecture Performance sowie einer kommentierten Filmvorführung.

Daneben bestand das Programm aus Panel- und Plenumsvorträgen rund um die thematischen Bereiche "In_Visible Relations and Solidarities", "Critiquing Hegemonic In_Visibilities" und "Queer-Feminist In_Visibilities". In den Beiträgen diskutierten die Teilnehmenden die Ambivalenzen von Un_Sichtbarkeiten verschiedener Subjekte und politischer Hintergründe. Dabei wurden besonders die Ambiguität und die Ambivalenzen des Un_Sichtbar-Machens und des Sich-Zeigens in künstlerischen und politischen Diskursen als auch im Forschungskontext deutlich.

Doch die visuelle Ebene von Un_Sichtbarkeit wurde auch kritisch hinterfragt und ergänzt: Einen thematisch wichtigen Akzent stellte die Keynote Lecture mit dem Titel "Ambivalences of Visibility (Revised)" von Isabel Paehr (Berlin) und Johanna Schaffer (Kassel) dar, in der die ReferentInnen ein kritisches Überdenken des Konzepts -Sichtbarkeit- auf der Basis von digitalen Medienwirklichkeiten einforderten. Ergänzend zur Keynote regten Paehr und Schaffer gemeinsam mit İpek Burçak (Kassel) und Nicole voec (Kassel) im Workshop "A Set of Speculative Interventions in Virtual Space" am zweiten Konferenztag die Auseinandersetzung



Keynote Lecture von Isabel Paehr (Berlin) und Johanna Schaffer (Kassel): "Ambivalences of Visibility (Revised)". 12. November 2019, GCSC.
(Bild: Jeannine Rückher)

zung mit virtuellen und multi-sensorischen Interventionen in Räume – u.a. dem Konferenzraum – an. Neben theoretischen Diskussionen beinhaltete der Workshop auch zentrale Praxisphasen, in denen die TeilnehmerInnen künstlerisch-kreativ tätig wurden und dies als Gruppe im Raum erleben konnten.

Auch alternative Methoden des -Miteinander-Ins-Gespräch-Kommens- wurden angeboten, wie z.B. die "silent discussion", in der nach jedem Vortrag ein dreiminütiger Austausch mit dem_der Sitznachbar_In erfolgte, bevor die Diskussion in großer Runde geführt wurde. Diese innovativen Methoden der Reflexion über die formalen Diskussionsrunden hinaus dienten einer vertieften Auseinandersetzung mit dem Tagungsthema und ermöglichten vielfältige Gesprächsimpulse zwischen den verschiedenen Teilnehmer_Innen. Neben den Vortragenden befanden sich nicht nur Mitarbeiter_Innen der JLU im Publikum, sondern auch Studierende sowie angereiste Interessent_Innen anderer Universitäten. In zwei Se-

minaren am Institut für Kunstpädagogik wurde von der jeweiligen Seminarleitung Jana Tiborra resp. Oliver Klaassen der Besuch einzelner Konferenzpunkte für die Studierenden angeleitet und im Nachgang gemeinsam ausgewertet und reflektiert.

Um alle Beiträge in gleichem Maße wertzuschätzen und keine Ungleichheiten zwischen den Sprecher_Innen zu produzieren, war es dem Organisationsteam wichtig, allen Referierenden unabhängig vom Format die Reise- und Übernachtungskosten erstatten zu können. Dieses Ziel wurde erreicht – hierzu hat die Hochschulgesellschaft in besonderem Maße beigetragen. Von den Teilnehmer_Innen kam zudem wiederholt positives Feedback hinsichtlich der Tagungsorganisation und -konzeption und zur allgemeinen Arbeitsatmosphäre.

Mit der Durchführung der Konferenz konnte die JLU im Forschungsdiskurs zu minoritären Sichtbarkeitspolitiken wichtige Impulse geben. Auch mit dem interdisziplinären Organi-

sationsteam wurde das Zeichen gesetzt, dass Fragen nach Un_Sichtbarkeit quer durch mehrere Disziplinen und Institute der JLU hindurch einen wichtigen Forschungsbereich darstellen. Insbesondere freuen wir uns, dass Forschenden der JLU ein Raum gegeben werden konnte, um ihr Forschungsprojekt einem breiten und internationalen Publikum vorzustellen. Auch mit der angestrebten Publikation der Konferenzbeiträge wird die Sichtbarkeit der JLU im Forschungsbereich erhöht. Daneben hat sich ein Austausch zu einer weiteren Konferenz mit ähnlichem thematischem Schwerpunkt ergeben.

Das Organisationsteam bedankt sich sehr herzlich bei der Hochschulgesellschaft für die finanzielle Unterstützung zur Realisierung dieser Tagung.

Weitere Informationen zur Konferenz und zu den ReferentInnen finden Sie hier:
https://www.uni-giessen.de/faculties/gcsc/gcsc/events/conferences-symposia-summer-schools/conference-sites/In_Visibilities

Kontakt:

Katharina.Wolf@gcsc.uni-giessen.de

VI. Dissertationsauszeichnungen 2019



Dissertationsauszeichnungen 2019

Die Gießener Hochschulgesellschaft ermöglichte auch in diesem Jahr wieder die Auszeichnung von neun hervorragenden, an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereichten Dissertationen. Das Preisgeld betrug je 500,- Euro.

Ausgezeichnet wurden:

Dr. Priscilla Sarai Kraft

Sektion Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften
Prof. Dr. Andreas Bausch (Betreuer)

What drives Innovation?

Examining the Roles of Behavioral, Social and Cognitive Styles of Upper Echelons

Dr. Nabila Abbas

Sektion Sozial- und Sportwissenschaften
Prof. Dr. Regina Kreide (Betreuerin)

Das Imaginäre und die Revolution.

Die politischen Imaginäre des tunesischen Revolutionsprozesses

Im Jahr 2011 bricht die tunesische Revolution aus. Bürgerinnen und Bürger besetzen tausende öffentliche Plätze und fordern politische Freiheits- und Gleichheitsrechte, soziale Gerechtigkeit sowie das Recht auf ein würdiges Leben. Der darauffolgende Sturz des Ben Ali Regimes findet nicht nur ein Echo in der arabischen Welt und in den weltweiten Protestbewegungen ab 2011, sondern stellt auch grundlegend die westeuropäischen und nordamerikanischen Urteile über die vermeintlich „Demokratie-unwilligen“, fatalistischen Bevölkerungen arabischer Länder infrage.

In dieser Dissertation zur tunesischen Revolution kommen die wenig gehörten Akteur*innen der Revolution zur Sprache, um ihre Motive für ihr Engagement sowie ihre politischen Vorstellungen, die sich während des revolutionären Prozesses entwickelt haben, aufzudecken. Die Arbeit gibt Aufschluss über die ideellen Wurzeln der tunesischen Revolution und wirft über den tunesischen Fall hinaus die Frage nach den Entstehungsbedingungen politischer Praxis und Vorstellungskraft in Kontexten politischen Protests auf. Der vom französisch-griechischen Philosophen Cornelius Castoriadis entlehnte Begriff des Imaginären erfasst kollektive politische Vorstellungen, soziale Repräsentationen und gesellschaftliche Bedeutungen als Ausdruck sozialer Praxis. Neben einer theoretischen Reflexion zum Revolutionsbegriff und zur Rolle politischer Vorstellungskraft in Prozessen der Infragestellung politischer Ordnungen stellt die Dissertation die heterogenen Revolutionsvorstellungen, Demokratiebegriffe und gesellschaftlichen Zukunftsvorstellungen vor, die die Akteur*innen in den Freiräumen der Revolution sowie im Kontrast zu den offiziellen Narrativen des Staates entwickeln.

Dr. des. Christian Wilke

Sektion Sprach-, Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften sowie Philosophie
Prof. Dr. Joachim Jacob (Betreuer)

Paradoxie und Konsens – Praktiken antikonsensualer Rede in Philosophie und Rhetorik der Antike, Frühen Neuzeit und Moderne

Gegenstand dieser Dissertation ist die Paradoxie – jedoch nicht im heutigen Sinn als etwas logisch Widersprüchliches, sondern im traditionell-rhetorischen Sinn als eine Abweichung von der allgemeinen Meinung (griechisch: *pará*: gegen; *dóxa*: Meinung). Die bekanntesten Demonstrationen und Theorien von paradoxer Rede gehen auf die Antike zurück, mit der diese Dissertation auch einsetzt. Während etwa der *Lobpreis auf Helena* von Gorgias von Leontinoi und das *Lob der Fliege* von Lukian von Samosata jeweils einen vermeintlich unwürdigen Gegenstand loben, um rhetorisch-ästhetische Fertigkeiten zur Schau zu stellen, demonstrieren Platons *Apologie des Sokrates* und Ciceros *Paradoxa Stoicorum* zwar ebenfalls eine rhetorische Könnerschaft, bekanntlich jedoch eine, die der Wahrheit verpflichtet ist und deren Verkennung beenden will. Diese philosophische Tradition der Paradoxie lässt sich auch in Erasmus' von Rotterdams *Lob der Torheit* finden, die dort, wie die Arbeit nachweist, eine ambivalente Zuspitzung erfährt. So wird der Widerspruch gegen Konsens im christlich-humanistischen Paradigma einerseits verschärft, nämlich als heilvolle Weltabkehr, andererseits aber auch als unmenschliche Klugheit verurteilt – das Aussprechen der Wahrheit sei in bestimmten Fällen mit Nachsicht und Verträglichkeit zu mildern. Aber der traditionelle Begriff der Paradoxie darf, wiewohl unterschiedlich ausgelegt, nicht nur in antiken und humanistischen Diskursen vermutet werden. Wie in der heutigen Forschung kaum bekannt ist, bezeichnen auch noch die Aufklärer in theoretischen Abhandlungen eine „gewagte Behauptung“ (Kant) als Paradoxie. Charakteristisch ist hier die rein *formale* Definition: Zwar soll sich eine gewagte These bei genauerer Betrachtung dann doch als konsensfähig erweisen, sie muss aber *inhaltlich* nicht mehr einem Schatz an traditionellen, autoritativ-unumstößlichen Wahrheiten entnommen sein. Diesem Paradigma des Selbstdenkens und der Offenheit folgen schließlich auch die Frühromantiker in ihrer regelrechten Faszination für alles Paradoxe. Deren radikalisierenden Anschluss an die Aufklärung zeichnet die Dissertation unter anderem anhand der utopischen Vorstellung eines „unendlichen Paradoxon“ (Novalis) nach, welches das Wissen eines Zeitalters in beständiger Entwicklung erhalten möge – statt nur die Etablierung einer neuen Lehre zu befördern. Insofern weist die Dissertation die Paradoxie als einen Schlüsselbegriff auch noch der aufklärerischen und frühromantischen Philosophie aus.

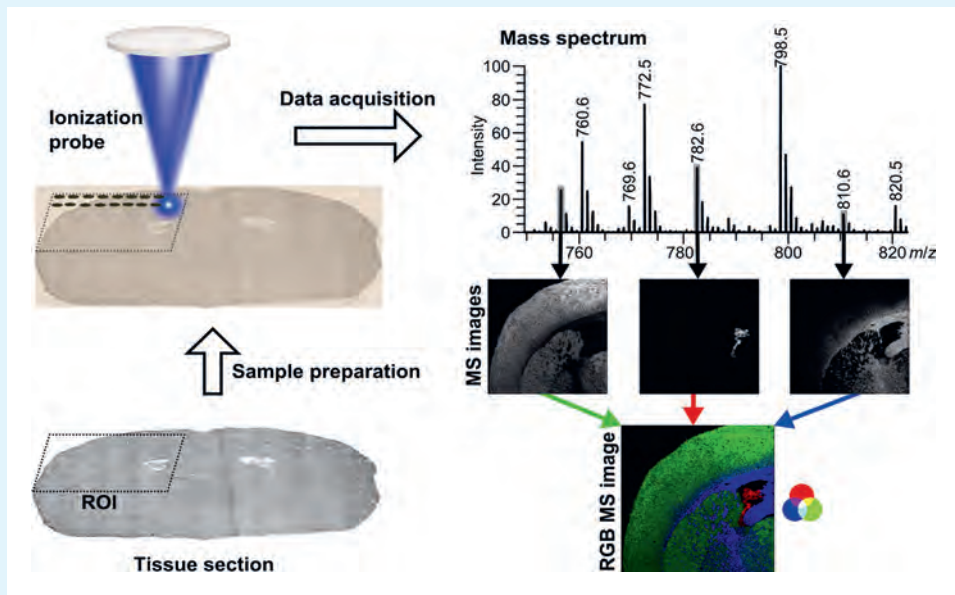
Dr. Mario Kompauer

Sektion Naturwissenschaften
Prof. Dr. Bernhard Spengler (Betreuer)

Development of Autofocusing and Subcellularly Resolving Mass Spectrometry Imaging and Its Application to Biological Questions

Mit bildgebenden massenspektrometrischen Verfahren lassen sich unzählige Stoffe nachweisen, identifizieren und deren räumliche Verteilung in der Probe darstellen. Diese Verfahren vereinen die Vorteile der Mikroskopie und der Massenspektrometrie. In der Dissertation wurde die technische Weiterentwicklung der bildgebenden matrix-unterstützten Laser Desorptions/Ionisa-

tions-Massenspektrometrie (MALDI-MSI) sowie deren Anwendung auf biologische Fragestellungen erarbeitet. Erzielt wurde ein Fortschritt in der räumlichen Auflösung, die damit erstmalig in den subzellulären Bereich vordringt und die Darstellung von Molekülverteilungen in einzelnen Zellen ermöglicht. Des Weiteren wurde ein gänzlich neues Konzept für die Untersuchung von dreidimensionalen Probenoberflächen, basierend auf der Implementierung eines Lasertriangulations-Autofokus entwickelt. Diese neuartige Methode erlaubt zum ersten Mal die simultane Messung der Probentopografie und der chemischen Zusammensetzung auf komplexen dreidimensionalen Probenoberflächen. Die Verwendung von Orbitalfallenmassenspektrometern erlaubt zugleich die eindeutige Identifikation der zu untersuchenden Moleküle, was eine wichtige Grundlage für die Interpretation von komplexen Fragen darstellt. Die in der Dissertation vorgestellten Entwicklungen erlauben tiefere Einblicke in die Molekülverteilungen einer Vielzahl von Proben bei komplexen Fragestellungen in der Biologie, Medizin und Chemie.



Beschreibung der generellen Methode eines bildgebenden massenspektrometrischen Verfahrens. Auf der zu untersuchenden Probe wird der Messbereich festgelegt und anschließend die Probe für die Messung vorbereitet. Der zu untersuchende Bereich wird punktuell abgerastert und für jeden dieser Bildpunkte ein Massenspektrum aufgezeichnet. Nach Extraktion der Intensitäten aus den Massenspektren wird ein Bild mit der molekularen Verteilung rekonstruiert.

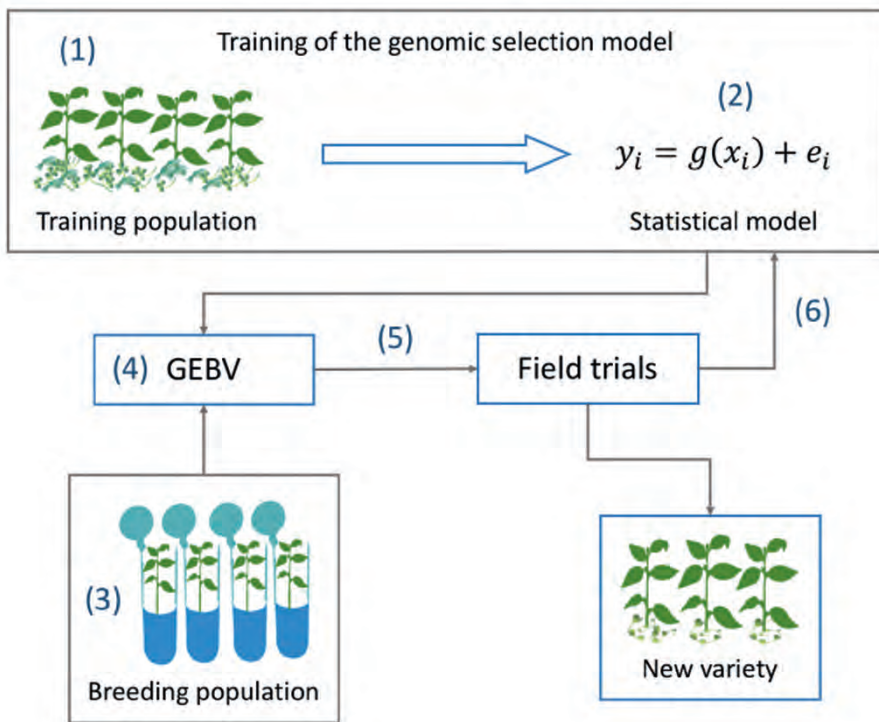
Dr. Christian R. Werner

Sektion Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement
Prof. Dr. Rod Snowdon (Betreuer)

Genome-wide Prediction in Rapeseed (*Brassica napus* L.)

Bei der genomischen Selektion handelt es sich um eine moderne Selektionsmethode, die zunehmend in der Pflanzenzüchtung zur Verbesserung quantitativer Merkmale angewendet wird. Quantitative Merkmale – dazu gehören beispielsweise der Korntrag von Raps oder der Proteingehalt im Raps-

korn – werden durch eine große Anzahl an Genen mit meist sehr kleinem Effekt beeinflusst. Oftmals sind mehrere tausend Gene im Erbgut einer Pflanze an der Ausprägung solcher Merkmale beteiligt. Ziel des Züchters ist es, durch wiederholte Selektion und Kreuzung leistungsfähiger Eltern die Anzahl an Genvarianten mit positiver Wirkung in der Pflanze zu erhöhen. Dieser Prozess ist in der klassischen Pflanzenzüchtung sehr mühsam. Kreuzungseltern und Sortenkandidaten müssen über mehrere Jahre getestet werden. Dadurch wird auf Basis der im Feld sichtbaren Leistung die genetische Eignung der Kandidaten abgeleitet. Mittels genomischer Selektion kann dieser Prozess maßgeblich beschleunigt werden. Dazu wird das Erbgut einer Pflanze zunächst mittels sogenannter genetischer Marker charakterisiert. Anschließend werden diese Marker mit der gemessenen Leistung der Pflanze korreliert, und ein mathematisches Vorhersagemodell wird erstellt. Mit Hilfe dieses Vorhersagemodells kann nun die Leistung neuer, noch junger Pflanzen nur auf Basis von Markern vorhergesagt werden. Diese Pflanzen können dann beispielsweise bereits als neue Kreuzungseltern selektiert werden, bevor sie im Feld getestet wurden. Ein Vorteil dieser Methode ist, dass durch die frühere Selektion von Kreuzungseltern der jährliche Zuchtfortschritt maßgeblich gesteigert werden kann.



Schematische Darstellung der Anwendung von genomischer Selektion in einem Pflanzenzuchtprogramm. Erstellung einer Trainingspopulation (1) zur Entwicklung eines statistische Vorhersagemodells (2), welches anschließend zur Vorhersage der Leistung ungetesteter Individuen (3) verwendet werden kann. Basierend auf diesen genomisch vorhergesagten Zuchtwerten (genomic estimated breeding values; GEBV) kann eine Vorauswahl vielversprechender Sortenkandidaten erfolgen (4), die danach im Feldanbau getestet werden (5). Gleichzeitig werden die Feldversuchsdaten verwendet, um die Trainingspopulation und das Vorhersagemodell kontinuierlich zu aktualisieren (6) (frei nach Desta & Ortiz 2014).

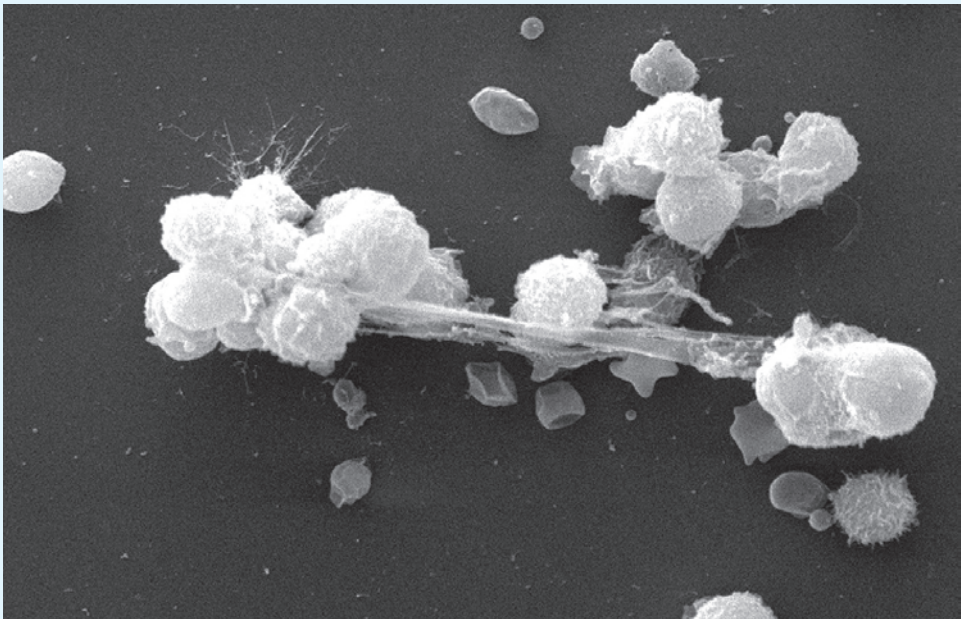
Im Rahmen der Dissertation wurde die Eignung verschiedener mathematischer Modelle zur Vorhersage von Hybridleistung in Raps verglichen. Weiterhin wurde untersucht, inwiefern die Anzahl an genetischen Markern die Vorhersagegenauigkeit beeinflusst. Die Ergebnisse der Dissertation liefern einen grundlegenden Beitrag zur kosteneffizienten Implementierung von genomischer Selektion in Rapszuchtprogrammen.

Dr. Tamara Muñoz Caro

Sektion Veterinärmedizin, Tierbiologie, Medizin, Zahnmedizin und Humanbiologie
Prof. Dr. Anja Taubert (Betreuerin)

Analyses on Extracellular Trap (ET) formation against relevant coccidian parasites of ruminants

Die zum angeborenen Immunsystem gehörenden neutrophilen Granulozyten (PMN) verfügen über verschiedene Effektormechanismen zur Bekämpfung invasiver Pathogene. Darunter fällt der erst seit 2004 bekannte Mechanismus der "Neutrophil Extracellular Trap"(NET)-Bildung, der zur Attacke gegen Pathogene im extrazellulären Kompartiment genutzt wird. In der vorliegenden Dissertation wurden Stadien verschiedener Parasiten, wie die Kokzidien *Besnoitia besnoiti*, *Eimeria arloingi*, *Cryptosporidium parvum*, *Toxoplasma gondii* sowie der Nematode *Haemonchus contortus*, auf ihre Befähigung zur NET-Auslösung untersucht. Mit Ausnahme von *T. gondii* wurden die genannten Arten hier erstmalig als NET-Induktoren identifiziert. Zur Charakterisierung der NETs wurden klassische Komponenten wie Histone, Neutrophile Elastase (NE) und Myeloperoxidase (MPO) mittels antikörperbasierter Untersuchungsverfahren in Ko-Lokalisierungsstudien zu NET-Strukturen nachgewiesen. Weiterführende Messungen von Enzymakti-



Crypto NETs

vitäten als auch funktionelle Inhibitionsexperimente bestätigten, dass NADPH-Oxidase, NE und MPO Schlüsselenzyme der über Kokzidien ausgelösten NETose sind. In Bezug auf sekundäre Botenstoffe, die an der NET-Bildung beteiligt sein könnten, konzentrierten sich die Untersuchungen auf den sog. "store operated calcium entry" (SOCE). Die Verwendung spezifischer SOCE-Inhibitoren führte zu einer signifikanten Verringerung der parasiteninduzierten (*E. bovis*, *T. gondii* und *C. parvum*) NET-Bildung, was einen Kalzium-abhängigen Prozess nahelegt. Da SOCE zudem in den über ERK1/2- und p38 MAP Kinase-vermittelten Signalweg involviert ist, wurde auch die Rolle dieser Enzyme überprüft und gezeigt, dass sie bei der *E. bovis*-induzierten NETose vermehrt phosphoryliert werden. Auch eine chemische Blockade der ERK-MEK- und p38-vermittelten Signalwege bestätigte die Schlüsselrolle dieser Enzyme bei der *E. bovis*-, *C. parvum*- und *T. gondii*-induzierten NETose. Neben Signalwegen wurde hier zudem erstmalig gezeigt, dass der PMN-assoziierte Rezeptor CD11b an der parasiteninduzierten NETose beteiligt ist. Zusammenfassend wird hier postuliert, dass die effiziente NETose den Ausgang parasitärer Infektionen signifikant beeinflussen kann, indem obligat intrazelluläre Parasitenstadien daran gehindert werden, in geeignete Wirtszellen *in vivo* einzudringen.

Dr. Elisa-Maria Hiemer

Sektionsunabhängige Dissertationsauszeichnung

Prof. Dr. Reinhard Ibler (Betreuer)

Autobiographisches Schreiben als ästhetisches Problem. Konstruktionen und Topographien des Jüdischen in der polnischen und deutschen Gegenwartsliteratur.

Welchen Themen widmen sich Werke von jüdischen Autorinnen und Autoren nach 1989? Warum werden ihre Werke oft mit Holocaustliteratur in Verbindung gebracht und welche Probleme entstehen dadurch für das Verständnis? Die Rezeption dieser Literatur scheint vom historischen Wissen um das Schicksal der früheren Generationen untrennbar, vor allem wenn der Text autobiographische Bezüge nahelegt. So verfolgt die Forschung in der Regel eine Einordnung der Texte in das Überlebenden-Narrativ des Holocausts. Auf der Grundlage eines narratologischen (textnahen) Analysewerkzeugs, das ich den autobiographischen Werken Rechnung tragend erweitert habe, diskutiere ich je zwei Beispiele aus der polnischen (Piotr Paziński, Agata Tuszyńska) und der deutschen Literatur (Lena Gorelik, Channah Trzebiner). Meine These ist, dass jeder Text drei Sinnstufungsebenen besitzt, deren Botschaften oftmals widersprüchlich sein können. So kann auf fiktiver Ebene eine glorifizierte Vorkriegsvergangenheit beschrieben werden, während auf der (fiktionalen) Ebene der Erzählung Ausgrenzungserfahrungen dominieren. Erst die abstrakte Ebene, bei der Leserin und Leser die Verbindung von Text und konstruiertem Kontext schaffen, verleiht dem Werk eine Aussage. Der autobiographische Charakter formt dabei maßgeblich unser Bild von Urheberin bzw. Urheber des Textes und somit dessen Aussagewert. Die exemplarischen Positionen zum Jüdischsein werden sowohl aus der Sicht der Gattungsforschung beleuchtet als auch auf dem Hintergrund der gesellschaftlichen und literarischen Entwicklungen in beiden Ländern betrachtet. Trotz der unterschiedlichen literarischen Tendenzen in Polen und Deutschland nach 1989 zeichnen sich gemeinsame Themen in den Werken ab. Sie thematisieren nicht nur den erstarkenden Antisemitismus und die Sicht der „Enkelgeneration“ und begeben sich auf eine mühevolle Spurensuche in Stadt und Peripherie, sondern treten für ein pluralistisches Bild des Judentums ein, suchen und erschaffen individuelle zukunftsfähige Konzepte für den Umgang und den Stellenwert des eigenen Jüdischseins.

Dr. Suzanne Robin Jacobs

Sektionsunabhängige Dissertationsauszeichnung
Prof. Dr. Lutz Breuer (Betreuer)

Assessing the impact of land use on water and nutrient fluxes in the South-West Mau, Kenya

Viele Menschen in den Tropen sind bei der Versorgung mit sauberem Trinkwasser auf tropische Bergregenwälder angewiesen. Bevölkerungsdruck sowie die wirtschaftliche Entwicklung belasten diese Wälder jedoch erheblich. Abholzung und vor allem die Umwandlung in landwirtschaftliche Nutzflächen haben erhebliche Auswirkungen auf die Wasserverfügbarkeit, Wasserqualität und Bodenerosion. In der Dissertation wurde der Einfluss der Landnutzung auf die Wasserverfügbarkeit, die hydrologischen Prozesse und die Nährstoffdynamik im Mau-Wald (Mau Forest Complex) in Kenia untersucht. Drei Teileinzugsgebiete mit unterschiedlicher Landnutzung (tropischer Bergregenwald, kleinbäuerliche Landwirtschaft, kommerzielle Tee- und Baumplantagen) innerhalb eines 1.021 km² großen Einzugsgebietes wurden hierfür mit automatischen Messstationen ausgestattet und kontinuierlich beprobt. Die Analyse ergab einen hohen Grundwasseranteil am Gesamtabfluss, überraschenderweise auch während der Regenzeit. Dies betont die große Bedeutung des Grundwassers für die Wasserverfügbarkeit in der Region. Die höchsten Nitratkonzentrationen wurden im Einzugsgebiet der Tee- und Baumplantagen gefunden. Auch das Einzugsgebiet mit kleinbäuerlicher Landwirtschaft zeigte erhöhte Konzentrationen. Diese werden vermutlich durch die Auswaschung von Düngemitteln in das Grundwasser verursacht, obwohl die applizierte Düngermenge, zumindest in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, auf einem niedrigen Niveau lag. Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass die Landnutzung die Wasser- und Nährstoffdynamik beeinflusst. Abschließend lässt sich festhalten, dass sich, wie eingangs erwähnt, der hohe Bevölkerungsdruck mit dem daraus resultierenden Landnutzungswandel nachteilig auf die Wasserverfügbarkeit und -qualität in tropischen Bergregenwäldern und den stromabwärts gelegenen Regionen auswirkt.

Die wichtigsten Landnutzungsarten im Mau-Wald in Kenia:



Bergregenwald



Kleinbäuerliche Landwirtschaft



Kommerzielle Tee- und Baumplantagen

VII. Personalia



Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen 2019

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaften

W1-Professur für Öffentliches Recht und Menschenrechte:

Michaela Hailbronner, LL.M., J.S.D. (Yale), vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Wirtschaftswissenschaften

W3-Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Digitalisierung, E-Business und Operations Management:

PD Dr. rer. pol. *Jella Caroline Pfeiffer*, vorher Forschungsgruppenleiterin und Akademische Rätin am Institut für Informationswirtschaft und Marketing des Karlsruher Instituts für Technologie.

W1-Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Data Science und Digitalisierung:

Dr. rer. pol. *Nicolas Pröllochs*, vorher Postdoctoral Researcher of Engineering Science der Universität Oxford.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W1-Qualifikationsprofessur für Didaktik der Sozialwissenschaften:

Dr. rer. pol. *Sophie Agnes Schmitt*, vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Philipps-Universität Marburg und Vertreterin einer Professur an der Universität Gießen.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W1-Professur für Islamische Theologie mit dem Schwerpunkt muslimische Lebensgestaltung:

Dr. phil. *Naime Cakir-Mattner*, vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Sprache, Literatur, Kultur

W1-Professur für Deutsch als Zweitsprache mit dem Schwerpunkt Gesteuerter Zweitspracherwerb:

Dr. phil. *Jana Gamper*, vorher Akademische Mitarbeiterin an der Universität Potsdam.

W3-Professur für Slavische Literaturwissenschaft (Ost- und Westslavistik):

Prof. Dr. phil. *Dirk Uffelman*, vorher W3-Professor für Slavische Literaturen und Kulturen an der Universität Passau.

Psychologie und Sportwissenschaften

W2-Professur für Pädagogische Psychologie:

Dr. rer. nat. *Alexander Michael Eitel*, vorher Akademischer Rat am Lehrstuhl für Pädagogische und Entwicklungspsychologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

W3-Professur für Leistungsphysiologie und Sporttherapie: Prof. Dr. rer. nat. *Karsten Krüger*, vorher W2-Professor für Sport und Gesundheit am Institut für Sportwissenschaft der Leibniz-Universität Hannover.

W1-Professur für Psychotherapieforschung:

Dr. rer. nat. *Julian Amadeus Rubel*, vorher wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Trier.

W2-Professur für Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sportdidaktik:

Dr. phil. *Verena Sofie Oesterhelt*, vorher Assistenzprofessorin an der Paris-London-Universität Salzburg (Österreich).

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W1-Professur für Geographie der Klima-Umwelt-Mensch-Beziehung:

Dr. rer. nat. *Lea Caroline Schneider*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geographie der Universität Gießen.

W1-Qualifikationsprofessur für Mathematik mit dem Schwerpunkt Stochastische Analysis:

Dr. rer. nat. *Thomas Kruse*, vorher Postdoctoral Researcher an der Universität Duisburg-Essen.

Biologie und Chemie

W3-Professur für Anorganische Chemie:

Prof. Dr. rer. nat. *Klaus Müller-Buschbaum*, vorher W2-Professor für Anorganische Chemie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg.

W1-Professur für Algorithmische Bioinformatik:

Dr. rer. nat. *Stefan Maximilian Janssen*, vorher wissenschaftlicher Mitarbeiter am Universitätsklinikum Düsseldorf.

Agrarwissenschaft, Ökotropologie und Umweltmanagement

W1-Professur für Ernährungssoziologie:

Dr. *Stefan Wahlen*, vorher Assistant Professor für Konsum- und Haushaltssoziologie an der Universität Wageningen (Niederlande).

Medizin

W2-Professur für Biomarker-Forschung:

PD Dr. med. *Till Keller*, vorher wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) der Abteilung Kardiologie der Kerckhoff-Klinik und Klinischer Leiter des Kerckhoff-Herzforschungsinstituts in Bad Nauheim.

Veterinärmedizin

W1-Professur für Pferdeorthopädie:

Dr. med. vet. *Janina Burk-Luibl*, vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Leipzig.

W3-Professur für Lebensmittelsicherheit und Verbraucherschutz:

Apl. Prof. Dr. med. vet. *Corinna Kehrenberg*, Ph.D., vorher kommissarische Direktorin des Instituts für Lebensmittelqualität und Lebensmittelsicherheit an der Stiftung Tierärztliche Hochschule Hannover.

W2-Professur für Klinische und Veterinärmedizinische Virologie:

Dr. med. vet. *Benjamin Jakob Joachim Lamp*, Ph.D., vorher Senior Scientist am Institut für Virologie der Veterinärmedizinischen Universität Wien (Österreich).

W3-Professur für Parasitologie/Zoonosen:

Prof. Dr. rer. nat. *Franco Harald Falcone*, vorher Associate Professor in Allergy and Infectious Diseases der University of Nottingham (Großbritannien).

Außerplanmäßige Professuren

PD Dr. rer. nat. *Thomas Böttger*, Gruppenleiter am Max-Planck-Institut für Herz- und Lungenforschung, Abteilung Entwicklung und Umbau des Herzens, Bad Nauheim, für das Fachgebiet: Molekulare Genetik.

PD Dr. rer. nat. *Andreas Schwiertz*, Abteilungsleiter Forschung und Entwicklung, Medizinisches Versorgungszentrum, Institut für Mikroökologie GmbH, Herborn, und Leiter Forschung und Entwicklung, Symbio Gruppe, Herborn, für das Fachgebiet: Gastrointestinale Mikrobiologie.

PD Dr. med. *Johannes Karl Heinrich Sperzel*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) der Abteilung Kardiologie und Leiter der Elektrophysiologie der Abteilung Kardiologie der Kerckhoff-Klinik, Bad Nauheim, für das Fachgebiet: Innere Medizin.

Dr. rer. nat. *Jutta Billino*, Akademische Rätin am Arbeitsbereich für Allgemeine Psychologie der Universität Gießen, für das Fachgebiet: Allgemeine Psychologie.

Aus dem Dienst ausgeschieden

Dr. *Arno Koch*, Institut für Förderpädagogik und Inklusive Bildung.

Prof. Dr. *Kornelia Ziegler*, Institut für Pharmakologie und Toxikologie.

Dr. *Eva-Marie Felschow*, Universitätsarchiv.

VIII. Biographische Notizen



Biographische Notizen

Dr. Knut Ehlers, Jahrgang 1976, studierte Agrarwissenschaften an der Justus-Liebig-Universität in Gießen und arbeitete anschließend dort freiberuflich als bodenkundlicher Gutachter und als Projektmitarbeiter an der Professur für landwirtschaftliches Beratungs- und Kommunikationswesen. 2006 zog er für seine Promotion zur Fruchtbarkeit tropischer Böden an der ETH Zürich in die Schweiz – mit Forschungsaufenthalten in Kenia, Burkina Faso, Schweden und Norwegen. Seit 2010 arbeitet er am deutschen Umweltbundesamt (UBA) – zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter – seit 2016 als Fachgebietsleiter des Fachgebiets „Landwirtschaft“.

Bernhard Hartmann (geb. 1972 in Gerolstein/Eifel) studierte Polonistik und Germanistik in Mainz, Wrocław, Roskilde und Potsdam. Anschließend Tätigkeit als Lehrbeauftragter und wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Slawistischen Instituten der Universitäten Potsdam, Berlin (HU), Erfurt, Wien und Bochum. Seit 2009 freiberuflicher Übersetzer literarischer und geisteswissenschaftlicher Texte aus dem Polnischen. 2013 ausgezeichnet mit dem Karl-Dedecius-Preis.

Buchpublikationen

- 2019 Martyna Bunda, *Das Glück der kalten Jahre*, Berlin: Suhrkamp Verlag.
- 2019 *Im Schatten von Krieg und Holocaust. Psychoanalyse in Polen im polnisch-deutsch-jüdischen Kulturkontext*, hg. v. Ewa Kobylinska-Dehe, Paweł Dybel, Ludger M. Hermanns, Gießen: Psychosozial-Verlag (Übersetzung der polnischsprachigen Beiträge).
- 2018 Włodzimierz Borodziej, Maciej Górny, *Der vergessene Weltkrieg. Europas Osten 1912–1923, 2 Bde.*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- 2018 Tomasz Różycki, *Der Kerl, der sich die Welt gekauft hat. Gedichte*, Berlin: edition.fotoTAPETA.
- 2015 *Das Tagebuch der Rywka Lipszyc*, Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag.
- 2014 Hanna Krall, *Weiße Maria*, Frankfurt/M.: Neue Kritik.
- 2014 Maria Janion, *Die Polen und ihre Vampire. Studien zur Kritik der Phantasmen*, Berlin: Suhrkamp (mit Thomas Weiler).
- 2014 Adam Zagajewski, *Leichte Übertreibung*, München: Hanser (mit Renate Schmidgall).
- 2013 Marcin Borzymowski, *Von Danzig nach Lübeck. Eine Meeresfahrt im Jahre 1651*, Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang (= Colloquia Baltica 23).
- 2013 Julia Hartwig, *Und alles wird erinnert. Gedichte 2001–2011*, Frankfurt/M.: Neue Kritik.

- 2012 Hanna Krall, *Rosa Straußenfedern*, Frankfurt/M.: Neue Kritik.
- 2012 Tadeusz Różewicz, *Und sei's auch nur im Traum. Gedichte 1998–2008*, Passau: Stutz
- 2010 Lidia Amejko, *Die Vorstadtheiligen*, Köln: DuMont.
- 2009 Tadeusz Różewicz, *Mutter geht*, Passau: Stutz (mit Alois Woldan).

Außerdem zahlreiche Übersetzungen (Lyrik, Erzählprosa, Essay) in Zeitschriften (u. a. Sinn und Form, Akzente) und Anthologien, u. a. von Lidia Amejko, Irit Amiel, Stanisław Barańczak, Stefan Chwin, Jacek Dehnel, Julia Hartwig, Jarosław Iwaszkiewicz, Jarosław Mikołajewski, Czesław Miłosz, Tomasz Różycki, Artur Szlosarek, Olga Tokarczuk und Adam Zagajewski.

Dagmar Klein, M.A., Kunsthistorikerin, Autorin, Gästeführerin. Jg. 1956, Schulzeit in Bochum. Krankenschwester in Dortmund und Herdecke/Ruhr. 1979 zum Studium nach Gießen: Soziologie, Medizinische Psychologie, Kunstgeschichte. Magisterabschluss 1989 zu „Arnold Böcklin“, betreut von Prof. Dr. Norbert Werner. Parallel zum Studium jobbte sie als Krankenschwester, auch im Uni-Klinikum Gießen. Seit 1991 Gästeführerin in Gießen und freie Kulturjournalistin. Diverse Publikationen zur lokalen Geschichte, Gutachten zu Denkmalschutz und Gedenkkultur. 1997 Elisabeth-Selbert-Preis des Landes Hessen im Bereich Journalismus und Bronzene Ehrenplakette der Stadt Gießen für ihr erstes Buch: „Frauen in der Giebener Geschichte“, 1997.

Julia Klöckner ist seit März 2018 Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft. Die studierte Theologin und Politikwissenschaftlerin und gelernte Journalistin arbeitete zuerst als Chefredakteurin, bevor sie von 2002 bis 2011 dem Deutschen Bundestag angehörte. Von 2009 bis 2011 war sie bereits im gleichen Bundesministerium Parlamentarische Staatssekretärin. 2011 wechselte sie nach Rheinland-Pfalz und wurde Vorsitzende der CDU-Fraktion im dortigen Landtag. Sie ist stellvertretende CDU-Bundesvorsitzende und Landesvorsitzende der CDU Rheinland-Pfalz. Stand April 2020

Maria Krautzberger war von Mai 2014 bis Dezember 2019 Präsidentin des Umweltbundesamtes (UBA). Die gebürtige Oberbayerin studierte von 1973 bis 1976 Soziologie und Anglistik an der Universität München und von 1976 bis 1979 Verwaltungswissenschaften an der Universität Konstanz. Von 1980 bis 1992 war sie bei der Stadtverwaltung Wuppertal unter anderem als Ab-

teilungsleiterin im Amt für Stadtentwicklung und Umweltschutz tätig. Danach war sie sechs Jahre Umweltsenatorin in der Hansestadt Lübeck und bekleidete zeitweise das Amt der stellvertretenden Bürgermeisterin. Bevor Maria Krautzberger zur Präsidentin des UBA ernannt wurde, war sie Staatssekretärin in der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. Dort wirkte sie unter anderem an der Einführung der Berliner Umweltzone mit.

Franziska Müller, M.A. (*1994), studierte seit dem Wintersemester 2013/14 an der Justus-Liebig-Universität Geschichte, Germanistische Linguistik und Kunstgeschichte und schloss ihr Master-Studium 2019 ab. Neben ihrer Stelle als Hilfskraft am Institut für die Geschichte der Frühen Neuzeit bei Prof. Dr. Horst Carl arbeitete sie von 2017–2020 im Archiv des Liebig-Museums, wo sie unter Betreuung durch den Wissenschaftshistoriker Prof. Dr. Christoph Meinel die Bestände ordnete und inhaltlich erschloss.

Prof. Dr. Sigrid Ruby wurde 1968 in Düsseldorf geboren. Sie studierte Kunstgeschichte, Amerikanistik und Volkswirtschaftslehre in Bonn, Frankfurt a.M. und an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts. 1998 wurde sie in Bonn mit einer Arbeit über die Präsentation und Rezeption US-amerikanischer Kunst in Westdeutschland bzw. Westeuropa nach dem Zweiten Weltkrieg promoviert. Sigrid Ruby war wissenschaftliche Assistentin am Institut für Kunstgeschichte der Justus-Liebig-Universität in Gießen, wo sie sich im Jahr 2007 mit einer Arbeit über Bilder der Favoritin im frühneuzeitlichen Frankreich habilitierte. 2014 nahm sie einen Ruf an die Universität des Saarlandes in Saarbrücken an, 2016 wechselte sie auf die Professur für Neuere und Neueste Kunstgeschichte an der JLU. Forschungsschwerpunkte von Sigrid Ruby sind die europäische Hofkunst und -kultur der Frühen Neuzeit, Porträtkunst und Gender Studies, die Kunst der (Post-) Moderne sowie kunstgeographische und institutionengeschichtliche Fragestellungen. Sie ist Mitbegründerin des ab 2001 aufgebauten digitalen Bildarchivs *prometheus* (www.prometheus-bildarchiv.de). Seit 2018 arbeitet Sigrid Ruby als Teilprojektleiterin im SFB/Transregio 138 „Dynamiken der Sicherheit. Formen der Versicherheitlichung in historischer Perspektive“ (<https://www.sfb138.de>) mit und erforscht die Interdependenzen von Haus, Geschlecht und Sicherheit in der visuellen Kultur der Frühen Neuzeit. In einem weiteren derzeit von der DFG geförderten Forschungsprojekt widmet sie sich einer Revision des künstlerischen Surrealismus in den 1940er/1950er Jahren.

Thorsten Schäfer-Gümbel (geb. 1969) ist seit Oktober 2019 Vorstandsmitglied und Arbeitsdirektor der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ). Nach dem Studium der Politikwissenschaften arbeitete er zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Internationale Beziehungen des Instituts für Politikwissenschaft der JLU Gießen und ab 1998 als Referent im Dezernat für Soziales, Schulen und Jugend der Universitätsstadt Gießen. Von 2003 an war er Mitglied des Hessischen Landtags, seit 2009 Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion und des SPD-Landesverbandes Hessen. 2013 wurde er zum stellvertretenden Vorsitzenden der SPD gewählt. Im Parteivorstand war er u.a. für die Themen Steuern/Finanzen, Kultur sowie für die Beziehungen zu den Ländern Asiens, insbesondere China verantwortlich. Von Anfang Juni 2019 bis Ende September 2019 führte er die SPD als einer von drei kommissarischen Vorsitzenden.

Dr. Alissa Theiß studierte Vor- und Frühgeschichte, Ältere deutsche Literatur und Kunstgeschichte an der Philipps-Universität Marburg. Von 2011 bis 2019 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Philologie des Mittelalters in Marburg, wo sie ab 2012 zudem die Redaktion *Mittelalter und Frühe Neuzeit* des Rezensionforums *Literaturkritik.de* leitete. Sie war an unterschiedlichen Ausstellungen zur materiellen Kultur des Mittelalters beteiligt und konzipierte Museumskoffer für Schule und Erwachsenenbildung. Ihre interdisziplinäre Dissertation „Höfische Textilien des Hochmittelalters: Der ‚Parzival‘ des Wolfram von Eschenbach“ wurde 2018 mit dem Promotionspreis der Philipps-Universität Marburg ausgezeichnet. Für ihr sammlungsbezogenes Lehrforschungsprojekt „Höfische Kultur lesbar machen“ erhielt sie den Preis für innovative Lehre der Philipps-Universität Marburg. Aktuell beschäftigt sie sich mit dem didaktischen Potential der Objekte aus Universitätsammlungen. Seit April 2019 ist sie Referentin für Sammlungskoordination der Justus-Liebig-Universität Gießen.